

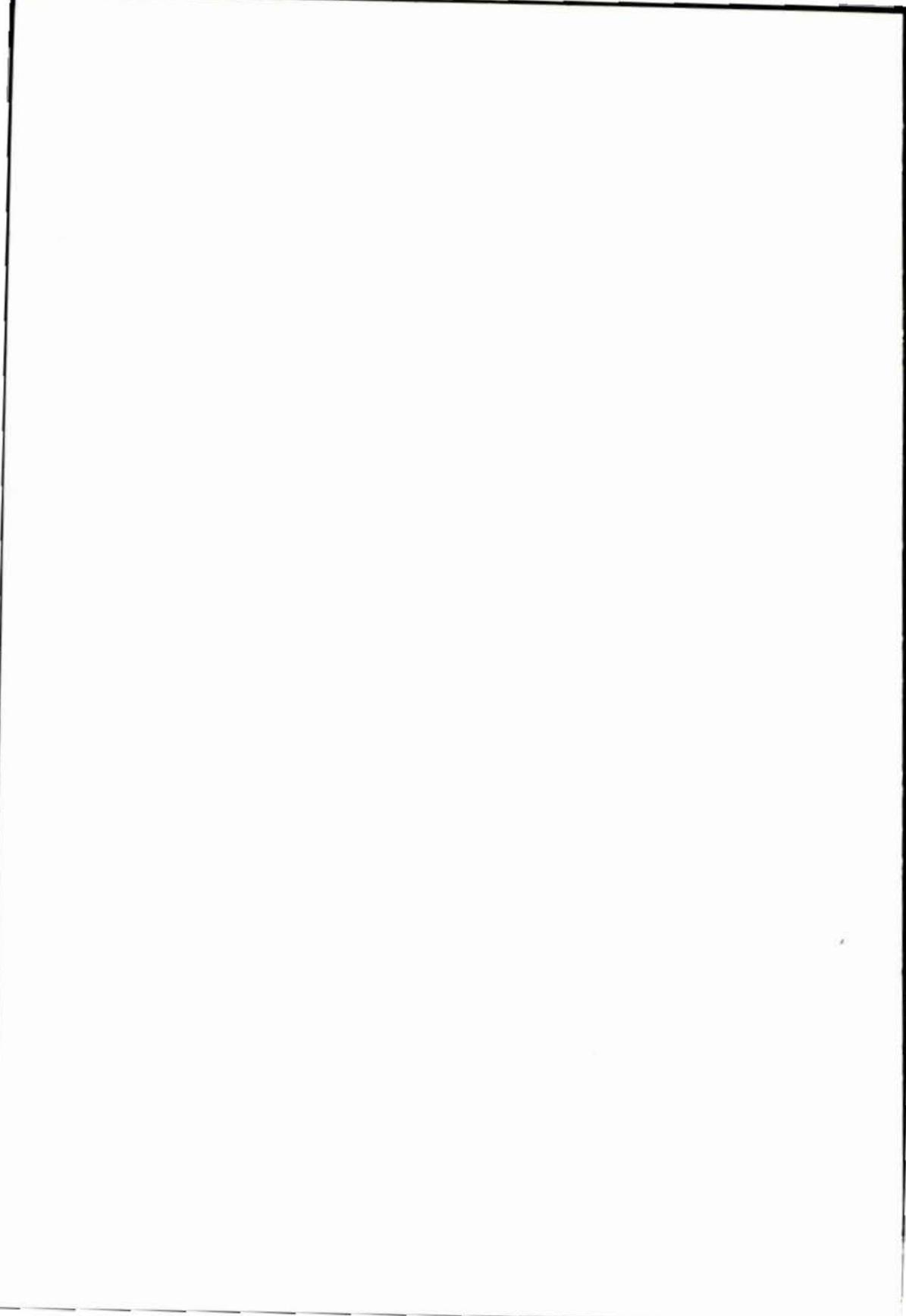
SCHRIFTEN des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte DER BAAR



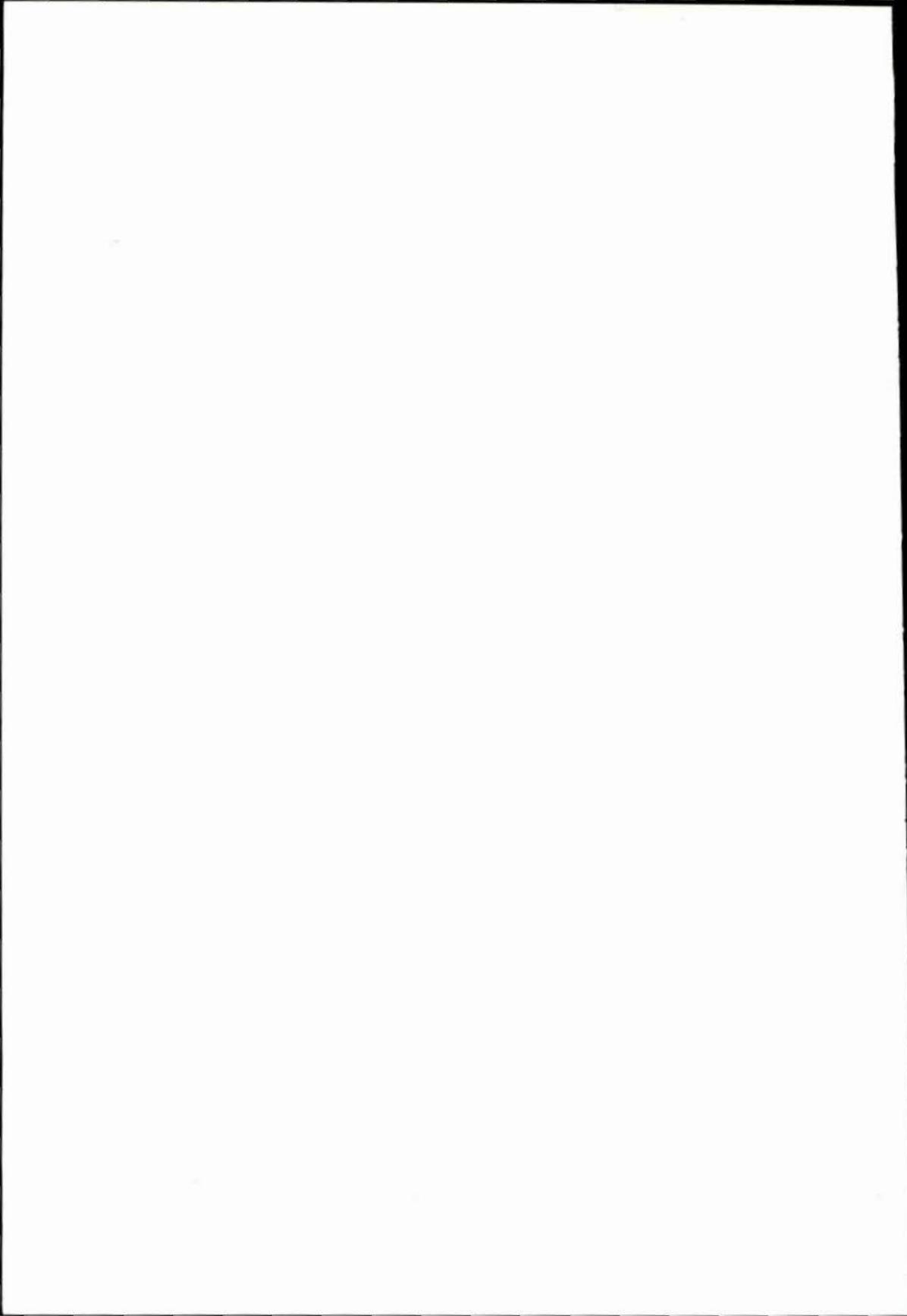
35. Band 1984

ISSN 0340-4765

ISBN 3-88277-012-0







SCHRIFTEN
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
in Donaueschingen

35. Band – 1984

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
7710 Donaueschingen 1984

Schriftleitung: Wolfgang Hilpert

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Arbeit selbst verantwortlich

ISSN 0340-4765
ISBN 3-88277-012-0

Druck: Revellio, Grafische Betriebe GmbH, 7730 Villingen-Schwenningen
Lithos: Industrie-Repro, 7730 Villingen-Schwenningen
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Joachim Fürst zu Fürstenberg 60 Jahre	8
Gottfried Schafbuch (1898 – 1984)	10
Pfarrer Josef Keller – Seelsorger und Universalgelehrter	13
Prof. Dr. Franz Kirchheimer †	15
<i>Horst Banse</i> Die Baar – Eine neue Deutung des Landschaftsnamens	17
<i>Helmut Herrmann</i> Bemerkenswerte Funde zur Flora und Fauna der Baar	26
<i>Dieter Aschoff</i> Palmbrauch in den ehemaligen Landkreisen Villingen und Donaueschingen	42
<i>Hans-Leopold von Sperber</i> Stirbt der Deutsche Wald? – Vom Forstamtsbericht aus Wolfach zum EG-Gipfel in Stuttgart	65
<i>Willi Paul</i> Das Plattenmoos bei Tannheim in geomorphologischer Sicht	80
<i>Andreas Weber</i> Das Plattenmoos auf einer neuen Vegetationskarte	87
<i>Christa und Hans-Robert Wagner</i> Die Eulenmühle an der Gauchach – Geschichte einer Mühle und ihrer Bewohner von 1540 bis 1973	94
<i>Michael Witschel</i> Zur Ökologie, Verbreitung und Vergesellschaftung des Reckhändlerle (<i>Daphne cneorum</i>) auf der Baar und im Hegau – gleichzeitig ein Beitrag zum Phänomen der Reliktföhrenwälder	119
<i>Helmut Herrmann</i> Die Bienen-Ragwurz (<i>Ophrys apifera</i>) – Ihre abweichenden Formen in der Baar und in unmittelbar angrenzenden Gebieten	136
<i>Ulrich Knapp</i> Der ehemalige Altar in der Schloßkapelle zu Heiligenberg – Sein Aufbau und seine Skulpturen	148

*Dieter Knaupp*Frühmittelalterliche Wehranlagen an der Keuper-Lias-Kante
in der Baar bei Schwenningen

167

Buchbesprechungen

191

Vereinschronik

200

Anschriften der Verfasser

204

Die Abbildung auf der Vorderseite des Umschlags zeigt einen Reckhöldele-Bestand bei Geisingen. – Vgl. dazu den Beitrag „Zur Ökologie, Verbreitung und Vergesellschaftung des Reckhöldele (*Daphne cneorum*) auf der Baar und im Hegau – gleichzeitig ein Beitrag zum Phänomen der Reliktföhrenwälder“ von Michael Witschel.

Vorwort

Ein weiteres Mal stellt der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ Forschungsergebnisse über die Baar und ihre Nachbargebiete aus zahlreichen Fachgebieten der Öffentlichkeit vor. Er betont damit einerseits die Vielgestaltigkeit dieser Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart, dokumentiert aber auch den Wandel und die nicht selten bedenklichen Veränderungen, die eine häufig nur auf Tagesvorteile bedachte Gesellschaft verursacht. Der Baarverein versteht sich so als Hüter der Tradition, zugleich aber auch als Mahner.

Durch mancherlei widrige Umstände hat sich die Fertigstellung des vorliegenden Bandes 35 über Gebühr verzögert. Die Schriftleitung hofft auf die Nachsicht der Leser, vor allem aber der Autoren.

Ein besonderes Wort des Dankes schuldet der Verein den Autoren der einzelnen Beiträge, die ihre Fähigkeiten und ihre Arbeitskraft uneigennützig in den Dienst der guten Sache gestellt haben. Dank und Anerkennung gebührt aber auch den Mäzenen und Institutionen, die durch Zuschüsse die Kosten für die Veröffentlichung des Bandes in dieser aufwendigen Form zu tragen geholfen haben.

Es waren dies:

S.D. Joachim Fürst zu Fürstenberg

DM 1500,-

Schwarzwald-Baar-Kreis

DM 1000,-

Stadt Donaueschingen

DM 500,-

Bezirkssparkasse Donaueschingen

DM 500,-

Wolfgang Hilpert

Joachim Fürst zu Fürstenberg 60 Jahre

Am 28. Juni 1983 konnte S.D. Joachim Fürst zu Fürstenberg seinen 60. Geburtstag vollenden. Der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“, seit seinen Anfängen im Jahre 1805 eng mit dem Hause Fürstenberg verbunden, hat dem Jubilar aus diesem Anlaß Glückwünsche übermittelt.

Blättert man in den Archivbeständen unseres Vereines nach, stößt man nicht selten auf ältere Glückwunschartikeln anlässlich fürstlicher Jubiläen, die in ihrem devoten Pathos den Eindruck erwecken können, daß die Gratulanten mehr von höfischer Pflicht als von Neigung geleitet worden waren. Die mit „demokratischem Öl gesalbten“ Menschen des 20. Jahrhunderts durften dagegen – frei vom Zwang zu „untertänigster Ergebenheit“ – schlichtere, aber ehrliche Worte für ihre Glückwünsche wählen. Der Wortlaut des Schreibens sei im folgenden wiedergegeben:

„Wenn sich am heutigen Tage auch der ‚Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar‘ in die große Schar der Gratulanten zu Ihrem 60. Geburtstag einreihet, so ist dies nicht einfach ein Akt der Höflichkeit oder gar Opportunismus. Der Baarverein fühlt sich vielmehr seinem Protektor und dessen Haus aus alter Tradition heraus in besonderer Weise verbunden, waren es doch gelehrte Männer aus dem Kreise des fürstlichen Hofes, die in den letzten Jahren des souveränen Staates Fürstenberg aus dem Bestreben heraus, ‚das Vaterland kennenzulernen und ihm zu nützen‘, wie es in der Konstitutionsakte heißt, diese Vereinigung gegründet haben. Von Anfang an wurde ihr von Seiten der Fürsten lebhaftes Interesse entgegengebracht und Unterstützung gewährt, nicht zuletzt durch die Möglichkeit, unbegrenzt in Archiv, Bibliothek und Sammlungen wissenschaftlich arbeiten zu können. Auf der anderen Seite hat diese Verbindung zu unserem Verein auch dem Hause Fürstenberg vielfältigen Gewinn gebracht: der Auf- und Ausbau Ihrer Kunstinstitute im 19. Jahrhundert ist nicht zuletzt vom Baarverein entscheidend mitgetragen worden.

Der wechselseitige Nutzen ist aber nicht auf längstvergangene Zeiten beschränkt; wir dürfen hier an die Ausstellung erinnern, die der Verein anlässlich seines Gründungsjubiläums 1980 in Ihren Sammlungsräumen veranstalten durfte (und zu deren Eröffnung wir Sie persönlich begrüßen konnten), die von der Besucherzahl wie vom Echo der Öffentlichkeit her gesehen ein großer Erfolg war. Es ist sicher nicht vermessen, zu behaupten, daß diese Ausstellung in ihrer besonderen Charakteristik (Vereinsgeschichte – fürstlicher Hof – Stadt Donaueschingen) wesentliche Impulse für die nachfolgende Umgestaltung eines Teiles der Schausammlung gegeben hat.

Mit Dankbarkeit möchten wir heute auch erwähnen, daß Sie sich immer der Tradition Ihrer Vorfahren verpflichtet fühlten und sich mit großer Selbstverständlichkeit bereiterklärt haben, unserem Verein mit seinen Archivalien, seinen Materialien und seiner Geschäftsstelle in Ihren Instituten dauerndes Gastrecht zu gewähren. Wir hoffen und wünschen, daß dies auch künftig so bleiben kann. Insbesondere wünschen wir Ihnen, daß die wirtschaftliche Grundlage für die Bewahrung Ihres bedeutenden kulturellen Erbes erhalten bleibt; das gute Image des Hauses Fürstenberg ist zum großen Teil gerade mit dem auf seine Art besonders hoch zu bewertenden fürstlichen Kunst- und Kulturerbe verbunden.

Im Sinne dieser alten Verbundenheit wünscht Ihnen der ‚Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar‘ anlässlich Ihres 60. Geburtstages weiterhin Gesundheit, Optimismus, Erfolg und eine glückliche Hand in allen Dingen!“



Foto: Grill

S.D. JOACHIM FÜRST ZU FÜRSTENBERG

Gottfried Schafbuch (1898-1984)

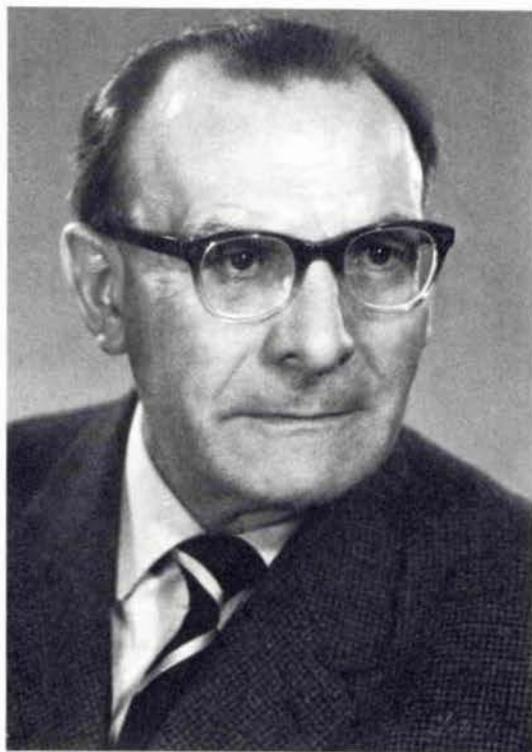


Foto: Grill

O Boor, mii Boor, hol mech doch hoam,
 dier g'hör ech alli Ziite,
 es mont zum Grabgsang mier emool
 nuu d'Hoametglocke liite.

Nun haben Sie ihm geläutet: am 25. Oktober 1984, um 13.30 Uhr, als der im 86. Lebensjahr Heimgegangene auf dem Hüfinger Heimatfriedhof seine letzte Ruhestätte fand. Über 20 Jahre stand er im Dienste der Stadt, davon 15 Jahre als Ratschreiber. „Die Pflege des heimatlichen Brauchtums, der Baarerer Mundart sowie die Erforschung der Geschichte seiner Heimatstadt lag ihm besonders am Herzen. Wir wollen ihm für all das, was er uns gegeben hat, mit seinen eigenen Worten danken.“ So Bürgermeister Max Gilly in seinem Nachruf am offenen Grabe, wobei er den eingangs wiedergegebenen Vers aus Gottfried Schafbuchs Kantate „Mii Boor – mii Hoamet“ zitierte.

Emil Bader, der aus Göschweiler stammende Volksschullehrer und unvergessene „Vater der badischen Heimatstuben“, hat Schafbuch einen „der guten Geister der Lucian-

Reich-Stadt“ genannt. Er war es nicht nur für die Bürger seiner Vaterstadt. Wer immer, von auswärts kommend, der reichen Geschichte, der Kunst und Kultur der einstigen fürstenbergischen Oberamtsstadt auf der Baar nachspürte, der fand im „Hüfing Stadtschreiber“ einen guten Freund und verlässlichen Wegweiser. Er war die lebendige Chronik seiner Vaterstadt, die er liebte. Echt, treu und herb wußte er das Lob der Baar und seiner Menschen zu singen. Die kirchlichen und weltlichen Feste, den schlichten Alltag und die Natur im Wandel der Jahreszeiten lebte und schilderte er in seiner besinnlich-alemannischen Art wie keiner vor ihm.

Und keiner in unserem Jahrhundert war so wie er berufen, dem Fremden die Schatztruhen Hüfingens zu öffnen. Es war mit ein Verdienst Gottfried Schafbuchs, daß die Stadt 1958 Lucian Reichs „Hieronymus“, diese erste Volkskunde des alemannischen Landes, im Original neu erscheinen ließ. Man hat Schafbuch bisweilen den „Johann Peter Hebel der Baar“ genannt. Zweifellos ist er einer der stärksten und sprachgewandtesten Nachfahren aus dem Hüfing Künstlervölkchen des vorigen Jahrhunderts, vor allem der Brüder Lucian und Franz Xaver Reich. Ihr Werk und ihre Persönlichkeiten hat er in liebevollen Studien und Essays für die Nachwelt festgehalten.

Vorwiegend Themen der Vergangenheit, der Romantik und dem bürgerlichen Biedermeier auf der Baar galt Schafbuchs schriftstellerisches Schaffen. In seiner Mundartdichtung aber ist er unmittelbar gegenwärtig und unauswechselbar. Der bürgerlich-bäuerliche Mensch, Natur und Jahreszeiten auf der Baar – sie werden von dem Mundartdichter Schafbuch nicht nach-, sondern mitempfunden. Sie sind erlebt: Menschen und Dinge haben ihr Leben aus der schmucklosen, dafür farbenreichen und bildkräftigen Sprache des heimatischen Idioms. Und Humor und Mutterwitz sind stets rechtzeitig zur Stelle, um diese Volks poesie nicht ins Rührselige abgleiten zu lassen.

Nicht ohne Grund hat Gottfried Schafbuch seiner Lyriksammlung vom Jahr 1945, die im Selbstverlag in Hüfing (ohne Jahr) erschien, den Titel einer seiner schönsten Mundart-schöpfungen gegeben: „Ägetli“. Wie ein Selbstporträt des Schafbuchschen Sagens und Dichtens aus dem Mutterboden der Baar erscheint uns dieses Gedicht von den Reckhöl-derli. Nachstehend vier Strophen:

Kennscht des Blüemli, des demütig,
wo im Wald verborge schoht?
's blüeit verschrocke, duftet zärtli,
wenn dor d'Boor de Friebling goht.

Guck, ech ha baar Schöbli gfunde
und dehoam in Bode gsetzt,
bi am Sunntig zuene gsesse,
ha's mit Hoametliebi gnetzt.

Z'erscht do hond si kleiweng gsäerbet,
selli schii und ängstli dau;
aber mit vill Hätschle, Schtriichle
ha' ne ne ech de Butze gnau.

Ägetli sind schtill, verdattret,
hanget zäh am Hoametgrund.
Pflegs reacht guet mit Lieb' und Güeti,
daß en frische Triib nohkunnt!

Herausgegeben von der Stadt Hüfingen, liegt seit 1972 Gottfried Schafbuchs dichterisches wie schriftstellerisches Schaffen in dem Band „Mii Boor – Mii Hoamet“, der als Nr. 15 in der Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen erschienen ist, vor. 1978 hat die Stadt ihren Ratschreiber und Heimatdichter zum Ehrenbürger ernannt. Im Ehrenbürgerbrief heißt es: „Der ganze Reichtum des Baaremer Dialekts wurde durch ihn in seiner Vielfalt erkennbar und als unschätzbares Gut erhalten. Darüber hinaus hat er sich mit seinen Schriften aus der Geschichte unserer Stadt verdient gemacht.“ Mit dem Bundesverdienstkreuz war Gottfried Schafbuch bereits am 20. Dezember 1973 ausgezeichnet worden.

Die äußeren Lebensschicksale des Mundartdichters und treuen Hüters der heimischen Geschichte verzeichnet neuerdings August Vettters Chronik der Stadt Hüfingen (1984). Hier nur einige der wichtigsten Daten.

Der Gottfried, als Jüngster von sechs Söhnen des Josef Schafbuch am 3. Januar 1898 in Hüfingen geboren, entstammte der zweiten Ehe seines Vaters, die 1894 mit Ida Kramer geschlossen worden war. Zwei seiner vier Schwestern wurden Ordensfrauen. Vier seiner Brüder fielen während des ersten Weltkrieges in Frankreich. Den Traum vom Besuch des Donaueschinger Gymnasiums mußte der Schulbub angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse der kinderreichen Familie begraben. Dem Tod seiner Brüder sowie seiner schwächlichen Konstitution – unter Freunden nannte sich Gottfried einen „Säerbling“ (Schwächling) – hatte es der nachmalige Heimatdichter zu verdanken, daß ihm der Kriegsdienst erspart blieb. Unter dem langjährigen Hüfinger Ratschreiber August Hutzler ausgebildet, wurde er Ratschreiber. Während des Zweiten Weltkrieges tat er Dienst beim Donaueschinger Wehrbezirkskommando. Danach übte er erneut sein Amt im Rathaus bis 1962, dem Jahr des Übertritts in den Ruhestand, aus.

Der ersten Ehe des Hüfinger „Stadtschreibers“ mit Paula Johanna Nabholz entstammen fünf Kinder. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau heiratete Gottfried Schafbuch die Freiburgerin Gretel Belz. Ein Sohn des nunmehr Heimgegangenen wurde Palottinerpater, die älteste Tochter leitet die Hauswirtschaftsschule in Donaueschingen, ein Sohn wirkt an der Villinger Gewerbeschule, eine Tochter und ein weiterer Sohn haben ihren Wohnsitz in Donaueschingen.

Mit dem Heimgang Gottfried Schafbuchs verlor der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar eines seiner langjährigsten und ansehnlichsten Mitglieder. 1918 – damals 20 Jahre zählend – war er in den Verein eingetreten. Vom 14. Oktober 1964 bis zum 12. Januar 1978 wirkte er als Vorstandsmitglied im Verein. Als er im letztgenannten Jahr – inzwischen ein Achtziger – auf eine Wiederwahl in den Vorstand verzichtete, ernannte die Mitgliederversammlung ihn einstimmig zum Ehrenmitglied.

Im Band 32 der Schriften des Vereins (1978) ehrte der Verein sein Hüfinger Ehrenmitglied mit der Veröffentlichung des Textes der Hüfinger Ehrenbürgerurkunde und auszugsweise der Laudatio, die Bürgermeister Max Gilly anlässlich der Ernennung Gottfried Schafbuchs zum Ehrenbürger der Stadt Hüfingen gehalten hatte. In den Annalen des Vereins wird der Name Gottfried Schafbuch stets einen Ehrenplatz haben.

Lorenz Honold

Pfarrer Josef Keller

Seelsorger und Universalgelehrter

Am 29. März 1984 wurde in der Lindberghalle in Ippingen im Beisein hoher Gäste an Herrn Pfarrer Josef Keller das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland durch Herrn Landrat Hans Volle überreicht. Mit der Verleihung des Verdienstkreuzes wurden die großen Verdienste, die Herr Keller sich auf den verschiedensten Wissensgebieten erworben hat, gewürdigt.

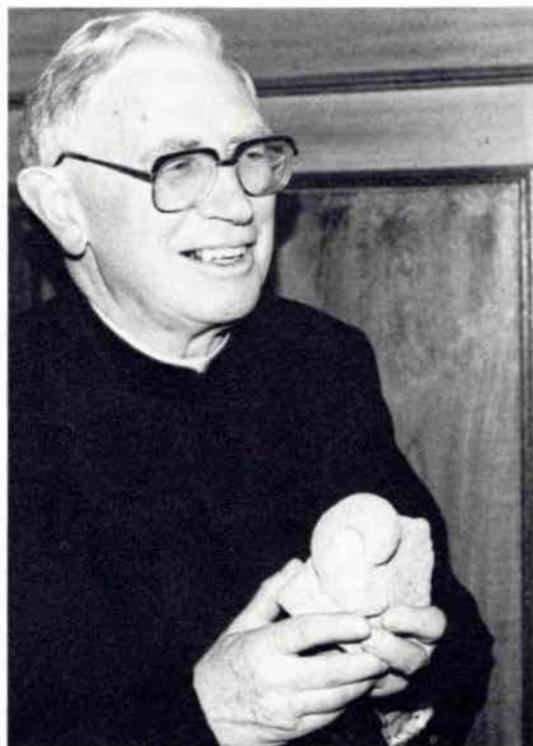


Foto: Otto Huber

Herr Pfarrer Josef Keller wurde am 29. März 1910 in Singen am Hohentwiel geboren. Sein Abitur legte er am Suso-Gymnasium in Konstanz ab. Anschließend studierte er Philosophie und Theologie an der Universität in Freiburg. Nach seiner Ordination wirkte er als Vikar an mehreren Stellen in unserer Erzdiözese. Am 4. September 1946 übernahm er die F. F. Pfarrei Ippingen als Pfarrverweser. Im Mai 1948 wurde Herr Keller von Sr. D. dem Prinzen Max zu Fürstenberg auf die Pfarrei Ippingen präsentiert. Seit dieser Zeit entfaltet Pfarrer Keller eine außergewöhnliche, segensreiche Tätigkeit auf den verschiedensten Wissensgebieten.

Als Theologe steht Herr Keller heute noch als aktiver Pfarrer treu zu seinem „adsum“, das er bei der Priesterweihe seinem Bischof gelobte.

Dank seines guten Rufes als Theologe und Linguist ist er als Mitarbeiter des Vetus-Latina-Instituts in Beuron tätig.

Große Verdienste erwirbt sich Herr Keller auch als Historiker und Heimatforscher. Immer wieder ist sein Rat begehrt, besonders wenn es um die Übersetzung alter Schriften und Urkunden geht.

Mosaiksteinchen gleich versucht er die Geschichte Ippingens und des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Amtenhausen zusammenzufügen. Trotz der vielen Talente und Fähigkeiten ist Pfarrer Keller der einfache, schlichte Dorfpfarrer geblieben.

Während die heutigen Universitäten zu Pflanzstätten für Teilwissenschaften geworden sind, erteilen selbst Spezialisten Herrn Keller das Attribut eines Universalgelehrten.

Er ist auf dem Felde der Sprachwissenschaften wiederum ein Sprachforscher und Sprachkünstler ganz besonderer Art, der an die 25 Sprachen in Wort und Schrift beherrscht. Während seines Studiums in Freiburg knüpfte er die ersten Kontakte zu chinesischen Kommilitonen. Er war von ihrer fernöstlichen Sprache so fasziniert, daß die chinesische Sprache heute noch eine seiner Lieblingssprachen ist.

Es ist staunenswert, wie er es als Einzelgänger fertigbringt, zugleich arabische, russisch-mongolische, japanische Sprache und Schrift – um nur wenige zu nennen – durch seltene Wörterbücher sich gebrauchsfertig anzueignen.

Das liebenswürdigste Ergebnis seiner Sprachstudien ist wohl die Übersetzung des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ in alle europäischen Sprachen. Eine Neuauflage dieses Liedes in über 200 Sprachen liegt druckreif vor. So wird an Weihnachten auf der ganzen Welt das Lied gesungen, zu dessen Verbreitung Herr Pfarrer Keller viel beigetragen hat.

Als Paläontologe und Geologe weiß Herr Keller, wie vergänglich alles auf Erden ist, selbst das Gestein, er ist sich auch der Vergänglichkeit aller menschlichen Lebensformen bewußt. Um so mehr ist das Museum Keller, wie man das Ippinger Pfarrhaus nennen kann, immer wieder Anziehungspunkt zahlreicher Studenten, geologisch interessierter Mitmenschen und in- und ausländischer Professoren, die Pfarrer Kellers Raritäten staunend bewundern. In seiner Sammlung befinden sich Zeugen aus Jahrmillionen der Erd- und Lebensgeschichte. Als besondere Kostbarkeiten gelten die Triboliten, die Muscheln, die Seeigel, die Korallen, die Farne und Schachtelhalme. Für Herrn Pfarrer Keller sind seine Steine gleichsam Teile der „Genesis“.

Erstaunlich, ja geradezu bewundernswert sind ebenfalls seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Botanik, besonders der heimischen Orchideen und ihrer Standorte. Kaum haben die ersten Sonnenstrahlen den Schnee im März verdrängt, so ist Herr Keller jedes Wochenende mit lernbegierigen Studenten und Botanikern unterwegs im Amtenhausener Tal, um ihnen die Schönheiten der Natur Gottes näher zu bringen.

So gibt es kaum ein Wissensgebiet, auf dem Herr Pfarrer Keller nicht Fachmann ist, sei es als Theologe, Linguist, Paläontologe, Geologe, Botaniker oder Historiker.

Die vielen im In- und Ausland lebenden Gelehrten und Wissenschaftler sehen in Pfarrer Keller den „venerabilis et modernis temporibus doctor admirabilis“.

F. Vögele

Prof. Dr. Franz Kirchheimer †



Prof. Dr. phil. Franz Kirchheimer (geb. 1. Juli 1911 in Müllheim/Baden), Altpräsident des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg und Emeritus der Fakultät für Geowissenschaften der Universität Heidelberg, ist am 17. Juni 1984 für alle unerwartet im Loretto-Krankenhaus in Freiburg an den Folgen einer Operation verstorben. Damit ist ein langjähriges Mitglied des Vereins und ein Kenner der Geschichte und Naturgeschichte der Baar dahingegangen. Seine hervorragenden Verdienste in der paläontologischen Wissenschaft, der Erzlagerstättenforschung, um die Entwicklung der Landesgeologie in Baden-Württemberg, der Bergbaugeschichte und -münzkunde werden an anderer Stelle entsprechend gewürdigt¹⁾. Diese Erinnerungszeilen sollen dem Freunde der Baar und ihrer Menschen gelten, gleichzeitig auch die engen freundschaftlichen Bande in Erinnerung bringen, die ihn in schweren und guten Zeiten gleichbleibend mit S. D. Max Egon Prinz zu Fürstenberg und damit dem Fürstlichen Hause überhaupt verbanden.

Obwohl extern in Freiburg, war Franz Kirchheimer doch ein äußerst aktives Mitglied des Vereins, das die Sitzungen der Abteilung Naturgeschichte durch Vorträge bereicherte und insbesondere in den Schriften Beiträge in geschliffenem Stil von hohem wissenschaftli-

¹⁾ Ein ausführlicher Nachruf mit dem Nachweis der Schriften wird zu Beginn des Jahres 1985 in den Mitteilungen des Geologischen Jahrbuches in Hannover erscheinen.

chem Wert veröffentlichte, die der Geologie, dem Bergbau und der Geschichte der Fürstenbergischen Lande gewidmet waren. Erwähnt seien „Die Bergmünzen aus dem ehemaligen Fürstentum Fürstenberg“ (24, S. 72-106; 1956) und „Fürstenberg und die geologische Landesaufnahme in Baden“ (29, S. 76-84; 1972). Veröffentlichungen in anderen wissenschaftlichen Organen beschäftigten sich mit Bergbau und Hüttenwesen in der Baar, dem einstigen, sehr bedeutenden Bergbau in der Kinzigtäler Herrschaft der Fürstenberger, der Eisenschmelze von Eberfingen im Wutachtal, den Bergmarken (Kantingeld) der ehemaligen Schmelzwerke im südlichen Schwarzwald.

Dem besonderen Interesse und der Aktivität des Verstorbenen ist es zu verdanken, daß die Erzlagerstätten des Kinzigtals, aber auch jene um Hammereisenbach nach dem 2. Weltkrieg nochmals eingehend mineralogisch-geologisch, insbesondere auch unter dem Gesichtspunkt der Uranprospektion, auf ihre Bauwürdigkeit untersucht wurden. Die Ergebnisse waren nicht geeignet, den Bergbau wieder zu beleben, brachten aber eine abschließende wissenschaftliche Dokumentation und erlaubten dem F. F. Hause, den Antrag auf Bestätigung der alten Bergrechte im Rahmen des 1971 in Kraft getretenen Bundesberggesetzes zu stellen. Die rein mineralogischen Untersuchungen, die von speziellem wissenschaftlichem Wert sind, laufen noch und werden viele zusätzliche Erkenntnisse bringen. Schließlich hat der nunmehr Dahingeschiedene die Schätze des Fürstlichen Münzkabinetts, insbesondere jene, die mit dem Bergbau zusammenhängen, in zahlreichen montannumismatischen Publikationen behandelt. Wenn Franz Kirchheimer den Weg über den Schwarzwald, sei es zum Bodensee oder in den Rottweiler Raum, nahm, war ein Besuch im Fürstenberg-Archiv und in der Hofbibliothek obligatorisch, auch den hervorragenden Produkten der F. F. Brauerei wurde dann Reverenz erwiesen.

Ein Mensch von höchster Bildung und ungeheurem Wissen ist von uns geschieden, der trotz dieser Gaben stets einfach geblieben ist. Er hat die Feder für immer aus der Hand gelegt.

Kurt Sauer

Die Baar

Eine neue Deutung des Landschaftsnamens

von Horst Banse

Weit reichen die Bemühungen zurück, den Landschaftsnamen¹⁾ Baar zu deuten. Zu einem überzeugenden Ergebnis scheinen sie nicht geführt zu haben. Während man früher u. a. an eine Urbedeutung barre (= Schranke) dachte, als Wahrzeichen eines Verwaltungs- oder Gerichtsbezirkes, gibt man jetzt eher einer Erklärung den Vorzug, die auf „offenes, ergiebiges Land“ zielt. Zudem wird das Wort mit ziemlicher Entschiedenheit dem „Altalemannischen“ zugewiesen.

So etwa faßt KARL S. BADER die Forschungslage zusammen²⁾, die bisher ganz offensichtlich von der Germanistik und den Geschichtswissenschaften, speziell der Rechtsgeschichte, bestimmt war. Doch sind die beiden herausgehobenen Versuche³⁾ nicht widerspruchsfrei. Das mhd.⁴⁾ Wort barre (= Schranke) wurde nämlich erst um 1200 aus dem Altfranzösischen übernommen⁵⁾ und konnte gewiß nicht schon ein halbes Jahrtausend vorher in den schriftlichen Überlieferungen des 8. Jahrhunderts als Grundwort der mit Personennamen gebildeten Komposita auftreten – wie in *Peraholtespera* (um 745) oder *Bertoltisbara* (760)⁶⁾. Auch ist in Nebenformen mhd. bar (= Schranke) mit kurzem und langem Vokal überliefert⁷⁾, was wiederum KARL BOHNENBERGER Schwierigkeiten bereiten muß, dessen Abhandlung gerade der Quantität des Selbstlautes großen Wert zumißt⁸⁾. Er beruft sich auf ahd. bāra (= Tragbahre) und das ahd. Suffix –bāri (= –bar)⁹⁾ und gelangt so auf dem Wege über eine „ertragreiche, leicht nutzbare Stelle“ zur Bezeichnung „weit ausgehnter offener Landstriche“.

„In pago Bara“ (857) – oder Para (889) – hat jedenfalls zunächst eine wie immer geardete Landschaft apostrophiert, bevor ein territorialrechtlicher Terminus für Teil-Baaren oder Grafschaften daraus wurde und dann endlich der Name der Landschaft. Das schließt nicht aus, daß die *Barre* wie die Fruchtbarkeit unter passenden Umständen und an jeweils geeigneten Plätzen zur Bildung von Örtlichkeitsnamen beitrugen. Ob dies tatsächlich auf die Baar oder Baaren in Baden und Württemberg zutrifft, ist das Problem, das ich von einer bislang unbeachteten Seite her beleuchten möchte.

Die Namenkunde stützt sich ja nicht nur auf linguistische Ableitungen und historische Überlegungen. Sie bedarf immer auch der Realprobe, sei es als Korrektiv oder zur Bestätigung. Als ich zuerst von der Baar hörte¹⁰⁾, stellte ich mir darunter keineswegs ein archaisches Agrargebiet vor, sondern aus Gründen, die ich noch darlegen werde, eine wenigstens vor Zeiten quellen- und sumpfreiche Landschaft. Das fand ich dann treffend bestätigt, als ich sie bereiste.

Natürlich weiß jedermann in der Baar besser als der Ortsfremde, daß in der an sich regenarmen Mulde zwischen dem mittleren Schwarzwald und der Südwest-Alb einerseits sowie andererseits dem Wutach-Land und den oberen Neckar-Gäuen nicht nur Donau und Neckar entspringen. Und bekannt ist auch, „daß hier die Moore und Sumpfflächen so dicht liegen wie an wenigen Stellen Deutschlands“¹¹⁾. Solche Attribute dürften die prähistorische Topographie der Baar noch weit stärker geprägt haben als das heutige fruchtbare Feuchtgebiet erkennen läßt. Dieser Befund widerspricht gewissermaßen der Auffassung des Landschaftsnamens als einer Bezeichnung für urtümliche landwirtschaftliche Nutzflächen.

Merkwürdigerweise sind Möglichkeiten der Deutung, die sich an dem geschilderten Sachverhalt orientieren, nicht genützt worden. Um die vorhandenen, wenngleich überwachsenen Spuren freizulegen, knüpfte ich an FRANZ BEYERLES Fazit an, nach dem „so ziemlich alles für ein hohes Alter der Baarnamen“ spricht, obwohl ich seiner Argumen-

tation sonst nicht folge. Außerdem lasse ich mich von seiner Beobachtung leiten, daß die Albuinipara des 8. Jahrhunderts, also die Albwins- alias Volkoldsbaar, sich breit über die Linie der Orte auf -ingen erstreckte, die im östlichen Oberschwaben den alemannischen Siedlungsraum der Landnahmezeit markieren. Sie streicht von der unteren Iller über Mietingen, Äpfingen, Göggingen nach Südwesten, ungefähr parallel zur einst befestigten Iller-Bodensee-Grenze der Römer.

Doch östlich davon, östlich noch der heutigen Mundartgrenze zum Bairischen, rechts des Lech, liegt die Quelle der Paar, die an zwei Dörfern Paar vorbeifließt und nördlich Baar bei Ingolstadt in die Donau mündet¹²⁾. Die Dörfer hießen im 12. Jahrhundert Barr(e) und Parr(a), eines 1354 Baar; der Fluß am Ende des 13. Jahrhunderts Parra und Paar, 1368 Barr¹³⁾. HANS BAHLOW sieht darin eine Bar-aha, mithin eine Baar-Ache, und scheint auch eine entsprechende Form von 1141 zu kennen¹⁴⁾. Das stimmt eigenartig überein mit der Kleinen Paar, die bei Oberbaar und Unterbaar entspringt und sich als Ach(e) bei Neuburg in die Donau ergießt. Im 13. Jahrhundert wurde sie Barre geschrieben, woraus einmal mehr die erheblichen Schwankungen der Vokalquantität ersichtlich sind, von den b/p-Varianten ganz zu schweigen, auf die ich noch eingehen werde.

Nun wissen wir spätestens seit den grundlegenden Arbeiten von HANS KRAHE zur Hydronymie Mitteleuropas¹⁵⁾, daß sich vor allem unter den Gewässernamen unsere ältesten Sprachreste verbergen, älter oft als jede schriftliche Überlieferung. Denn die Benennungen von Örtlichkeiten der unterschiedlichsten Beschaffenheit bleiben in vielen Fällen auch dann bewahrt, „wenn eine Bevölkerung mit einer anderen Sprache eine Gegend zu ihrem Siedlungsraum macht“¹⁶⁾. Gerade die Art und Weise der alemannischen Landnahme mit ihren einzelnen unsystematischen Vorstößen ließ reichlich Zeit, vorhandene Örtlichkeitsnamen in den eigenen Sprachschatz zu übernehmen, und später bot sich Gelegenheit, sie zu tradieren, wenn auch ihr appellativer Charakter dabei allmählich verlorengegangen sein mag und Eigennamen entstanden.

Selbstverständlich ist es nicht leicht, solche sprachlichen Versteinerungen aufzuspüren und zu identifizieren, weil sie fast in aller Regel von jüngerem und lautgleichem Wortgut überlagert wurden, was der eingangs erörterte Wettstreit der Barre mit der Fruchtbarkeit beispielhaft lehrt. Andere homonyme Vokabeln, gängige oder obsolete, bietet jedes einschlägige Lexikon, wie meine Beispiele zeigen¹⁷⁾. Ihre Existenz begründet die sogenannte Homonymenfurcht¹⁸⁾, d. h. die Scheu vor Mißverständnissen beim Gebrauch auch nur lautähnlicher Ausdrücke unterschiedlicher Herkunft, die häufig den Verlust des älteren, wohl unverständlich oder entbehrlich gewordenen zur Folge hat, wenn er nicht, in eine onomastische Nische abgedrängt, als Örtlichkeitsname alle sprachlichen Veränderungen überdauert – wie vielleicht die Baar.

Um die Basis dieses Ansatzes zu festigen, will ich weiteres, für den Vergleich geeignetes Namenmaterial beibringen, ausgehend von dem vormals keltisch besiedelten Raum des südlichen und westlichen Deutschland. Zweckmäßig erscheinen neben den Flußnamen auch sonst kompositorische Bildungen, soweit sich zu einem Bestimmungswort Ba(a)r- oder Pa(a)r-, wie im Falle der Bar-Ache, ein Grundwort fügt, das irgendeine Qualität von Wasser vermittelt. Denn KRAHE hat am Beispiel vordergermanischer einstämmiger Namen nachgewiesen, daß deren Ableitungen nicht selten durch verständliche Grundwörter ersetzt wurden, meist zur Präzisierung¹⁹⁾.

Bereits ERNST FÖRSTEMANN hat erkannt, daß der Stamm Bar- als Bestimmungswort in Flußnamen vorkommt²⁰⁾. Er nennt Bahra a. d. Bahra in Unterfranken, die nach Ausweis der Urkunden von 1141 und 1165 tatsächlich eine Bar-aha war. Außerdem führt er eine Parawa (760) in Baden und Parowe (12. Jh.) in Bayern auf, also Bar-Auen. Weil noch mhd. ouwe zuerst Wasser oder Strom bedeutete, wie weithin viele Wasserläufe mit Namen Aue bestätigen, sind diese Par-ouwen in die inhaltliche Nähe des Barbachs zu rücken, der

(816) bei Prüm in der Eifel sprudelte und an den elsässischen Ortsnamen Barenbach gemahnt. Der wiederum entspricht sprachlich der niederdeutschen Barbeke im Flußgebiet der Oberweser, wo nahebei der Flurname Barbrunnen entstand²¹⁾, und dem Dorfe Barbecke bei Salzgitter, wohl auch Borbeck und Borbecke in Nordrhein-Westfalen.

Die Ausstrahlung keltischen Einflusses oder gar die Ausdehnung keltischer Besiedlung nach Norden mögen noch kontrovers diskutiert und die niederdeutschen Barbeken folglich den Barbächen Süddeutschlands zugerechnet werden. Anders verhält es sich mit dem Namen der um 1300 nachgewiesenen Wüstung Barac bei Plön in Schleswig-Holstein, in dem unschwer eine Bar-Ache erkennbar ist, und mit dem Ortsnamen Barmissen ebendort²²⁾, dessen Grundwort als uraltes Sumpfwort gilt²³⁾. Barenaue im niedersächsischen Kr. Bersenbrück gehört gleichfalls in diese Sammlung, womöglich auch Barenbruch im ehemals pommerischen Kr. Naugard sowie Barenbroek in den Niederlanden und im Süden die schwäbischen Barr(en)wiesen²⁴⁾. Ausdrücklich möchte ich den Flurnamen Paar in Riekenbostel bei Bremen anfügen und die Baarlake im Bremer Oberblockland. Beide benennen, wie noch immer erkennbar ist, vormals sumpfige Stellen.

Angesichts seiner Verbreitung über das ganze alte Germanien ist zu fragen, wie dieses altertümliche Wasserwort Ba(a)r oder Pa(a)r philologisch einzuordnen sei. Die nächste Gelegenheit dazu bietet die Germanistik, was trotz aller bisherigen Anstrengungen beinahe übersehen wurde. „JOHANN HÜBNERS reales Staats- Zeitungs- und Conversations-Lexicon“²⁵⁾ weist nämlich Baar(e) noch am Ende des 18. Jahrhunderts als Wort der deutschen Hoch- und Umgangssprache aus. Baaren heißen danach „auf der See die großen Wellen, welche von Sturm und Ungewitter, oder auch durch die verborgenen Klippen entstehen“. So hat übrigens die deutsche Seemannssprache das Wort bis in unser Jahrhundert bewahrt²⁶⁾. Es ist als bara (= Woge, unebene Oberfläche) bereits im Altnordischen nachgewiesen und mit dem etwas reduzierten Bedeutungsinhalt von „Welle“ in vielen nord- und westgermanischen Sprachen erhalten²⁷⁾. Seine Abstammung ist noch ungesichert²⁸⁾. JAN DE VRIES vermutet in den nördlich-stürmischen Baaren (= Wogen) recht poetisch, ob schon nur tastend, „die Tragenden“ und gesellt sie damit etymologisch zur Bahre und zur Fruchtbarkeit. Jedoch paßt eine solche Erklärung allenfalls zu einer sanften Dünung, kaum zu den Strudeln, die im Unwetter an verborgenen Klippen aufwallen. Denn die „tragen“ den Schiffbrüchigen mitnichten.

Dieser Unbestimmtheit wegen und weil ich mich vorhin auf das vormals keltische Germanien bezog, will ich darstellen, inwiefern gerade die Keltologie eine Deutung bereithält, die überraschend nahe bei dem germanistischen Fund liegt. Das neuirische Wort *tobar* meint nämlich Quelle und mittellirisch *fobar*²⁹⁾ zudem einen unterirdischen Bach. Auch sind gall. **borva* (= Sprudel) erschlossen sowie mittelbretonisch *beraff* (= fließen) belegt und kymrisch *beru* (= träufeln)³⁰⁾. Auffällig ist dabei, daß Irisch zu den sog. q-keltischen Sprachen zählt³¹⁾, die einen älteren Sprachzustand bewahrten, was nachdenklich stimmt im Hinblick auf so viele noch ungelöste Fragen zur Entstehung und Ausbreitung der Kelten oder Protokelten in Europa.

Es ist nun nicht mehr zu übersehen, daß sich, was die Baar anlangt, sprachlicher Befund und Realprobe auf verblüffende Weise decken. In Seitingen, unweit Tuttlingen, fand ich das Grundwasser dicht unter der Flur anstehend, und an den Wiesenhängen traten vielfach – und sprudelten manchmal – kleine Quellen aus dem Boden. Im semantischen Zusammenhang wirkt auch die seltsame Erscheinung der Donauversickerungen frappierend, die eine bei Immendingen und eine zweite bei Fridingen, nahe der Mündung der Bära in die Donau.

Um abzuschätzen, ob der germanische oder der keltische Bezug mehr Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann – vorausgesetzt im Namen der Baar versteckt sich ein altes Strudel- oder Quellwort – muß der indogermanische Ursprung gesucht und auf seinen Be-

deutungsinhalt hin geprüft werden. Hier gibt es Abgrenzungsschwierigkeiten, die alle bisherigen Irritationen verständlich, aber auch einen neuen Vorschlag möglich machen. Denn neben der idg. Wurzel *bher- (= tragen), die der eingangs geschilderten Deutung von K. BOHNENBERGER zugrundeliegt, ist gleich eine ganze Reihe lautgleicher idg. Wurzeln erschlossen³²⁾. Darunter begegnet die Wurzel *bher-, die modifizierend auch mit Schwa-Laut oder silbischem r auftritt und Erweiterungen kennt, besonders ein m-Formans.³³⁾ Ihre Grundbedeutung bezeichnet jedes Aufwallen. Sowohl das Lodern von Feuer kann damit ausgedrückt werden wie das Wirbeln von Dampf und Dunst oder das Quellen und Sieden von Wasser.

Der älteste einzelsprachliche Beleg dazu, altindisch bhrama, bezeichnet denn auch eine unruhige Bewegung: das Flackern der Flamme so gut wie allgemein Strudel. Deshalb bringt JAN DE VRIES das Wort mit altnordisch brim (= Brandung, Meer) in Verbindung³⁴⁾. Zu Recht, denn aus ein und derselben Wurzel sind offensichtlich Feuer- und Wasserwörter hervorgegangen, im Deutschen neben brennen und Brand auch Brunnen und Born, um nur einige ablautende aufzuzählen und dabei die häufige Erscheinung der Metathese vorzuführen³⁵⁾. Bei solcher Fülle lautgleicher idg. Wurzeln und einer entsprechenden Vielfalt von Derivaten entsteht fast unvermeidlich eine Art Konkurrenzdruck. Für den Zweck dieser Arbeit möchte ich an einem nicht zufälligen anglistischen Beispiel demonstrieren, wie er sich auswirken kann. Im Altenglischen ist das Wasserwort brym (= Flut, Meer) vorhanden, im Beowulf brim (= Woge)³⁶⁾, andererseits mittenglisch nach JULIUS POKORNY auch noch das Feuerwort brim (= Glut) erhalten. Beide sind aus eben der idg. Wurzel *bher/bhr-m erwachsen. Doch sie verschwinden aus dem Wortschatz, während ae. brymme (= Rand), aus einer dritten idg. Wurzel *bher- (= Kante), mit dem ne. Wort brim (= Rand) durchaus eine Fortsetzung fand. Der Verdrängungsvorgang läßt sich rudimentär auch in Deutschland rekonstruieren. Denn mhd. brem (= Rand), das in nhd. *verbrämen* noch vorhanden ist, stehen die mehrfach vorkommenden Flußnamen Breme gegenüber – nach BAHLOW im Eichsfeld, in Hessen und in Rheinland-Pfalz.

Es ist leicht vorstellbar, daß sich Ähnliches auch mit dem Titelwort begab, weil es sich bekanntlich nicht nur in einem Fachidiom behauptete, sondern auch in namenkundlichen Nischen *und* weil ahd. Homonyme in gehöriger Menge zur Verfügung standen³⁷⁾, sozusagen als Voraussetzung für die Unterdrückung oder Umdeutung des einstmaligen Wortsinnes.

Da die sanfte Welle „Bara“ vor allem der nordgermanischen Sprachen sich inhaltlich weiter von seiner vermuteten idg. Wurzel entfernt hat als das keltische Quellwort bar³⁸⁾, dürfte dem keltischen Bezug auch der Vorrang gebühren bei der Bestimmung des Landschaftsnamens Baar. Daran ändert auch die vermittelnde Rolle der seemännischen Baaren und des an. bara nichts, mit dem bemerkenswerterweise auch „unebene Oberflächen“ bezeichnet wurden, wie Wasserstrudel sie bewirken. Beide helfen immerhin die Verwandtschaft sichern.

Mit ablautenden Spielarten ist in der Indogermanistik freilich immer zu rechnen. Sie sind eine ständige Begleiterscheinung der Namenforschung nicht nur hierzulande, sondern ebenso im südlichen Europa, wie die aus derselben Wurzel stammenden Gewässernamen *Borm-* in Dakien, Ligurien und Spanien sowie *Form-* im venetischen Istrien bekunden³⁹⁾.

Belangvoll für die Untersuchung ist in diesem Kontext vor allem POKORNYs Mitteilung, daß der Name der Stadt Bresles, unweit des Flusses Bresle in der Normandie, im 11. Jahrhundert sowohl *Barella* wie *Berella* geschrieben wurde, worin er Deminutive zu Flußnamen mit dem Stamm Bar- sieht⁴⁰⁾. Ich möchte meinerseits Barbanne-de-Lussac und Barbanne-de-Pommerol im frz. Département Gironde erneut ins Gespräch bringen⁴¹⁾, zwei Nebenflüsse der Isle, deren Grundwort -banne dem Bestimmungswort der Ban-fe zur oberen Lahn gleicht. Das wird als Schilfwasser-Wort angesehen⁴²⁾ und ist mutmaßlich auch in dem Namen des antiken Brigobanne enthalten, das im Donauquellgebiet bei Hüfingen

a. d. Breg lag⁴³). Dessen Bestimmungswort bietet die Gelegenheit, die Gleichstellung des Flußnamens Paar mit dem Landschaftsnamen Baar zu betreiben, was ihre anlautenden Konsonanten anbetrifft. Denn aus dem kelt. Brigantia wurde im alemannischen Bereich das heutige Bregenz, das im 11. Jahrhundert Brigana hieß; aus dem kelt. Brigenna dagegen das bayerische Prien a. d. Prien⁴⁴).

Natürlich irritiert die b/p-Variante, weil die 2. Lautverschiebung, die deutsche, p zu pf oder f werden ließ⁴⁵). Aber nicht einmal oberdeutsche Örtlichkeitsnamen haben ausnahmslos alle lautlichen Veränderungen mitgemacht, wie die Prien beweist, eben weil die Appellative, die Gattungsnamen der Frühzeit, manchmal schon vorher zu Eigennamen erstarrten. In unserem Fall darf man mit guten Gründen von einem Etymon b(a)r ausgehen⁴⁶).

Denn allemal ist die älteste schriftliche Überlieferung nur die zufällig älteste. Die Sprechgewohnheiten einer Gegend wie auch die orthographischen Eigentümlichkeiten und die Herkunft der Schreiber, ja regelrechte Rechtschreibmoden ehemals raten zur Vorsicht, wenn es gilt, wie hier, mit hinreichender Sicherheit auch nur einen konsonantischen Anlaut zu bestimmen. Schließlich existierten bereits im 1. Jahrhundert ihrer Dokumentation nebeneinander Para und Bara für die Baar und Parr-a und Barr-e für Fluß oder Dörfer Paar, deren Namen übrigens auch mit unterschiedlichen Vokallängen vorkommen. Wenn es sich um keltische Sprachreste handelt, wovon ich längst ausgehe, ist ferner das wichtigste Merkmal kelt. Sprachentwicklung zu beachten, der Schwund von idg. p im Silbenanlaut: lat. pater entspricht air. athir (= Vater).

Bezirke und Landschaften, Länder und Staaten nach einem Fluß zu benennen, ist eine Gewohnheit geblieben bis in unsere Tage. Das Saarland zeigt es, und wir nennen es umgangssprachlich auch „die Saar“⁴⁷). Aus alten Zeiten will ich, um die indogermanische Weitläufigkeit der Erscheinung darzutun, die von WILHELM EILERS untersuchten Flußnamen u. a. auf -bar im Persis der Antike, der heutigen Provinz Fars im Iran, anführen. Denn: „Landschaftsname und Ortsname, als «Flußufer» benannt, sind uns ganz geläufig“, heißt es in seinem Aufsatz⁴⁸).

Analog dazu schlage ich endlich vor, in der Baar, genauer: „in pago Bara“, gemäß wörtlicher Übersetzung aus dem Lateinischen, ein Baar-Gäu zu erkennen, eine Gegend mit Quellen. Ich tue das nicht zuletzt deshalb, weil das grammatische Kollektivum Gau selbst, ähnlich Gewässer aus der Vorsilbe Ge- und dem schon eingeführten Wasserwort -au gebildet, nichts anderes als einen Landstrich am Wasser meint. In auffälliger Übereinstimmung hat sich in Württemberg der Ortsname Bargau bei Schwäbisch Gmünd erhalten, dessen älteste Schreibweisen zu prüfen wären. Wo aber ist der Wasserlauf, der dem Pagus Baar, dem Baar-Gäu, seinen Namen gegeben haben mag, wenn nicht an sich schon das quellenreiche Gelände „in der Bär“, wie es 1397 einmal hieß, und 1466 „im Bäre“⁴⁹), Anlaß genug war, es erst Baar zu bezeichnen und dann zu benennen?

Es könnte die Bära sein, die auf der Südwest-Alb, am Rande der Baar, entspringt. Sie wird zumeist für eine Bären-Ache gehalten, wie die ihr anliegenden, jedoch relativ jungen Dörfer Bären(h)al verraten. Nun haben FÖRSTEMANN-JELLINGHAUS nicht nur bar als Bestimmungswort in Flußnamen identifiziert, sondern desgleichen den Stamm bera, wenn auch noch getrennt davon. Sie isolieren ihn von ahd. bero (= Bär) und bër (= Eber), deren Einflüsse auf eine der Germanistik verhaftete Onomastik nicht unterschätzt werden sollen. Ber-Bäche spürten sie beinahe im Dutzend auf und mehr noch andere kompositorische Bildungen. Ich hebe hier Berebronna (1116) hervor, das heutige Bellebrune bei Calais, und die Wüstung Berenbrunnen in der Pfalz, hauptsächlich jedoch Bera (862 und 1190), eine Ber-Ache wahrscheinlich, die zur Bäre im Harz wurde und orthographisch gegenwärtig wieder zur Behre mit ihrem zweiten Quellfluß Bere. Erst recht gehört das südhessische Berfa a. d. Berf hierher, als Kompositum der prähistorischen Wasserwörter Ber- und -apa⁵⁰). Sie alle stellen die für den Vergleich wichtige Verbindung her zu Berau bei Bonn-

dorf, am Südrand der Baar, das einmal (1027) Berowa hieß.⁵¹⁾ Vielleicht steckt hinter der badischen Parawa von 760, wofür FÖRSTEMANN eintritt, Berau – vielleicht aber auch die Bära.

Selbstverständlich haben Tiere, entsprechend ihrer großen Bedeutung für die Menschen der Vorzeit, Pate gestanden bei der Benennung von Örtlichkeiten, zumal wenn Jagdriten zu vermuten sind. Aber auch bei Umbenennungen oder Umdeutungen! Das Bedürfnis, Namen zu verstehen, war früher, als sich in ihnen noch die Wirklichkeit des Benannten offenbarte, sicher weit größer als heute, wie das Namen-Geheimnis in Märchen und Sage ausweist. Deswegen dürften volksetymologische Umdeutungen häufiger unseren Blick verstellen als uns bewußt und erforscht ist. So sind die vielen Hundsbäche in Deutschland gewiß nicht sämtlich Hunde-Bäche, vielmehr etymologisch eher in die Nähe der Hunte zu rücken, eines linken Nebenflusses der Weser. Und die Hase zur Ems wie auch der Hasbruch bei Oldenburg sind wahrlich nicht die natürlichen Biotope der Langohren⁵²⁾. Mit den Bärenbächen wird es sich ähnlich verhalten, gerade weil die menschenähnliche Gestalt der Ursiden die Phantasie beschäftigt.

Der ndl. Örtlichkeitsname Berendrecht ist jedenfalls nicht mit Bärendreck zu übersetzen, sondern als kompositorischer Wasserlauf-Name erkennbar⁵³⁾. Auch wurde das oben erwähnte Barenbroek, für MAURITS GYSSELING ein „kahles Sumpfgelände“, 1139 noch Berenbruoch geschrieben⁵⁴⁾. Dazu paßt, trotz der Vokalkürze, Berrenbruch bei Aachen. Die Erinnerung an den bereits erörterten Ortsnamen Barella, der auch Berella überliefert ist, mag noch einmal von volksetymologischen Vereinfachungen abraten, eben weil er außerhalb des deutschen Sprachgebietes aufgefunden wurde.

Nach alledem fasse ich den Landschaftsnamen Baar als vorgermanischen Örtlichkeitsnamen auf, der womöglich schon in der keltischen Phase die schwierige b/p-Variante besaß, wie ein air. Ausdruck zu bezeugen scheint: *topur co mbara búaine*. J. VENDRYES schlägt als Übersetzung eine „ständig fließende Quelle“ vor⁵⁵⁾.

Allerdings ist noch weitgehend ungeklärt, wo und wie das Volk oder die Völker der Kelten erwachsen. Das ist für diese Abhandlung auch nicht so wesentlich. Denn es gibt ohnedies bemerkenswerte Indizien dafür, daß schon die vorkeltische Bevölkerung Mitteleuropas das Titelwort besaß.

Immer deutlicher zeichnet sich nämlich ab, daß der Indogermanensturm, der um 2000 v. Chr. die Trichterbecher-Kultur im Norden und die Michelsberger südwestlich davon überrannte⁵⁶⁾, den Wortschatz der idg. Grundsprache auch nach Mitteleuropa transportierte und dort verbreitete⁵⁷⁾. Während sich durch unterschiedliche biologische Vermischung und kulturelle Berührung in der Folge in Südkandinavien, Schleswig-Holstein und Ostniedersachsen die Protogermanen herausbildeten, entstanden im mittleren Europa Stämme u. a. der späteren Italiker, Illyrer und Kelten, östlich davon die Protobalten und südöstlich von denen die Urslawen. Die waren noch weit von der Szene entfernt und stießen erst in den Wirren der Völkerwanderung, somit über 2000 Jahre danach, bis an und über die Elbe und Saale vor. In den Tochttersprachen ist das Titelwort zu suchen.

Dabei könnten die zitierten frz. Namen Barbanne eine Klammer bilden, weil KRAHE Barbanna auch als balkanillyrischen Flußnamen gesichert hat⁵⁸⁾. Unter diesen Umständen ist es zweifellos mehr als eine Marginalie, daß sich im Albanischen, das namhafte Forscher in der Nähe der Sprachen der Illyrer ansiedeln, ein naher Verwandter zur Baar findet, der die idg. Grundbedeutung und ihre inhaltliche Erweiterung spiegelt. Alb. *barë*, *bahre* meint nicht nur eine Trinkwasserquelle oder einen Teich, der von einer Quelle gespeist wird, sondern allgemeiner auch Weiher, Pfuhl, Lache⁵⁹⁾, was an die bremische Baarlake erinnert und an München-Perlach.

Damit wird eine morastige Konsistenz des Wassers, wie sie im Umkreis von Quellen nur natürlich ist, in den Wortsinn einbezogen, was insofern bemerkenswert ist, als Bahr-Bä-

che auch im ehemals slawisch besiedelten Teil Deutschlands begegnen. So nennen FÖRSTEMANN-JELLINGHAUS eine Wüstung bei Merseburg namens Barowe (1182), ein Pendant womöglich zu den vorne abgehandelten Par-Auen. Stärker noch fallen zwei Wasserläufe im Erzgebirge ins Gewicht: ein Bahrebach zur Eula, der 1517 die Bore und 1518 die Bahre hieß, sowie die Bahra zur Gottleuba, die 1518 Bare und 1642 überdeutlich als „das Baarwasser“ überliefert wurde⁶⁰⁾.

Das Wort bara kommt in vielen slawischen Sprachen vor, meist als Sumpfwort. Im Bulgarischen bedeutet es: 1.) kleiner Fluß, 2.) Wasser und 3.) sumpfige Pfütze, Lache⁶¹⁾. Einleuchtender läßt sich inhaltlich die Sippschaft nicht charakterisieren, die aber auch lautgeschichtlich begründet werden kann. ERNST DICKEMANN stellt das altbulgarische Etymon br'n- (= Schlamm) ausdrücklich zu awestisch, also altiranisch bar- (= sich rasch bewegen, reißen v. Wasser) und beide zur vertrauten idg. Wurzel *bher- (= aufwallen, ai. sich unruhig bewegen)⁶²⁾. R. TRAUTMANN sagt zu altkirchenslawisch brna noch klarer *Flußschlamm*⁶³⁾. In Ostelbien gibt es eine Fülle von Örtlichkeitsnamen Ba(a)r- und Pa(a)r- und nach deutschem und keltischem Muster auch das verwirrende Wechselspiel von anlautender Media b und Tenuis p⁶⁴⁾. Denn obersorbisch heißt para nicht Morast, was durchaus als slawisches Merkmal entsprechender Örtlichkeitsnamen gilt, sondern Dampf und Brodem⁶⁵⁾, womit wir wieder auf vertrautem Boden stehen⁶⁶⁾.

Ein signifikanter Bedeutungswandel kennzeichnet die herangezogenen westindogermanischen Belege. Das erlaubt vorsichtige Schlüsse auf das Alter des Landschaftsnamens Baar, sofern man akzeptiert, daß er ablautend aus der idg. Wurzel *bher- (= aufwallen) resultiert. Seit die Urheimat der Indogermanen zwar nicht einhellig, aber bei zunehmender Funddichte auch mit zunehmender Tendenz in Osteuropa vermutet wird, etwa zwischen Ural und Kaukasus, muß man auch mit langen Wanderwegen rechnen, die sich unter wechselnden Umständen semantisch ausgewirkt haben können. Wo die eurasischen Reiterhorden vom 2. Jahrtausend v. Chr. an sich zu meergebundenen Stämmen und Völkern entwickelten, änderte sich demgemäß die Grundbedeutung des Wasserwortes aus der idg. Wurzel *bher-. Im germanischen Norden wurde es zur Welle, wenn auch die „unebene Oberfläche“ des Altnordischen seine Herkunft noch preisgibt. Spiegelbildliches geschah im Süden, wo lat. *ferveo* (= aufwallen, sieden, brennen) noch den Ursprung des Wortes aufzeigt, während lat. *fretum* (= Woge, Wallung des Meeres) sich inhaltlich von ihm entfernt. Die Urslawen lebten hingegen noch lange am Rande riesiger Sümpfe, zwischen Weichsel und Dnjepr. Bei ihnen drängte sich eine entsprechende Bedeutung zuerst neben die originäre, dann in den Vordergrund.

Nur da, wo die Indogermanen – man darf annehmen: ohne große Verzögerung – neue Wohngebiete erreichten und besetzten, deren Gegebenheiten einen unveränderten Gebrauch des hier diskutierten topographischen Wortschatzes erlaubten, behielt er seine feste Gültigkeit. Das ist in Mitteleuropa der Fall. Hier dürften vor drei- bis viertausend Jahren nach den Indogermanen die idg. Protoillyrer und Vorkelten das Quellwort Bher- besessen haben, das die Kelten offenbar Ber- und Bar- überlieferten. Sie mögen es appellativisch angewandt haben, wie an Bär-a und Ber-au vielleicht auch noch die Altalemannen der Landnahmezeit es verstanden, bis es zum Namen gedieh für die schöne Landschaft zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, für das Quellen-Land Baar⁶⁷⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Landschaftsnamen zählen zu den Örtlichkeitsnamen, die im weitesten Sinne alle Gelände- u. Gewässernamen umfassen, also auch Flur-, Fluß-, Orts- u. Gaunamen.

²⁾ BADER, K. S., Zur Geschichte, in: Die Baar, hrsg. v. Günther Reichelt i. A. d. Vereins f. Geschichte u. Naturgeschichte

- d. Baar, 1972. Vgl. auch BADER, K. S., Zum Problem der alemannischen Baaren, in: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, NF 54, Karlsruhe 1941, S. 403-455.
- ³⁾ BEYERLE, F., bringt eine kritische Sichtung der Deutungsversuche in: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Germ. Abt., Bd. 62, 1942.
- ⁴⁾ Im Text vorkommende Abkürzungen: ae. = altenglisch, ahd. = althochdeutsch, ai. = altindisch, air. = altirisch, alb. = albanisch, an. = altnordisch, frz. = französisch, gall. = gallisch, idg. = indogermanisch, lat. = lateinisch, mhd. = mittelhochdeutsch, ndl. = niederländisch, ne. = neuenglisch, nhd. = neuhochdeutsch.
- ⁵⁾ Afrz. barre <gall. *barros (= buschiges Ende). Vgl. KLUGE, F., Etymologisches Wörterbuch d. deutschen Sprache, bearb. v. MITZKA, W., 19. Aufl., Berlin 1963.
- ⁶⁾ KRIEGER, A., Topographisches Wörterbuch d. Großherzogtums Baden, Heidelberg 1904.
- ⁷⁾ MATTHIAS LEXERS Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 28. Aufl., Stuttgart 1956.
- ⁸⁾ BOHNENBERGER, K., Zu den Baaren, in: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Germ. Abt., Bd. 63, 1943.
- ⁹⁾ Germ. *ber- (= tragen).
- ¹⁰⁾ Ich verdanke den Hinweis auf die schöne Landschaft u. das strittige Namenproblem Frau Prof. Dr. EVA OTTO in Villingen.
- ¹¹⁾ REICHELT, G., Die natürlichen Landschaften, in: Die Baar (Anm. 2).
- ¹²⁾ SNYDER, W. H., Die rechten Nebenflüsse d. Donau v. d. Quelle bis z. Einmündung d. Inn, Wiesbaden 1964.
- ¹³⁾ Parr-a kann latinisiert sein, aber auch eine Parr-Ache andeuten. In aller Regel sind FIN älter als ON, unabhängig von den Urkunden.
- ¹⁴⁾ BAHLOW, H., Deutschlands geographische Namenwelt, München 1965.
- ¹⁵⁾ KRAHE, H., Alteuropäische Flußnamen, in: Beitr. z. Namenforschung (= BzN), Bd. 1, 1950; ders., Sprache u. Vorzeit, Heidelberg 1954.
- ¹⁶⁾ KRAHE, H., Indogermanisch u. Alteuropäisch, in: Saeculum 8, 1957; abgedruckt bei SCHERER, A., Die Urheimat der Indogermanen, Darmstadt 1968.
- ¹⁷⁾ Mhd. bar (= nackt, bloß), (= Sohn, freier Mann), (= Meistersingerlied); mhd. bār (= Art u. Weise, wie etwas sich zeigt); mhd. bāre (= Bahre). Vgl. LEXER a. a. O.
- ¹⁸⁾ RICHTER, E., Über Homonymie, in: Festschr. f. Paul Kretschmer, Wien u. Leipzig 1920.
- ¹⁹⁾ Merkmale abnehmenden Alters sind die GW -apa, -aha, -bach, -graben. Vgl. KRAHE, Flußnamen, S. 24.
- ²⁰⁾ FÖRSTEMANN, E., Altdeutsches Namenbuch, hrsg. v. JELLINGHAUS, H., 2. Bd., Bonn 1913 u. 1916.
- ²¹⁾ Das Flußgebiet d. Oberweser, bearb. v. KRAMER, W., Wiesbaden 1970.
- ²²⁾ 1519 Barmysen. Vgl. LAUR, W., Historisches Ortsnamenbuch v. Schleswig-Holstein, Schleswig 1967. Obd. entsprechen Mies(bach) u. Missen i. Allgäu m. d. Ortsteil Börlas (1239 Berlaiches).
- ²³⁾ BACH, A., Deutsche Namenkunde, 2. Bd., Heidelberg 1953, § 309.
- ²⁴⁾ FISCHER, H., Schwäbisches Wörterbuch, 1. Bd., Tübingen 1904.
- ²⁵⁾ 1777 in Leipzig verlegt durch Gleditschens Buchhandlung.
- ²⁶⁾ KLUGE, F., Seemannssprache, Kassel 1911. Er nennt auch Belege aus den Jhh. davor.
- ²⁷⁾ Isl. bára, norw. baara, orkn. bore, mnd. u. me. bāre, ndl. baar. Vgl. DE VRIES, J., Altnordisches etymologisches Wörterbuch, Leiden 1961.
- ²⁸⁾ BUCK, M. R., bleibt das Verdienst, einen Zusammenhang mit der Paar erwogen zu haben. Vgl. sein Oberdeutsches Flurnamenbuch, 2. Aufl., Bayreuth 1931.
- ²⁹⁾ Die Präpositionalpräfixe to- u. fo- können außer Betracht bleiben.
- ³⁰⁾ Air. topur, kymr. gofer, bret. gouver u. frz. FIN Voivre, Woivre < gall. Vobera. Vgl. POKORNY, J., Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, 1. Bd., Bern u. München 1959, S. 132 ff.
- ³¹⁾ Idg. q>p; daher gelten Kymr., Bret. u. fast alle gall. Sprachreste als p-keltisch. Vgl. lat. quattuor u. kymr. pedwar (= vier).
- ³²⁾ Idg. *bher- (= Kante), dazu mhd. brem (= Rand) u. nhd. verbrämen; (= mit spitzem Werkzeug bearbeiten), dazu nhd. bohren, Brom(beere); (= brummen); (= flechten, weben). Vgl. POKORNY a. a. O., S. 132 ff.
- ³³⁾ Z. B. gr. primaō (= sich unruhig bewegen), phrear (= Brunnen), lat. ferveo (= aufwallen, sieden), fretum (= Wallung d. Meeres), air. brenn- (= hervorquellen, sprudeln). Vgl. POKORNY a. a. O., S. 132 ff. u. S. 1118. Auch die Pram, Nblf. d. Inn, dürfte hier einzuordnen sein sowie mancher ON auf Brem- oder Bram/Barm-.
- ³⁴⁾ DE VRIES, J., a. a. O.
- ³⁵⁾ Auch brühen, brodeln, brauen sowie Braten, Brot, Brei u. Bärme (= Hefe). Metathese = Umsetzung benachbarter Laute wie in Wespe u. bair. Wepse.
- ³⁶⁾ BOSWORTH, J., An Anglo-Saxon Dictionary, hrsg. v. T. NORTHCOTE TOLLER, London 1972; HEYNE-SCHÜCKINGS Beowulf, 3. T., Glossar, 16. Aufl., Paderborn 1949.
- ³⁷⁾ Ahd. bar (= bar, bloß), (= starr aufgerichtet); ahd. bāra (= Bahre), (= kleiner Rundschild); ahd. gi-bāra (= Art und Weise, etwas sichtbar zu machen). Vgl. Ahd. Wörterbuch, hrsg. v. KARG-GASTERSTÄDT, E., u. FRINGS, T., Berlin 1968 ff.
- ³⁸⁾ BAHLOW hält bar für ein kelt. Sumpfwort u. verweist auf d. Barus, Nblf. d. Maas, sowie d. kelt. ON Baromagus in Brit., Barosus (986) im lig. Südfkr. u. Baretium in Apulien. Er geht in seinen Deutungen sehr weit, ist aber umstritten.
- ³⁹⁾ KRAHE, Vorzeit, S. 118. Vgl. auch die dt. ON Barmbek u. Bermbek sowie die FIN Barmbach i. Thür. u. Berne b. Bremen.
- ⁴⁰⁾ POKORNY, J., Zu keltischen Namen, in: BzN, Bd. 2, 1950/51.
- ⁴¹⁾ KRAHE, H., Die Gewässernamen im alten Illyrien, in: BzN, Bd. 14, 1963. Er hat Gründe, den FIN Barb-anna zu trennen.
- ⁴²⁾ Vgl. auch die Benfe zur Eder (<Ban-efe, Ban-epe). Weitere Beispiele bei BAHLOW, H., Lexikon deutscher Fluß- u. Ortsnamen alteuropäischer Herkunft, Neustadt a. d. Aisch 1981.
- ⁴³⁾ GEIGER, T., Gewässernamen-Schichten des Hoch- u. Oberrheins, in: BzN, Bd. 15, 1964.
- ⁴⁴⁾ BACH, § 426. Vgl. dazu das kelt. Parrodunum, wohl a. d. Paar gelegen u. evtl. Parsberg/Obb., mit Breg u. Briga(ch), Bregbach u. Brehbach i. Donau/Elz-Quellgebiet.

- ⁴⁵⁾ SNYDER, W. H., Zur ältesten Namensschicht der rechten Nebenfl. der Donau, in: BzN, Bd. 16, 1965. Wegen der 1. Lautverschiebung lehnt er die Anbindung der Paar an gall. *borva (= Sprudel) u. frz. bourbe (= Teich, Sumpfschlamm) ab.
- ⁴⁶⁾ Für die Lautentwicklung gilt: idg. p > germ. f, außer nach s, ist sonst allg. erhalten, nur kelt. geschwunden; idg. b > germ. p, ist sonst erhalten; idg. bh > gr. u. anlautend lat. f, germ. bilabialer Reibelaut mit Tendenz zu (b), lit. u. abg. b; es ist nur ai. erhalten.
- ⁴⁷⁾ So auch das Dép. Seine in Frkr., Alto Adige (= Südtirol), die Staaten Mississippi u. Missouri i. d. USA sowie Jordanien, engl. Jordan.
- ⁴⁸⁾ In der Ebene v. Persepolis vereinigen sich Kyros u. Pulvar. Vgl. EILERS, W., Kyros, in: BzN, Bd. 15, 1964, S. 183 ff.
- ⁴⁹⁾ KRIEGER a. a. O., Spalte 95. Vgl. auch den ON Bergau i. d. Oberpfalz.
- ⁵⁰⁾ Als vor- oder allenfalls frühgerm. gelten die Wasserwörter apa/epe, md. aff(a)/(e)ff wie in Aschaff(enburg). Vgl. auch die Perf zur oberen Lahn.
- ⁵¹⁾ Württemberg. Urkundenbuch, hrsg. v. Kgl. Staatsarchiv, Stuttgart 1849 ff. FÖRSTEMANN stellt auch (München-) Perlach zum Stamm bera (808 Peralohe).
- ⁵²⁾ Hun- ist ein archaisches Wasserwort, wobei idg. k > germ. h wurde, wie im Namen der Hase. Vgl. die ÖN Hasbruch u. Kasbruch beiderseits der Unterweser mit dem FIN Casmona im alten Ligurien.
- ⁵³⁾ In ndl. ÖN kennzeichnet -drecht einen Wasserlauf; ndl. beer (= Dreck, Morast) wird etymolog. zu mnd. barm, berm (= Bärme, d. h. Hefe) u. lat. fermentum gestellt u. damit zur idg. Wz. *bher- (= aufwallen). Vgl. DE VRIES, J., Etymologisch Woordenboek, 11. Aufl., Utrecht u. Antwerpen 1976. Ndl. beer heißt nicht nur Bär u. Dreck, sondern auch Eber u. Hafendamm.
- ⁵⁴⁾ GYSSELING, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland, o. O. 1960.
- ⁵⁵⁾ VENDRYES, J., Lexique étymologique d'Irlandais anciens, Paris 1981 ff. Er übersetzt: source au flot continu.
- ⁵⁶⁾ GIMBUTAS, M., The Indo-Europeans: Archeological Problems, in: American Anthropologist 65, Nr. 4, 1963. Deutsch bei SCHERER, A., Die Urheimat der Indogermanen, Darmstadt 1968.
- ⁵⁷⁾ SCHMID, W., Alteuropäisch u. Indogermanisch, in: Abhandlungen d. Wiss. u. d. Lit. in Mainz, geistes- u. sozialwiss. Kl., 1968.
- ⁵⁸⁾ KRAHE, H., Die alten balkanillyr. geogr. Namen, Heidelberg 1925. Er vergleicht Barbanna mit dem Namen eines Sumpfgeländes: Metu-barb-is in Pannonien.
- ⁵⁹⁾ MANN, S. E., An Historical Albanian-English Dictionary, London - New York - Toronto 1948. Er übersetzt: pond, pool, well containing drinkwater. Vgl. den „Großen WEBSTER“ z. Wortsinn v. „pool“.
- ⁶⁰⁾ WALTHER, H., Slawische Namen im Erzgebirge, in: BzN, Bd. 11, 1960.
- ⁶¹⁾ GEORGIEW, W. u. a., B'lgarski Etimologitschen Retschnik, 1. Bd., Sofia 1971. Bara (= Sumpf) ist auch maked., serbokr., slowen., slowak. vorhanden, dazu poln. barzyna; ukr. bar = sumpfige Stelle.
- ⁶²⁾ DICKEMANN, E., Über einige alte Flußnamen Osteuropas, in: BzN, Bd. 1, 1949/50.
- ⁶³⁾ TRAUTMANN, R., Die elb- u. ostseeslawischen Ortsnamen, Berlin 1948 f. Den osorb. FIN Wopar (1331) stellt er zu *opar (= heißer Dunst); ÖN wie Paaren u. a. legt er slaw. para (= Morast, Schmutz) zugrunde. Vgl. aber Anm. 66.
- ⁶⁴⁾ Vgl. poln. pan u. polab. banca, bannica [ts] (= Herr, Herrchen) sowie polab. barneic (= Schlammgelände), porena (= kotticht) u. poln. barzyna (= Sumpf).
- ⁶⁵⁾ VÖLKELE, P., Prawopisny słownik, Bautzen 1970. So auch im Deutsch-obersorb. Wb. v. RAHEL, B. u. GÄRTNER, L., Bautzen 1976.
- ⁶⁶⁾ POKORNY (Idg. etym. Wb., S. 809) stellt aksl. para (= Rauch, Dampf) zur idg. Wz. *per- (= spritzen, prusten, sprühen), aus der auch Feuer- u. Wasserwörter entstanden, dagegen lett. biġa (= Qualm, Dunst) zur idg. Wz. *bher- (= aufwallen) mit g-Erweiterung. Die b/p-Variante scheint in der idg. Grundsprache angelegt zu sein.
- ⁶⁷⁾ Kürzlich ist zum Thema ein Aufsatz erschienen, der, mit reichem Literaturverzeichnis versehen, die bisherige Forschungsgeschichte lesenswert darstellt und erörtert: BADER, K. S., Zu Herkunft, Bedeutung und Geschichte der Baar, in: Almanach 85, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, 9. Folge, S. 103-113.

Bemerkenswerte Funde zur Flora und Fauna der Baar

von Helmut Herrmann

I. Zur Flora

Tannenbärlapp (*Huperzia selago*), Abb. SW 1.

In einem größeren Waldgebiet, bestockt mit hohen Fichten, in der Nähe von Hattingen, sah ich am 23. August 1981 zum ersten Mal in unserem Raum diese Art. Sie sproß dort unmittelbar aus dem Nadelstreu in kleinen, voneinander entfernten Büscheln. An einer Stelle war der Tannenbärlapp eng vergesellschaftet mit dem Schlangenmoos, also dem Sprossenden Bärlapp (*Lycopodium annotinum*). Dies allerdings nur in einer kleinen, feuchten Mulde. Diese war mit aufgeplustertem Moos angereichert. Im allgemeinen ist der Tannenbärlapp auf Kalk – hier Weiß-Jura – sehr selten zu finden.

In „Die aktuelle Verbreitung der höheren Pflanzen im Raum Württemberg“, 1977, ist der Tannenbärlapp im MTB 8018 Tuttlingen nicht angegeben.

Lanzenschildfarn (*Polystichum lonchitis*), Abb. SW 2.

In den Wutachflühen entdeckte ich am 19. März 1981 auf mehr oder weniger überwachsenem Gesteinsschutt ein Exemplar dieses Farns, am 6. März 1983 im gleichen Gebiet an anderer Stelle noch einen Stock. In OBERDORFER, 1949, wird diese Art für die Baar nicht aufgeführt. Ebenso fehlt eine Angabe in OLTMANN, 1927.

Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*), vergrünt und weiß, Abb. SW 3, F 1.

Von der vergrüntem Form fand ich am 23. April 1960 auf einer Wiese zwischen Bräunlingen und Bruggen zwei Exemplare. Die langen schmalen Blätter sind die Blüten-, die kürzeren und breiten die Laubblätter. Am Grunde erkennt man die Staubgefäße. Der Griffel war nicht vorhanden (s. Abb. SW 3). Diese beiden vergrüntem Pflanzen konnte ich dort seither nie mehr beobachten.

In der mir zur Verfügung stehenden Literatur gibt es weder Hinweise noch Abbildungen. Lediglich in HEGI, Band II, befindet sich eine kleine Notiz, im Band VII eine vage Zeichnung.

Nicht häufig blüht die Herbstzeitlose auch rein weiß. Ich sah sie am 1. Oktober 1978 im Raum Kirchen-Hausen.

Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), vergrünt, Abb. SW 4, SW 5.

Erstmals im Mai 1977 erschienen im NG. Ramberg-Rehletal 4 Frauenschuh-Planzen in dieser vollkommen grünen Form.

Auffallend sind zunächst die Laubblätter, die steif nach oben außen gerichtet, stark gekielt und stengelumfassend sind. Die Blattspitzen sind mehr oder minder eingerollt. Der Blattrand ist gewellt. Der Fruchtknoten ist durch eine leichte Ausbeulung angedeutet. Die Lippe (Labellum) zeigt ebenfalls, etwa parallel zu den Laubblättern, mehr oder weniger nach oben. Sie ist schlauchartig, aber größtenteils offen und scharf nach oben abgebogen (Abb. SW 4). Sie kann aber auch rundlich bauchig sein, wie dies Abb. SW 5 zeigt. Es fehlen wesentliche Bestandteile einer Blüte: Griffelsäule (Gynostemium), Staubbeutel (Antheren) und Staubblatt (Staminodium).

Anstelle des Staminodiums (oder auch des Gynostemiums) haben sich zwei lange, sehr schmale, nach unten \pm eingerollte Blättchen gebildet. In jeder Lippe sind sie grün, ungleich lang und versetzt angeordnet. Die Blütenhüllblätter stehen exakt kreuzförmig und sind



Abb. SW 1 Tannenbärlapp (*Huperzia selago*);
Hintergrund: Sprossender Bärlapp (*Lycopodium annotinum*), 23. 8. 81

Abb. SW 2 Lanzenschildfarn
(*Polystichum lonchitis*), 6. 3. 83



Abb. SW 3 Herbstzeitlose
(*Colchicum autumnale*), vergrünt,
21. 4. 60



ebenfalls nach oben außen gerichtet. Die äußeren sind breit, das dem Labellum gegenüberliegende ist an der Spitze \pm eingerollt. Im unteren Teil der anderen Sepale liegt die Lippe eingebettet. Der obere Teil ist stark eingerollt und leicht zwei-spitzig. Die Petalen sind schmal, stark gekielt und schwingen leicht nach unten ab.

Von den Pflanzen mit der bauchigen Lippe gab es je eine mit einer und mit zwei Blüten am Stengel. Das gleiche zeigte sich auch bei der schlauchig abgebogenen Form. Die nächststehenden Typus-Pflanzen waren ca. 1,5 m entfernt.

Bis in den August hinein veränderten sich diese Pflanzen nicht. Dann erst wurden sie gelb und fielen um.

1978 erschienen sie ohne Blüten wieder. Sie waren sehr niedrig. Seit 1979 waren sie nicht mehr zu beobachten. Dann, am 8. Juni 1980, entdeckte ich wieder, jedoch weit entfernt vom Erstfund, an zwei verschiedenen Stellen solch grüne Frauenschuh-Pflanzen. An dem einen Platz waren fünf grün in einem Stock von 25 und im anderen waren es drei in einem Stock von 16 normal-blütigen Pflanzen. Die Blüten der grünen Form jedoch waren wesentlich kleiner als bei den 1977 gefundenen. 1981 erschienen sie an beiden Orten nur steril, ab 1982 kamen sie nicht wieder.

Aufgefallen ist mir, daß in allen Fällen diese abweichende Form an Stellen mit festgetretenem Boden, eindeutig verursacht durch Betrachter, erschienen ist. Am deutlichsten war dies festzustellen an den Fundplätzen der beiden großen Stöcke. Dort nämlich gab es die grünen nur auf der Seite, auf der der Boden extrem festgetreten war.

Spinnen-Ragwurz (*Ophrys araneifera* [*O. sphegodes*]), abweichende Formen, Abb. SW 6, SW 7, F 2, F 3, (Ergänzung zu meiner Arbeit in Band 28/1970 dieser Schriften).

Am 7. Juni 1970 fand ich ein Exemplar dieser Ragwurz-Art, bei der die Lippe zu einem kaum erkennbaren Rudiment verkümmert war. Die seitlichen äußeren Blütenblätter waren nach unten zwei-zipfelig verwachsen (Abb. SW 6). Bis heute jedoch erschien diese atypische Form nicht mehr.

Am 29. Mai 1982 erschien eine weitere atypische Form. Bei ihr waren die Sepalen auffallend schmal und straff seitwärts abstehend. Die Petalen krümmten sich streng nach hinten, so wie ich dies bei dieser Art noch nirgends beobachten konnte.

Insgesamt konnte ich vier dieser Exemplare dort feststellen. Sie fielen mir sofort durch ihren zierlichen Wuchs auf. Zwei davon standen relativ nahe beisammen (Abb. SW 7), die beiden anderen einzeln, ca. 1/2 m davon entfernt. Alle waren sie ca. 10 cm hoch und standen im Verband der Typusform. Nur eine dieser Pflanzen hatte zwei Blüten. 1983 kamen sie nicht mehr.

Am 21. Mai 1983 entdeckte ich eine zwei-lippige Pflanze (Abb. F 2) und eine Pflanze, bei der die inneren Perigonblätter etwas verkümmert sind und das mittlere äußere fast fehlt. Auffällig jedoch ist die in ihrer Grundform fast quadratische Lippe. Sie weist außerdem unten ein kleines Anhängsel auf, was bei dieser Art ungewöhnlich ist. Auch ist noch der Ansatz von Seitenlappen zu erkennen. Das Mal auf der Lippe ist rosé gefärbt (Abb. F 3).

Violette Sumpfwurz (*Epipactis violacea* lus. *rosea* [*E. purpurata* lus. *erdneri*]), Abb. F 4 - F 7.

Die oberirdischen Teile dieser Spielart sind hier in der Gegend, wenigstens dort, wo ich sie gefunden habe, intensiv rosarot. Auch in der mir zugänglichen Literatur präsentieren sie sich so.

In einem größeren Waldgebiet, bestockt mit hohen Fichten, in der Nähe von Hattingen, fand ich am 2. September 1978 zwei dieser *Epipactis*-Pflanzen, die von weitem weiß wirkten (Abb. F 4). Näher betrachtet stellte ich fest, daß die Perigonblätter innen nicht rein weiß waren. Sie hatten einen minimalen grünlichen Anflug, der auf der Außenseite nur der



Abb. SW 4 Frauenschuh
(*Cypripedium calceolus*), vergrünt,
4. 6. 77



Abb. SW 5 Frauenschuh
(*Cypripedium calceolus*), vergrünt,
4. 6. 77

Abb. SW 6 Spinnen-Ragwurz
(*Ophrys araneifera*), ohne Lippe.
7. 6. 70



Abb. SW 7 Spinnen-Ragwurz
(*Ophrys araneifera*), 29. 5. 82



Sepalen etwas intensiver war. Auch das Labellum war weißlich. Der vordere Teil (Epichel) war merklich rosé angehaucht (Abb. F 5). Der Fruchtknoten und der Blütenschaft waren intensiv rosafarben (Abb. F 6). Die Laubblätter waren weißlich mit rosafarbenem Einfluß. Die Samenkapseln jedoch verloren mit zunehmender Reife die Rosafärbung. Diese Färbung war fast nur noch zum Stengel hin zu bemerken (Abb. F 7). Wenn man diese beiden Pflanzen, die eine war ca. 25 cm hoch, die andere etwas niedriger, mit diesem Farbenspiel betrachtet, erscheinen sie perlmuttartig.

Beide Pflanzen wuchsen dicht nebeneinander aus reinem Nadelstreu ohne andere Vegetation empor, abgesehen von gelegentlich ein paar Pilzen. Am 31. August 1980 konnte ich eine Wespe beobachten, die beide Exemplare intensiv besuchte. Pollen auf der Stirn dieser Wespe, wie dies sonst üblich ist, konnte ich hier nicht sehen. Der Besuch beider Pflanzen dauerte ca. 10 Minuten.

Seit 1978 erschienen sie regelmäßig. Auch 1983 hatte es den Anschein dazu, denn Mitte Juli stießen sie kräftig aus dem Erdreich. Doch beim Besuch am 4. September 1983 waren beide verkümmert, vertrocknet und ohne Fruchtansatz. Dies war wohl eine Folge des sehr heißen Sommers.

Am Entdeckungstag gab es dort im Umkreis von etwa 20 bis 150 m noch 30 Typus-Pflanzen. Sie blühten sehr schön. Sie standen jedoch einzeln, was bei dieser Art oft nicht üblich ist. Der Fundplatz liegt auf Weiß-Jura (Malm).

Prachtnelke (*Dianthus superbus*), Abb. F 8.

Im August 1983 fand W. SCHERRIEB, Schwenningen, in der Baar ein Vorkommen dieser hübschen Nelkenart. Ich suchte diese Stelle, fand sie aber nicht, statt dessen einen anderen Wuchsort, ca. 300 m weiter westlich. Beide Wuchsstellen liegen süd-östlich von Unterbaldingen an einem Waldrand. Der erstere befindet sich an einer etwas steilen, ca. 2 bis 3 m ansteigenden Böschung. Sie ist durch die Anlage eines Holzabfuhrweges entstanden. Sie neigt sich nach SO, und zwar genau so, daß die Fundstelle durch eine Lücke im Fichtenbestand genügend Licht und Sonne erhält. Sie liegt auf etwa 780 m Seehöhe. Der geologische Untergrund besteht aus Braun-Jura, noch etwas von Weiß-Jura-Schotter überlagert.

Die illustre Begleitflora setzt sich aus Waldpflanzen, z. B. Walderdbeere (*Fragaria vesca*), Waldwitwenblume (*Knautia silvatica*) u. a., aus Bewohnern von Halbtrockenrasen, z. B. Kleiner Wiesenknopf (*Sanguisorba minor*), Rauhes Veilchen (*Viola hirta*) u. a. und aus Feuchtigkeitsanzeigern wie Baldrian (*Valeriana officinalis*) und Engelwurz (*Angelica silvestris*) zusammen. Ein gewisser Nässestau ist dort auch vorhanden, was wohl von dem Dogger-Untergrund herrühren mag.

Insgesamt zählte ich an diesem Standort 57 Pflanzen in der Größenordnung von 29 bis 62 cm.

Der andere Fundplatz befindet sich auf einem Lagerplatz für Langholz. Er wird aber offensichtlich sehr selten benützt. Die Seehöhe dort beträgt ca. 800 m. Auch er liegt auf Dogger und ist ziemlich vernäßt. Dies zeigt vor allem die Kohlkratzdistel (*Cirsium oleraceum*). Sie bildet dort ein sehr reichhaltiges Vorkommen. Aber auch die Anwesenheit vom Studentenröschen (*Parnassia palustris*) deutet darauf hin.

Insgesamt gab es dort 5 blühende Pflanzen. Sie hatten eine Höhe von 43 bis 51 cm und standen in etwas höherem Gras.

Dann gibt es noch eine Wuchsstelle an der gleichen Linie südöstlich von Unterbaldingen, in der Nähe des dortigen Wanderparkplatzes, auch in etwa 800 m Seehöhe. Es ist eine steile Halde, nach NW geneigt, auf Dogger. Vernässungen aber sind dort nicht festzustellen. Zur Begleitflora gehören dort die Silberdistel (*Carlina acaulis* ssp. *caulescens*), Wiesenflockenblume (*Centaurea jacea*), Gewöhlh. Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*), Waldkuckucksblume (*Platanthera bifolia*) u. a. m.



Abb. SW 8 Trauben- oder Feldgamander
(*Teucrium botrys*), 1. 7. 83



Abb. SW 9 Alpendost
(*Adenostyles alliariae*), 14. 7. 83

Am 18. September 1983 zählte ich dort 40 Exemplare, davon zwei noch blühend, teilweise war schon reife Frucht vorhanden. Auch hier steht die Prachtnelke in hohem Gras. Ihre Stengel maßen zwischen 39 und 59 cm.

In der mir zugänglichen Literatur ist *Dianthus superbis* für die Baar nicht angegeben. Lediglich OBERDORFER, 1949, führt sie an unter der Bezeichnung ssp. *autumnalis*, aber er fügt hinzu: kalkmeidend. Die hier beschriebenen Fundstellen aber liegen eindeutig auf Jura-Kalken. Auch paßt die bei OBERDORFER angeführte Beschreibung nicht auf die hier gefundenen Pflanzen, dagegen die von ROTHMALER, 1976. Und damit dürfte es sich wohl um die ssp. *superbis* handeln.

Große Fetthenne (*Sedum telephium* ssp. *maximum*), Abb. F 9.

Diese stattliche Pflanze habe ich am 27. August 1981 im Raum Immendingen gefunden. Es waren um die 50 Exemplare, die meist dicht beisammen standen. Das Vorkommen liegt an einer nicht allzu großen Böschung auf Schottern des Malm im recht trockenen Gebüschsaum des dahinter liegenden Waldes. Der Bestand liegt in einem nach Westen sich aufliehenden Heckensaume.

Nach ROTHMALER, Kritischer Band 4, heißt diese gelbliche Form *Sedum maximum*, die rotblühende *Sedum telephium*.

Rosmarinblättriges Weidenröschen (*Epilobium dodonaei*), Abb. F 10.

Auf einer Hochfläche bei Kirchen-Hausen, ca. 800 m hoch gelegen, fand ich dieses Weidenröschen am 5. September 1981 blühend. Es wuchs unmittelbar aus dem Kies des dortigen, leider geteerten Wirtschaftsweges. Die Pflanze trieb aus einem Wurzelstock 25 blühende Sprosse. Sie wirkte so als kleiner Busch.

Meines Wissens ist die Art für die Baar bislang noch nicht nachgewiesen. Möglicherweise ist sie mit dem Kies, der für den Bau des Sträßchens verwendet wurde, hierher verfrachtet worden. Nach meinen Erkundigungen stammt der Kies aus dem Hegau. Und bei HEGI, Band V/2, S. 820 ist zu lesen: „... hat sie sich auf einer Berghalde gegenüber dem Hohentwiel in großer Menge angesiedelt“. Leider ist diese Angabe ohne Jahreszahl.

Obwohl ich in meiner Literatur Fundangaben für diesen Raum nicht gefunden habe, halte ich es für nicht ausgeschlossen, daß sich dieses Weidenröschen irgendwo dort noch gehalten hat und bislang nur nicht wieder gefunden wurde. Möglich ist natürlich auch, daß sich Samen im Kies erhalten haben und erst jetzt wieder gekeimt haben.

In den Alpen ist diese Art weit verbreitet und nicht selten.

Sumpfstorchenschnabel (*Geranium palustre*), Abb. F 11.

Am Ufer des kleinen Baches im Beckhofer Tal befindet sich davon eine gute Population. Sie ist dort vor allem an das Ufergebüsch angeschmiegt. Die hellpurpurnen Blüten wirken attraktiv und zierlich zugleich. Ich fand sie erstmals dort am 30. August 1980. Die Population dort ist in Ausbreitung begriffen. Die Pflanze blüht dort teilweise noch im Oktober.

Am 3. September 1983 entdeckte ich dann noch einen weiteren Wuchsplatz in der Nähe des Hewenegg an einem vernäßten Waldrand.

Möglicherweise ist dieser Storchenschnabel in der Baar auch noch anderenorts zu finden. OLTMANNNS, 1927, z. B. führt ihn an für das Wutach-Gauchach-Gebiet.

Trauben- oder Feldgamander (*Teucrium botrys*), Abb. SW 8.

Ich fand ihn am 1. Juli 1983 im Raum Mauenheim in einem sehr trockenen Hang auf Weiß-Jura, jedoch nur ein einzelnes Exemplar. OLTMANNNS, 1927, und OBERDORFER, 1949, geben diese Art für die Baar an, jedoch als nicht häufig anzutreffen. *T. botrys* wächst dort zusammen u. a. mit Feinblättrigem Lein (*Linum tenuifolium*), Helmknabenkraut (*Orchis militaris*), Rindsauge (*Buphthalmum salicifolium*), Augentrost (*Euphrasia rostkoviana*). Diese sollen genügen, um die Standortverhältnisse dort aufzuzeigen.

Alpendost (*Adenostyles alliariae*), Abb. SW 9.

Er ist eine alpine Art. Auf der subalpinen Insel des Feldberges hält er nicht wenige Stellen besiedelt. Nun aber habe ich erstmals 1980 in einem Waldgebiet an der Straße Überauchen-Tannheim ein Vorkommen gefunden. Es war nur ein einziger Stock, der auch 1983 noch existent war (Abb. SW 9). Während ich den Alpendost im Feldberggebiet in der Hochstaudenflur gefunden habe, hebt sich die Tannheimer Pflanze unvermittelt im Tannen-Fichtenwald über die Bodenvegetation, die dort vor allem aus Waldmeister (*Asperula odorata*) besteht.

OLTMANNNS, 1927, erwähnt *Adenostyles alliariae* noch nicht für die Baar, dagegen schreibt OBERDORFER, 1949: „vom Schwarzwald bis in die Wälder der Baar“.

II. Zur Fauna

Gebänderter Feuersalamander (*Salamandra salamandra terrestris*), Abb. F 12.

Ein einzigartiges Biotop für diese Schwanzlurche stellt das Wutachgebiet dar. Die dort lebende Population des Feuersalamanders gehört nach meinen Beobachtungen ausschließ-



Abb. F1 Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*), weiß, 1. 10. 78

Abb. F2 Spinnen-Ragwurz
(*Ophrys araneifera*), zwei-lippig, 21. 5. 83



Abb. F3 Spinnen-Ragwurz
(*Ophrys araneifera*), 21. 5. 83



lich der gebänderten Form an. Dies allerdings ist nicht immer leicht zu erkennen, weil die Bänder meistens stark unterbrochen sind. Tiere, wie sie die Abbildung zeigt, sind äußerst selten.

Schwarzer Schneckenjäger (*Phosphuga atrata*), Abb. F 13.

Dieser Käfer zählt zur Familie der Aaskäfer (Silphidae). Vor etwa 20 Jahren war diese Art noch relativ häufig zu finden. In letzter Zeit jedoch scheint dieser Käfer selten geworden zu sein. Am häufigsten fand ich ihn in letzter Zeit noch im Raum Geisingen und im Natur-schutzgebiet Schwenninger Moos.

Schwarzer Apollo (*Parnassius mnemosyne*), 6³), Abb. SW 10.

Der Typenfundort liegt in Finnland. Nach FORSTER-WOHLFAHRT und KOCH fliegt bei uns ssp. *ariovistus*. In anderer Literatur, z. B. HIGGINS, ist diese Unterscheidung nicht notiert.

Als bekannteste Flugstelle bei uns ist wohl das Wutachgebiet anzusehen, wohl deshalb, weil dort reichhaltige Vorkommen der Futterpflanze der Raupe, des Lerchensporns (*Corydalis*), vorhanden sind.

Ein konstantes Vorkommen gibt es in einem Tälchen bei Engen, wo jährlich ca. 5 bis 6 Exemplare zu sehen sind.

In einem Tälchen bei Mauenheim flogen am 3. Juni 1968 ca. 30 Falter. Sie saugten damals vorwiegend an Wiesenskabiose (*Knautia arvensis*). In den folgenden Jahren bis heute konnte ich den Falter dort nicht mehr sehen.

Ebenso nur einmal, am 19. Juni 1982, fand ich ein Weibchen, bereits mit Legetasche versehen, in einem Tälchen bei Immendingen (Abb. SW 10). Es nahm Nahrung auf von *Knautia arvensis* und setzte sich anschließend auf Wiesensalbei (*Salvia pratensis*).

Märzenveilchenfalter (*Fabriciana adippe*), 128³), Abb. F 14.

Eine an den Blättern des Rauhen Veilchens (*Viola hirta*) fressende Raupe dieses Schmetterlings fand ich am 29. Mai 1982 bei Geisingen im Halbtrockenrasen. Sie verpuppte sich am 5. Juni 1982. Die Puppe entließ am 24. Juni 1983 ein Männchen. Dieses jedoch zeigte nicht die typische Zeichnung. Im Saumfeld der Unterseite der Hinterflügel fehlten die Silberflecken. Statt dessen waren die Flecken hell-ledergelb. Somit besteht eine Tendenz zur f. *cleodoxa*, bei der die Silberflecken gänzlich fehlen.

Blauschillernder Feuerfalter (*Lycaena helle*), 158³), Abb. F 15.

Bislang nur in einem Baaremer Moor fand ich diesen hübschen Schmetterling. Dies war erstmals ein Männchen am 24. Mai 1953, einem sehr heißen, schwülen Tag. Dann besuchte ich die Flugstelle wieder am 13. Mai und 3. Juni 1967. Es herrschten die gleichen Witterungsverhältnisse wie 1953. An diesen beiden Tagen zählte ich 9 ♂♂ und 1 ♀. Eine weitere Nachschau am 29. Mai 1982, einem ebenfalls sehr heißen Tag, erbrachte 4 ♂♂ und 3 ♀♀.

Die Falter fliegen kurz auf, wenn sie gestört werden. Sie setzen sich aber bald wieder. Bei Sonnenschein sitzen sie mit geöffneten Flügeln auf der Vegetation.

Die Flugstellen sind Freiflächen im Moor, die von Gebüsch umstanden sind. Aus der Literatur ist zu entnehmen, daß eine 2. Generation, gen.aest. *obscura*, existiert, die ab Mitte Juli - Anfang September fliegt. Trotz mehrmaliger Besuche dort um diese Zeit konnte ich den Falter nicht finden.

Windenschwärmer (*Herse convolvuli*), 411³), Abb. SW 11.

Es ist einer unserer großen Schwärmer, dessen Heimat im Mittelmeerraum liegt. Jahrweise in wechselnder Anzahl überfliegt er die Alpen und stößt bis Island vor. Es handelt sich hier

um einen Wanderfalter. Seine Einflugzeiten liegen im Mai/Juni und wieder im August/September. Bislang habe ich in der Baar diesen Schwärmer nur im Herbst beobachten können, so am

- | | |
|-----------------|--|
| 10. 9. 1938 | 1 ♂ in Rottweil unter einer Straßenlampe |
| 10.-12. 8. 1950 | nach meiner Beobachtung war es der stärkste Einflug bis jetzt; so war es damals nicht selten, daß in jenen Tagen bis zu 5 Falter an 5 Straßenlampen in Rottweil zu beobachten waren. |
| 19. 8. 1950 | 1 ♂ in Schwenningen an einer Straßenlampe |
| 10. 9. 1951 | 1 ♀ in Schwenningen zum Licht in ein Haus geflogen |
| 5. 9. 1964 | 1 ♂ in Unterbaldingen zum Licht in ein Haus geflogen |
| 10. 9. 1971 | 1 ♂ in Schwenningen unter einer Straßenlampe |
| 22. 9. 1982 | 1 ♂ Schwenningen unter einer Straßenlampe (Abb. SW 11) |
| 23. 9. 1982 | 1 ♂ an der gleichen Stelle wie vor; außerdem noch ein weiteres Exemplar, dessen Finder mir das Geschlecht nicht angeben konnte. |
| 25. 8. 1983 | 1 ♀ in Schwenningen unter einer Straßenlampe. |

Vom August 1983 wurde mir aus Villingen noch ein ♂ gemeldet, auch dieses ohne Geschlechtsangabe. Mitte September 1983 erhielt ich noch ein totes ♂ aus Kirchen-Hausen.

In meiner langen Beobachtungszeit ist mir aufgefallen, daß es heller und dunkler gefärbte Tiere gibt. In der Literatur (FORSTER-WOHLFAHRT) gibt es Hinweise auf diese Farbunterschiede. Danach sind die dunkleren Falter die Nachkommen der im Frühjahr eingeflogenen Windenschwärmer. Diese Generation allerdings ist unfruchtbar. Ein Rückflug nach Süden konnte bislang noch nicht nachgewiesen werden. Nach diesen Angaben gehört der hier abgebildete Windenschwärmer zur „heimischen“ Generation. Im großen Einflugjahr 1950 konnte ich beide Farb-Varianten feststellen.

In Italien und in Südfrankreich konnte ich bislang immer nur die hellen Tiere beobachten.

M ö n d c h e n - E u l e (*Calophasia lunula*), 1017³⁾, Abb. SW 12, (Ergänzung zu meiner Arbeit „Noctuiden (Eulenfalter) der Baar“ in Band 31/1976 dieser Schriften).

Von dieser nicht häufigen Art fand ich in einem größeren Bestand von Frauenflachs (*Linaria vulgaris*) an einem Waldrand bei Ippingen am 12. und 28. Juli 1979 insgesamt 64 Raupen in sehr verschiedenen Altersstufen. Die fast erwachsenen Raupen saßen vertikal, mit dem Kopf nach unten, an den Stengeln der Futterpflanze, die jungen mehr oder weniger waagrecht auf den Blättern. Die gelben Raupen mit ihren vielen schwarzen Strichen und Punkten erinnern stark an die Raupen von Mönchseulen (*Cuculiinae*).

Dr. R. BANTLE, Tuttlingen, fand 18 Raupen dieser Art am 15. Juli 1979 im Raum Hattingen.

³⁾ Die Nummern beziehen sich auf FORSTER-WOHLFAHRT.

Schrifttum

I. zur Flora:

FÜLLER, F.: *Epipactis* und *Cephalanthera*, Orchideen Mitteleuropas, 5. Teil, Wittenberg-Lutzerstadt 1974.

HEGI, G.: *Illustrierte Flora von Mitteleuropa*, 1906 ff., Band II, IV/3, VI/2, VII.

HERRMANN, H.: *Orchideen der Baar*, Sonderdruck aus „Das Heimatblättle Schwenningen“, 1967.

Farb- und Formabweichungen beim Frauenschuh und einigen anderen Orchideen-Arten der Baar, Veröffentlichungen f. Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 44/45, 1976.

Die Ophrys-Arten und ihre Variationen in der Baar, Schriften d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar, Bd. 28, 1970.



Abb. F 4 Violette Sumpfwurz
(*Epipactis violacea* lus. *rosea*), 16. 8. 81

Abb. F 6 Violette Sumpfwurz
(*Epipactis violacea* lus. *rosea*), 17. 8. 82



Abb. F 5 Violette Sumpfwurz
(*Epipactis violacea* lus. *rosea*), 12. 8. 82

Abb. F 7 Violette Sumpfwurz
(*Epipactis violacea* lus. *rosea*), Frucht, 30. 9. 78





Abb. F 8 Prachtnelke (*Dianthus superbus*), 16. 8. 83
Foto: Scherrieb

Abb. F 9 Große Fetthenne
(*Sedum telephium* ssp. *maximum*), 27. 8. 81



Abb. F 10 Rosmarinbl. Weidenröschen
(*Epilobium dodonaei*), 5. 9. 81

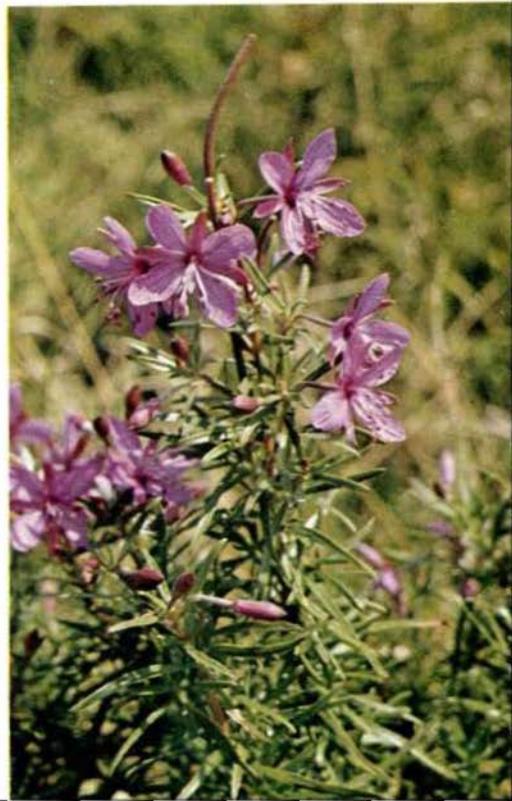




Abb. SW 10 Schwarzer Apollo (*Parnassius mnemosyne*) ♀, 19. 6. 82

Abb. SW 11 Windenschwärmer
(*Herse convoluta*) ♂, 23. 9. 82



Abb. SW 12 Raupe v. Mönchen-Eule
(*Calophasia lunula*), 12. 7. 80



- OBERDORFER, E.: Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Südwestdeutschland und der angrenzenden Gebiete, Stuttgart 1949.
- OLTMANN, F.: Pflanzenleben des Schwarzwaldes, 3. erweiterte Auflage, Freiburg 1927.
- ROTHMALER, W.: Exkursionsflora für die Gebiete der DDR und der BRD, Band 2, 7. Auflage, Berlin 1981.
Wie vor, Band 4 Kritischer Band, 1976.
- SEYBOLD, S.: Die aktuelle Verbreitung der höheren Pflanzen im Raum Württemberg. Beiheft 9, Veröffentlichungen f. Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 1977.
- WEYMAR, H.: Buch der Farne, Bärlappe und Schachtelhalme, 4. Auflage, Radebeul 1964.

II. zur Fauna:

- ARNOLD E. N./BURTON J. A.: Pareys Reptilien- und Amphibienführer Europas, Hamburg und Berlin 1979.
- BRODMANN, P.: Die Amphibien der Schweiz. – Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Basel, 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage, 1971.
- CHINERY, M.: Insekten Mitteleuropas, 2. Auflage, Hamburg - Berlin 1973.
- FORSTER-WOHLFAHRT: Die Schmetterlinge Mitteleuropas, Band II, 1955, Band III, 1960, Band IV, 1971 (Stuttgart).
- HERRMANN, H.: Die Großschmetterlinge der Baar in „Das Heimatblättle Schwenningen“, Sonderdruck Tagfalter, 1968, und Heft 5, Mai 1970.
- HIGGINS I. G./RILEY N. D.: Die Tagfalter Europas und Nordwestafrikas, Hamburg - Berlin, 2. Auflage 1978.
- KOCH, M.: Wir bestimmen Schmetterlinge, Band I, 2. Auflage 1956, Band II, 2. erweiterte Auflage 1964, Band III, 2. erweiterte Auflage 1972, Melsungen, Basel und Wien.
- REITTER, E.: Fauna Germanica – Die Käfer des Deutschen Reiches, II. Band, Stuttgart 1909.
- STERNFELD, R.: Die Reptilien und Amphibien Mitteleuropas, Schmeils Naturwissenschaftliche Atlanten, Leipzig 1913.
- STRESEMANN, E.: Exkursionsfauna für die Gebiete der DDR und BRD, Band 3, Wirbeltiere, 1974, Band 2/1, Wirbellose – Insekten, 1978, Band 2/2, Wirbellose – Insekten, 1976, Berlin.



Abb. F 11 Sumpfstorchenschnabel (*Geranium palustre*), 30. 8. 80

Abb. F 12 Gebänderter Feuersalamander (*Salamandra salamandra terrestris*), 22. 3. 70





Abb. F 13 Schwarzer Schneckenjäger (*Phosphuga atrata*)

Abb. F 14 Märzveilchenfalter
(*Fabriciana adippe*) ♂, 24. 6. 83



Abb. F 15 Blauschillernder Feuerfalter
(*Lycæna helle*) ♂, 29. 5. 82



Palmbrauch in den ehemaligen Landkreisen Villingen und Donaueschingen

von Dieter Aschoff

Dieser Aufsatz ist eine erneuerte und stark gekürzte Fassung meiner Diplomarbeit „Palmbrauch in Geschichte und Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Baar und an sie grenzender Gebiete“, die ich 1982 im Fach Religiöse Volkskunde an der Universität Freiburg geschrieben habe. Anlaß zu jener Arbeit hatten 69 unbearbeitete Fragebögen als vorläufiges Ergebnis einer Umfrage zur Erfassung von Palmformen und zur Dokumentation des Palmbrauchs gegeben, die 1968 vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in den damaligen Landkreisen Villingen und Donaueschingen durchgeführt worden war. Den folgenden Ausführungen liegen außerdem eigene Beobachtungen aus den Jahren 1981 bis 1984, kurze Aufzeichnungen und Fotomaterial von Felix Hensel und Herbert Wilfert, Freiburg, aus dem Jahr 1974, sowie von Archivar Georg Goerlipp, Donaueschingen, von 1982 zugrunde.

An dieser Stelle will ich dem Verein und den einzelnen Fotografen meinen herzlichen Dank aussprechen für ihr Engagement bei der Beschaffung von Bildmaterial im Jahre 1984. Danken will ich insbesondere Herrn Georg Goerlipp für seine freundliche Unterstützung und meiner Frau Barbara Treitz-Aschoff für ihr Interesse, ihre Geduld und liebevolle Kritik.

Zum Untersuchungsgebiet gehören die folgenden 102 Ortschaften, die nach den vorliegenden Fragebögen von 1968 und nach den damals üblichen Namen benannt werden. Die inzwischen durchgeführte Kreisreform bleibt hierbei unberücksichtigt. An zweiter Stelle wird jeweils die dort vorherrschende Konfession genannt.

Landkreis Donaueschingen

- | | |
|------------------------------|--|
| 1. Aasen, rk | 19. Furtwangen, rk |
| 2. Achdorf, rk | 20. Geisingen, rk |
| 3. Achdorf-Aselfingen, rk | 21. Grüningen, rk |
| 4. Achdorf-Eschach, rk | 22. Gütenbach, rk |
| 5. Achdorf-Opferdingen, rk | 23. Gutmadingen, rk |
| 6. Aulfingen, rk | 24. Hammereisenbach-
Bregenbach, rk |
| 7. Behla, rk | 25. Hattingen, rk |
| 8. Biesingen, cv | 26. Hausen v. W., rk |
| 9. Blumberg, rk | 27. Heidenhofen, rk |
| 10. Bräunlingen, rk | 28. Hintschingen, rk |
| 11. Döggingen, rk | 29. Hochemmingen, rk |
| 12. Donaueschingen, rk | 30. Hondingen, rk |
| 13. Donaueschingen-Aufen, rk | 31. Hubertshofen, rk |
| 14. Emmingen ab Egg, rk | 32. Hüfingen, rk |
| 15. Epfenhofen, rk | 33. Immendingen, rk |
| 16. Eßlingen, rk | 34. Ippingen, rk |
| 17. Fürstenberg, rk | 35. Kirchen-Hausen, rk |
| 18. Fützen, rk | |

- | | |
|-----------------------|------------------------|
| 36. Kommingen, rk | 50. Riedöschingen, rk |
| 37. Langenbach, rk | 51. Rohrbach/Schw., rk |
| 38. Leipferdingen, rk | 52. Schönenbach, rk |
| 39. Linach, rk | 53. Stetten, rk |
| 40. Mauenheim, rk | 54. Sumpfohren, rk |
| 41. Mistelbrunn, rk | 55. Sunthausen, rk |
| 42. Möhringen, rk | 56. Tannheim, rk |
| 43. Mundelfingen, rk | 57. Unadingen, rk |
| 44. Neudingen, rk | 58. Unterbaldingen, rk |
| 45. Neukirch, rk | 59. Unterbränd, rk |
| 46. Oberbaldingen, ev | 60. Vöhrenbach, rk |
| 47. Öfingen, ev | 61. Waldhausen, rk |
| 48. Pfohren, rk | 62. Wolterdingen, rk |
| 49. Riedböhringen, rk | 63. Zimmern, rk |

Landkreis Villingen

- | | |
|--------------------------|-------------------------|
| 64. Bad Dürkheim, rk | 83. Obereschach, rk |
| 65. Brigach, ev | 84. Oberkirnach, ev |
| 66. Buchenberg, ev | 85. Peterzell, ev |
| 67. Burgberg, ev | 86. Pfaffenweiler, rk |
| 68. Dauchingen, rk | 87. Riethem, rk |
| 69. Erdmannsweiler, ev | 88. Rohrhardsberg, rk |
| 70. Fischbach, rk | 89. St. Georgen, ev |
| 71. Gremmelsbach, rk | 90. Schabenhäuser, ev |
| 72. Herzogenweiler, rk | 91. Schönwald/Schw., rk |
| 73. Kappel, rk | 92. Schonach/Schw., rk |
| 74. Kirchdorf, rk | 93. Stockburg, ev |
| 75. Klengen, rk | 94. Tennenbronn, rk |
| 76. Königsfeld/Schw., ev | 95. Triberg, rk |
| 77. Langenschiltach, ev | 96. Überauchen, rk |
| 78. Marbach, rk | 97. Unterkirnach, rk |
| 79. Mönchweiler, ev | 98. Villingen, rk/ev |
| 80. Neuhausen, rk | 99. Weiler, ev |
| 81. Nidereschach, rk | 100. Weilersbach, rk |
| 82. Nußbach, rk | |

Ergänzend werden aus dem Landkreis Hochschwarzwald mitberücksichtigt:

- | | |
|-------------------|--------------------|
| 101. Bachheim, rk | 102. Eisenbach, rk |
|-------------------|--------------------|

Wegen der großen Zahl der Orte wäre es zu aufwendig, die Palmformen jedes Ortes einzeln aufzuführen; zudem lassen sich bei mehreren Orten Gemeinsamkeiten in der Form feststellen. Die Belegdichte bezüglich der einzelnen Angaben wie z. B. Grünschluck, Buntschluck oder christliche Symbole ist in den Ortschaften verschieden groß, so daß sich im Detail Ergänzungen ergeben könnten. Dieser Aufsatz soll in erster Linie einen Überblick über die verschiedenen getragenen Formen und die Zusammenhänge zwischen der Gestaltung des Palmgebrauchs, seinen Funktionen und den Brauchträgern vermitteln.



Abb. F 1 Blumberg: Palmprozession mit den dort typischen Kreuzpalmen aus Tannenreisig, die man mit Äpfeln verziert

Abb. F 3 Allmendshofen: Säulenpalm mit reicher Verzierung



Abb. F 2 Unterbränd: Kugelpalm am Gartenzaun

Abb. F 4 Bad Dürkheim: Mit Grün, bunten Metallfolien und kunstvollem Laternen- teil geschmückte Säulenpalmen





Abb. F 5 Epfenhofen: Mit Krepppapierstreifen (und hier auch mit einer Buchkugel) geschmückte Bäumchen

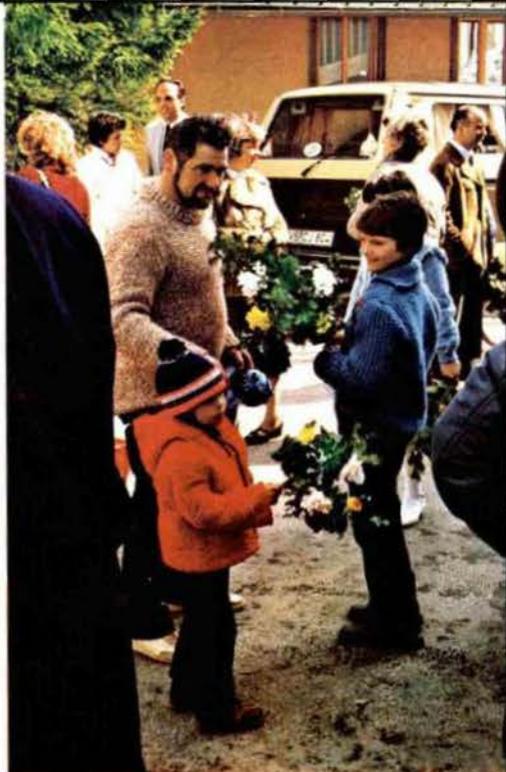


Abb. F 6 Schönwald: Handsträuße aus Stechpalmen und Papierblumen

Abb. F 7 Furtwangen: Einzelzweige aus Stechpalme, teilweise mit Beeren oder Papierblumen geschmückt, werden in Waschkörben vor und nach dem Gottesdienst von Buben vor der Kirche abgegeben



Zur geschichtlichen Entwicklung des Palmsonntags

Um das Phänomen des Palmtragens auf seinem frömmigkeitsgeschichtlichen Hintergrund besser zu verstehen, will ich zunächst, soweit es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist, einen kurzen historischen Überblick geben, indem ich wichtige geschichtliche Stationen, Schwerpunkte und Akzente in der Entwicklung der Feier des Palmsonntags nenne. Bezüglich der Entstehung der Brauchübung in der lateinischen Kirche bleiben ungeklärte Fragen, trotz oder gerade wegen der verschiedenen (meist unhaltbaren) Hypothesen, die zu diesem Thema gebildet wurden. Zum heutigen Verständnis des Brauchphänomens spielt diese Frage angesichts einer jahrhundertelangen, großteils bekannten Geschichte des Palmtragens keine Rolle.

Biblische Quellen

Der Einzug Jesu in Jerusalem wird von allen vier Evangelisten auf unterschiedliche Weise erzählt.¹⁾ Gemeinsam ist ihnen, daß Jesus auf einem Jungesel nach Jerusalem einzieht, wobei ihm die Menge huldigt als dem Kommenden im Namen des Herrn. Dabei spricht nur das Johannesevangelium explizit von Palmzweigen, die die ihm entgegeneilende Menge mitnimmt. Nach Matthäus könnte es sich auch um Olivenzweige handeln, da der Ausgangspunkt des Geschehens der Ölberg ist. Ansonsten werden diese Zweige nicht näher benannt. Um die Eigenart des Einzugs in die Stadt als messianischen Triumphzug zu unterstreichen, verweisen die Evangelisten auf messianische Weissagungen aus dem Alten Testament.²⁾

Ob und wie sich der erste Palmsonntag nun wirklich abgespielt hat, interessiert hier weniger als vielmehr die Tatsache, daß die biblischen Quellen schon seit frühester Zeit Anregungen boten, das Leben Jesu nicht nur zu betrachten, sondern auch im öffentlichen Kult nachzuahmen, um sich die Ereignisse der Heilsgeschichte zu vergegenwärtigen und mit ihnen stärker vertraut zu werden. Es entstand im Lauf der Zeit zunächst die dreitägige Osterfeier und durch deren Ausweitung schließlich auch die Heilige Woche mit dem Palmsonntag, der am frühesten und stärksten an den authentischen Stätten kultisch begangen wurde.

Palmfeier im frühen Jerusalem

Die erste Beschreibung einer Palmsonntagsfeier findet man im Bericht der gallischen Pilgerin Egeria³⁾, die sich Anfang des 5. Jahrhunderts in Jerusalem aufhielt. Sie beschreibt darin eine Prozession mit zwei Stationen und einer zeitlichen Ausdehnung von mehreren Stunden. Man kam auf dem Ölberg zusammen, betete, sang, hörte Lesungen und zog dann gemeinsam zur Anastasis-Kirche, wo die Einzugsperikope aus einem Evangelium verlesen wurde, und danach in feierlicher Prozession nach Jerusalem zurück. Der Bischof vertrat in dieser dramatischen Darstellung des Einzugs des Herrn Jesus, die Gläubigen hielten Palm- oder Olivenzweige in Händen und antworteten bei den Gesängen immer wieder mit „Benedictus qui venit in nomine Domini“. Selbst Kinder und Kleinkinder trugen Zweige. Diese dienten der Huldigung, eine Weihe oder Segnung der Zweige fand nicht statt.

Wenn auch dem Bericht der Egeria zufolge auf die mitgeführten Zweige kein besonderes Gewicht gelegt wurde, so ist doch zu beachten, daß in der Antike gerade den Palm- und Olivenzweigen eine besondere Symbolik⁴⁾ eigen war. Im Judentum galt die Palme als Sinnbild der Herrlichkeit Jahwes; man trug sie zum Zeichen der Huldigung. Seit der römischen Kaiserzeit war sie als Siegeszeichen bekannt; sie zeichnete z. B. siegreiche Wagenlenker und Feldherren aus. Im christlichen Kontext wurde die Palme zum Sinnbild des Sieges Chri-

sti, den dieser über den Tod davonträgt. In der christlichen Kunst sind Palmzweige Attribut der Märtyrer. Auch der Ölbaum galt als Siegesymbol; die olympische Siegerehrung wurde mit Ölzweigen vorgenommen. Im Christentum bezog sich ihr Symbolwert ebenfalls auf den Sieg Christi; in erster Linie waren sie aber Sinnbilder des Friedens und der Barmherzigkeit.

Die weitere Entwicklung der Jerusalemer Palmfeier⁵⁾ brachte eine starke Ausweitung der Prozession. Im 10. Jahrhundert beging man die Feier mit einer Vorprozession, insgesamt fünf Stationen und mehreren Stationsgottesdiensten. Mit der Zeit breitete sich die Palmprozession von Jerusalem ausgehend in den anderen morgenländischen Kirchen aus, die vorher nur eine schlichte und geistige Begehung des Festes gekannt hatten. Der Schwerpunkt der Palmfeier lag dort wie in Jerusalem auf der Prozession, eine Palmweihe wurde nicht durchgeführt, allenfalls betete man für jene, die die Palmen trugen, daß Gott sie beschützen und würdig zur Auferstehung führen werde. Für die Palmen selbst wurde keine irgendwie geartete Kraft erlehnt, die sie als heilsame Gegenstände in den Vordergrund gerückt hätte.

Der Palmsonntag in der lateinischen Kirche

Bei der Verbreitung der Palmfeier im Okzident hatten die vielen Pilger, welche die Heilige Stadt besucht und an den Feierlichkeiten teilgenommen hatten, wohl keinen geringen Anteil. Allerdings dauerte es längere Zeit, bis sich die Feier als Brauch eingebürgert und feste liturgische Formen erhalten hatte.

Das erste Zeugnis für die Feier einer Palmprozession in der lateinischen Kirche findet man im Sakramentar von Bobbio⁶⁾, das zum Großteil die Liturgie wiedergibt, die in Gallien an der Schwelle vom 7. zum 8. Jahrhundert praktiziert wurde. Eine genauere Beschreibung der Prozession enthält das Sakramentar nicht, die ‚Benedictio palmarum et olivae super altario‘ weist jedoch deutlich auf eine dramatische Nachahmung des Einzugs Jesu hin.

Schon aus dieser Überschrift geht hervor, daß die Palmfeier eine ganz entscheidende Änderung erfahren hatte: Die Palmzweige waren nicht mehr nur Symbole des Sieges Christi, der Vollendung oder des Friedens, die ihren Ort in der Prozession hatten, sondern sie waren auch selbst wirksame Zeichen gegen das Böse. So enthält das Sakramentar auch Hinweise auf die Verwendung der geweihten Palmzweige für bestimmte Zwecke: sie wurden entweder zu Hause aufbewahrt oder teilweise gegessen.

Dieser Bedeutungswandel könnte damit zusammenhängen, daß schon im Altertum verschiedenen Zweigen über eine gewisse Symbolik hinaus auch konkrete Schutzfunktionen zugeschrieben wurden. So wurden schon im römischen Bauerntum Weiß- und Wegedorn gegen Unheil verwendet, bei den Griechen galten Wegedorn und Lorbeer als wirksame Mittel gegen Zauberei und Gewitter.⁷⁾ Die genauen Ursachen liegen jedoch weitgehend im Dunkeln. Auch der Versuch Wilhelm MANNHARDTs, den Palmbrauch zusammen mit anderen Zweigbräuchen allein auf den Fruchtbarkeitskult zurückzuführen, kann schon wegen der z. T. abenteuerlichen Vergleiche nicht überzeugen⁸⁾; Wichtiger als das im Zusammenhang mit der kulturellen und politischen Situation der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stehende Unterfangen, Brauchphänomene auf heidnische, möglichst germanische Ursprünge zurückzuführen, ist für die Deutung heutiger Brauchformen, die starke kirchliche und soziale Prägung des Palmfestes bis in unsere Zeit zu akzeptieren und zu bedenken.

Im 8. und 9. Jahrhundert fand die Palmfeier mit Prozession und Weihe raschen Eingang in die Kirchen und Klöster des Frankenreiches.⁹⁾ Im 9. Jahrhundert, das viele neue Benediktionsformeln und Prozessionsgesänge hervorbrachte, dürfte die Palmfeier schon im größten Teil des Abendlandes verbreitet gewesen sein.¹⁰⁾ In Rom fand die Feier erst relativ spät im 11./12. Jahrhundert Eingang in die Liturgie.¹¹⁾

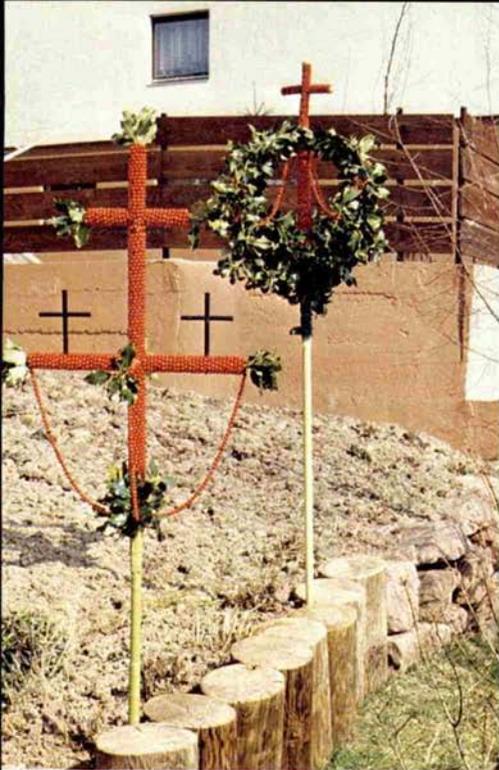


Abb. F 8 Tennenbronn: Zwei der neu eingeführten Beerenpalmen, die großteils mit Stechpalmenbeeren verziert sind

Abb. F 10 Blumberg: Auch hier gibt es sowohl Buben als auch Mädchen als Palmträger

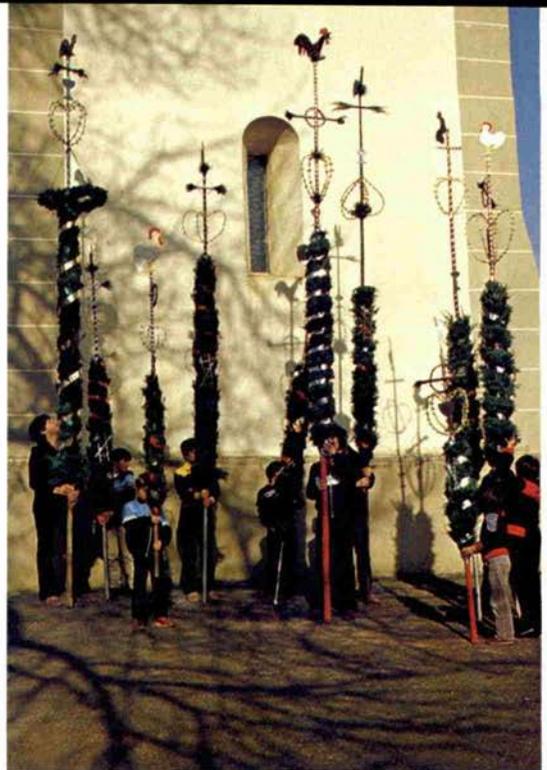


Abb. F 9 Aasen: Säulenpalmen, geschmückt mit Passionssymbolen (Leidenswerkzeuge Christi, Dornenkrone, Hahn, Kelch)

Abb. F 11 Donaueschingen: Der Pfarrer gratuliert den Palmträgern und gibt eine Belohnung



Der Palmsonntag in Hoch- und Spätmittelalter

Im hohen und späten Mittelalter erfuhr die Palmweihe eine weitere Entwicklung und Ausweitung ihres Ritus. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts bestand ihre Einleitung sehr oft in Analogie zum Meßritus aus einer ‚Missa sicca‘. Daran konnte sich ein ‚Exorzismus floris‘ anschließen.¹²⁾ Das Wort ‚floris‘ bezog sich dabei auf die blühenden Zweige und Blumen, die in den nördlichen Ländern statt der schwer zu beschaffenden Palmen- oder Olivenzweige verwendet wurden.

Damit war die Form der Palmweihe im wesentlichen festgelegt, so daß die folgende Entwicklung sich im großen und ganzen innerhalb dieses Rahmens bewegte. Die weitere Vermehrung der Gebete weist auf die wachsende Bedeutung der Palmweihe hin, was eine größere Wichtigkeit der Palmzweige im täglichen Leben miteinschließt.

Auch die Palmprozession erfuhr eine Entfaltung. Der Charakter der Vergegenwärtigung des Heilsereignisses durch das Nachspielen des Einzugs Jesu in einer oft pompösen Festprozession wurde dabei stark hervorgehoben. Manchmal führte man einen lebenden Esel im Zug mit, auf dem ein Priester als Repräsentant Christi saß. Sehr häufige Verwendung fanden Eselsplastiken aus Holz mit einem darauf sitzenden Christus (Palmesel), deren frühester Gebrauch im ausgehenden 12. Jahrhundert anzusetzen ist.¹³⁾ Andere Mittel der dramatischen Gestaltung der Palmprozession waren Bilder, Wechsel- und Gegengesänge, Texteinlagen sowie szenische und schauspielerische Darstellungen; auch die Kreuzesverehrung als eine Station wurde reich ausgestaltet.¹⁴⁾

Berühmte Palmeselprozessionen gab es in Antwerpen und Heidelberg: In Antwerpen schritten dem Palmesel, auf dem als Darsteller Jesu ein eben aus Jerusalem zurückgekehrter Pilger saß, zwölf Apostel voran, in der Heidelberger Prozession wurde der Verlauf der Heilsgeschichte von Adam und Eva bis zum Einzug Jesu in Jerusalem bildlich dargestellt.¹⁵⁾ Die kleine Stadt Villingen spielte ein figurenreiches Passionsspiel, das drei Tage lang dauerte.¹⁶⁾ Die Träger geistlicher Spielprozessionen waren Erwachsene, vornehmlich Bruderschaften und Zünfte. Somit war die Beteiligung oder Nichtbeteiligung bestimmter Gruppen an der Prozession nicht nur von religiöser, sondern auch von gesellschaftlicher Bedeutung.

Aus dem vorreformatorischen Biberach wird berichtet, daß alle Gläubigen beim Umzug Zweigbüschel aus Stechpalme und Sevi in Händen hielten, die sie bei der Station der Kreuzverehrung gezielt vor Christusfigur, Palmesel und Offizianten warfen („Palmenschießen“). Die geweihten Zweige trug man nach Hause und „so es den Sommer hat gewettert, hat mans an das Fewr gelegt für das Wetter“.¹⁷⁾

Der Palmesel hat sich bis heute in wenigen Palmeselprozessionen (z. B. Thaur und Hall in Tirol) und im Sprachgebrauch erhalten: Palmesel ist, wer am Palmsonntag als letzter zur Kirche kommt, wer als letzter in der Familie aufsteht, wer nicht, wie mancherorts üblich, neu eingekleidet ist, oder wer, im Gegensatz zum Palmkönig, den schmucklosesten Palmen hat.¹⁸⁾

Mittelalterliche Spielprozessionen führten das Heilsgeschehen in theatralischer Fülle vor Augen; ein halbes Jahrtausend nach den Anfängen der Palmfeier in der lateinischen Kirche war aus den ‚geistlichen Umzügen‘ ein religiöses Volksfest geworden.

Reformation, katholische Reform und Barockzeit

Die Tatsache, daß im Verlauf der Palmfeier das rein weltliche Festgebaren häufig die Oberhand gewann, war einer der Anlässe für die Kritik der Reformatoren. Auch Luther lehnte nach anfänglichem Zögern Palmweihe und Prozession ab, vor allem das oben erwähnte ‚Palmenschießen‘ und das Verschlucken von Palmkätzchen gegen Krankheit.¹⁹⁾ In der Folge wurden die öffentlichen Spielprozessionen in den meisten protestantischen Gebieten

verboten, was eine teilweise oder völlige Beseitigung des Palmbrauchs nach sich zog.

Spätestens durch die Reformation hatte man in der katholischen Kirche die unumgängliche Notwendigkeit einer Reform der Kirche eingesehen. Die tridentinische Erneuerung führte zu mehr Einheitlichkeit, Ordnung und Klarheit im inneren Bereich der Liturgie und insgesamt zu einer Konsolidierung der kirchlich-religiösen Gesamtlage. Passionsfrömmigkeit mit Palmprozessionen und die deutliche Vergegenwärtigung des Leidens Jesu Christi mit Hilfe verschiedener Devotionalien wie Bildstöcken, Kreuzigungsgruppen, den Leidenswerkzeugen und der Geißelsäule erlebten einen neuen Aufschwung. Allgemein kann man sagen, daß im Sinn einer geläuterten Fortsetzung mittelalterliche Grundformen und Inhalte religiösen Lebens beibehalten und neu entfaltet wurden.

Als Gegenstand der spielhaften Gestaltung des Palmsonntags kam der Palmesel wieder zu neuen Ehren. Wie im Mittelalter konnte der Prozessionszug aus verschiedenen Gruppen bestehen, die Teile der Heils- und Passionsgeschichte darstellten. Während des Gottesdienstes blieb der Palmesel am Altar, danach wurde er für den Rest des Tages ausgestellt; Kinder wurden ihm aufgesetzt – teils zur Belustigung, teils zur Heiligung; Mesner verdienten sich ein kleines Trinkgeld, indem sie Kinder auf dem Esel um die Kirche führten.²⁰⁾

Bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Prozession besaß die katholische Ordensbühne der Jesuiten als moralisch-religiöse Anstalt, die belehren, erbauen und entflammen wollte, ebenso wie die von den neuen Orden geförderten und oft von ihnen ins Leben gerufenen Bruderschaften und Kongregationen als die maßgeblichen Gestalter und Träger von Prozessionen, die in der Barockzeit einen ungeheuren Aufschwung erlebten.²¹⁾ Oft gaben sich Zunft und Bruderschaft ein und dieselbe Körperschaft. Zahlenmäßig übertrafen die barocken Bruderschaften als Massenorganisationen sogar ihre mittelalterlichen Vorgänger.²²⁾ Somit hatte auch der Palmsonntag mit seiner groß angelegten Prozession wie schon im Mittelalter in der Erwachsenenwelt einer Stadt eine weitaus wichtigere Funktion, als dies heute der Fall ist. Dominierende Funktionen des Palmfestes waren außerdem – im Sinne der tridentinischen Erneuerung – die katechetische Verkündigung durch ein beeindruckendes, ergreifendes Schauspiel ‚nach innen‘, und ‚nach außen‘ die Darbietung einer ebenso eindrucksvollen *demonstratio catholica*, deren politische Bedeutung in der Zeit des kirchenrechtlichen Territorialismus nicht gering war. Bei der weitgehenden Beibehaltung der Form ging man aber auch das Risiko ein, vorhandene abergläubische und magische Vorstellungen nicht ausmerzen und ‚reinigen‘ zu können, wie es eigentlich beabsichtigt war.

Die Kritik der Aufklärung

Die Aufklärung als Bewegung, die auch Fürstenhöfe und Teile der katholischen Kirche erfaßte, machte zumindest dem öffentlichen Teil des Palmsonntags, nämlich den Spielprozessionen, den Garaus. Man versuchte unter anderem, mit obrigkeitlichen Maßnahmen gegen viele Formen des religiösen Brauchs vorzugehen, weil sie nicht als zur wahren Andacht förderlich empfunden wurden. Für den Konstanzer Generalvikar von Wessenberg handelte es sich dabei meist um mißbräuchlich verwendete „Nebendinge im Gebiete der Religion“, da mit ihnen oft eine „nachtheilige Gesinnung mancher Christen“ verbunden war, „daß dergleichen Dinge vorzüglich verdienstlich seyen, wesentlich zur Religionsübung gehören und bey dem lieben Gott für die Lässigkeit in Erfüllung wesentlicher Pflichten und für Sünden und Laster Nachsicht erwerben“ könnten.²³⁾

Der Vorwurf der Veräußerlichung von Religion und der Sinnentleerung religiöser Praxis auf Kosten der inneren Gottesverehrung und des gelebten Evangeliums gehört zu den immer wiederkehrenden aufklärerischen Einwänden gegen den religiösen Brauch. Durch die neuen geistigen Strömungen hatte sich auch der religiöse Geschmack geändert; das Verbot der Jesuiten, die Aufhebung von Klöstern und Bruderschaften durch den Jose-

phinismus und die Säkularisation ließen dann auch Gruppen wegfallen, die für die Gestaltung der Prozessionen wichtig gewesen waren. Somit endete die Zeit der großen Prozessionen und Umzüge am Palmsonntag. Dies zog zwar kein völliges Verschwinden des Palmbrauchs nach sich, wohl aber wichtige Akzentverschiebungen.

Der Palmbrauch seit dem 19. Jahrhundert

Das Zurückdrängen der Erwachsenen als die bisher dominanten Brauchträger aus dem direkten Brauchgeschehen hatte eine relativ stärkere Beteiligung junger Leute zur Folge. Um 1830 erhielten in der Gegend von Passau meist nur noch die Vorsteher der Gemeinde Palmzweige, auf dem bayerischen Land trug nur die männliche Jugend diese zur Kirche.²⁴⁾ Elard Hugo MEYER führt knapp siebenzig Jahre später den Palmsonntag unter den Jugendfesten auf.²⁵⁾ Die primären Brauchträger waren nunmehr die jungen Leute, vornehmlich Burschen, den Erwachsenen kam eher die Rolle derjenigen zu, die die Palmzweige nach der Weihe für bestimmte Zwecke verwendeten, wie dies schon Jahrhunderte vorher der Fall gewesen war. Durch die weitgehende Abschaffung der Prozession gewann die Weihe als weiterbestehende kirchliche Feier im gesamten Geschehen ein weitaus größeres Gewicht als zuvor. Schwindendes Verständnis für Weihe und geweihte Dinge bei den Erwachsenen hatte einen weiteren Rückzug dieser Brauchträgergruppe aus dem Geschehen zugunsten jüngerer Leute zur Folge.

Palmprozession und Palmweihe bilden bis heute die beiden konstituierenden Momente im Festgeschehen des Palmsonntags. Seit der Reform der Heiligen Woche durch Pius XII. im Jahr 1955 und seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil liegt der theologische Schwerpunkt dabei eindeutig auf der Prozession und der damit geäußerten Huldigung Jesu Christi sowie beim Gedächtnis seiner Passion. Um die Huldigung und das Bekenntnis der Gläubigen auch formal zu verankern, schlägt das Meßbuch von 1975 an erster Stelle vor, die Palmweihe in gebührendem Abstand zur Pfarrkirche, eventuell in einer Nebenkirche, durchzuführen, um dann in Prozession gemeinsam zur Hauptkirche zu ziehen. Dies hat jedoch bisher nicht allzu viele Freunde gefunden. In Blumberg gehen z. B. Palmträger, Priester, Ministranten und Gläubige einmal um die Kirche herum (Abb. F 1). Meistens findet die Palmweihe jedoch am Kirchenportal statt, worauf Palmträger, Priester und Ministranten feierlich in die Kirche einziehen, wo die anderen Gläubigen bereits warten. Deutlich wird bei dieser Praxis, daß der Versuch, mit der neuen theologisch-kirchlichen Deutung des Festes aus dem Jugend- und Kinderbrauch wieder einen Brauch aller, auch der Erwachsenenengemeinde, zu machen, sich nicht so einfach gestaltet.

Palmformen im Untersuchungsgebiet

Beschäftigt man sich näher mit den Palmformen, wie sie heute im Untersuchungsgebiet am Palmsonntag getragen werden, so sieht man sich zunächst mit einer Vielzahl verschieden gestalteter Gebilde konfrontiert, die als Baalme, Palmsäulen oder Palmbesen bezeichnet werden und deren Typisierung auf den ersten Blick gewisse Schwierigkeiten bereitet, da die gestalterische Freiheit derer, die Palmen binden, innerhalb bestimmter Grenzen nicht gering veranschlagt werden darf. Ich will hier versuchen, anhand verschiedener Formelemente und Grundbestandteile gestielter Palmen eine Typologie der Palmformen herauszuarbeiten.

Grundsätzlich kann man unterscheiden zwischen Einzelzweigen und Sträußen auf der einen Seite und andererseits den Stangenformen, zu denen auch die kleineren Steckenpalmen zu rechnen sind. Die entscheidenden Formelemente sind dabei 1. die *Größe* (vom klei-

nen Zweiglein bis zur mehrere Meter hohen Palmstange), 2. der *Grünschmuck*, näherhin die Vielfalt und die Anzahl der verwendeten Zweige, und 3. der *Buntschmuck* (Eier, Äpfel, Papierbänder usw.).

Die Grundbestandteile eines stangenförmigen Palmen sind:

- der *Stiel* (vom 20 cm langen Griff bis zum 8 m langen Stiel)
- der *Korpus*, dessen Grundgerüst entweder eine Stange oder ein Bäumchen ist; einen Baum kann man dann z. B. schälen und die Äste nach innen zu Laternen biegen, man kann sie stehen lassen und mit bunten Papierstreifen behängen; eine Stange kann mit Grün oder Papier zu einer Säule oder einem Kreuz ‚modelliert‘ werden, man kann sie mit Kugeln aus Grün oder einem Buschen versehen;
- und meist ein *Aufsatz* (Kreuzlerute, Kreuz, Hahn, Buschen, Bäumchen, Laterne usw.).

Für die Frage, welchem Grundtypus ein Palm zugeordnet werden kann, ist der Korpus entscheidend. Das genauere Aussehen richtet sich dann danach, welche Formelemente besonders zum Tragen kommen. Man kann für einzelne Orte und Gebiete bestimmte Grundtypen nennen, das weitere Erscheinungsbild kann selbst innerhalb eines Ortes entsprechend der Person des Trägers variieren.

Für die Verbreitung des Palmtragens in den 102 Orten meines Untersuchungsgebietes läßt sich folgendes sagen: In 86 Orten trägt man am Palmsonntag Palmen in die Kirche, davon in 19 Gemeinden ausschließlich kleine Einzelzweige, z. T. auch Sträußchen oder mit Papierblumen geschmückte Zweige, in 67 Orten dagegen gestielte Formen. Nicht geübt wird der Brauch in 16 Orten, von denen 15 überwiegend evangelische Bevölkerung haben und wo das Palmtragen deshalb nicht üblich ist. Die häufigste Verbreitung haben die kleinen Zweige aus Sevenbaum (Sevi) oder Thuja, die auch dort zur Weihe gebracht werden, wo größere Palmen die Hauptform sind.

Verglichen mit den vorliegenden Ergebnissen von 1968 zu der Frage, wo gestielte Palmen zu finden sind, haben sich bis heute nur wenige Änderungen ergeben. In Sunthausen, wo 1968 noch durchschnittlich vier Palmen geweiht worden waren, die bis zu 4 m hoch waren, wurden 1982 nur noch Handsträußchen zur Kirche gebracht, und zwar vorwiegend von Frauen und Mädchen, wie es bei diesen Formen auch in den meisten anderen Gemeinden üblich ist. In Gutmadingen hatte es längere Zeit keine großen Palmen mehr gegeben, bis sich vor fünf Jahren eingehiratete junge Frauen aus Kirchen-Hausen dessen annahmen. Im Villingen Münster wurden 1984 zum ersten Mal von Jugendlichen aus der Pfarrei zwei große Palmen gebunden. Normalerweise verwendet man dort kleine Sevizweige, wie auch in St. Fidelis, wo bis vor einigen Jahren durch gute Beziehungen des Pfarrers nach Italien sogar echte italienische Palmzweige zur Verfügung standen.

Zur Verbreitung der einzelnen Palmtypen, die sich aus der Form des Korpus und der unterschiedlichen Gewichtung der genannten Formelemente ableiten lassen, kann Folgendes gesagt werden (vgl. Landkarte):

Der *Säulenpalm* (z. B. Abb. F 3) taucht am häufigsten in der Gegend von Donaueschingen und südlich davon auf (bis zur Linie Bachheim-Riedöschingen) und ebenso in einem kleineren Gebiet nördlich und südlich von Villingen. Westlich von Donaueschingen findet man mit Metallfolie umwickelte Stangen mit einem Kreuz an der Spitze, an denen – je nach der Länge der Stange – eine, zwei oder drei Kugeln, in der Regel aus Tannenreisig, befestigt sind (*Kugelpalm* – Abb. F 2). Kugeln aus Buchs, Tanne, Fichte oder Sevi findet man als Verzierung auch an anderen Palmtypen, z. B. als unteren Abschluß einer Säule (Abb. SW 2). Dort treten sie jedoch nicht so dominierend hervor wie bei den Kugelpalmen, die den *Kreuzpalmen* (Abb. F 1) nahe verwandt sind, welche es im südwestlichen Teil des Untersuchungsgebietes und in Donaueschingen gibt. Am südöstlichen Rand trifft man vor allem geschmückte *Bäumchen* (Abb. F 5) an. Ausgesprochene *Laternenpalmen* (Abb. SW 4) sind vereinzelt auf den ganzen Untersuchungsbereich verteilt. Als Bekrönung von Säulen-

palmen oder als Verzierung anderer Palmtypen sieht man Laternen jedoch öfter.

Einzelzweige (Abb. F 7) als Hauptform werden im östlichen Teil des Untersuchungsgebietes getragen, in der Gegend von Furtwangen nimmt man ausschließlich Stechpalmenzweige und nicht das ansonsten für Einzelzweige typische Sevreis, das mit der Stechpalme ja schon im späten Mittelalter als Palmzweig belegt ist. In Schönwald bindet man Stechpalmen mit Weidenruten zu *Sträußen* (Abb. F 6). Handsträuße trägt man auch in Bad Dürrenheim. In der Triberger Gegend werden mehrere Zweige auf einem Stock zu einem *Palmbesen* gebunden. In Tennenbronn gibt es neben diesen Palmbesen aufgrund der Initiative des neuen Pfarrers seit vier Jahren auch einige *Beerenpalmen* (Abb. F 8), wie sie im Kinzig- und Renchtal anzutreffen sind. Man fertigt sie aus auf Schnüren aufgezogenen roten Stechpalmenbeeren, die man um ein Grundgerüst wickelt. Nicht geübt wird der Palmbrauch in den kleineren, vorwiegend evangelischen Gemeinden nordwestlich von Villingen.

Die meisten Palmen sind nicht höher als 6 m. In manchen Orten werden jedoch auch Höhen von ca. 10 m erreicht. Maßstab ist für Maximalgrößen meist die Höhe der Kirchendecke, ansonsten richtet sich die Palmgröße vor allem nach dem Alter der Träger, wenn nicht Erwachsene in besonders starkem Maß beteiligt sind und auch beim Tragen helfen.

Der Grünschmuck der Hauptformen

In ganz Südeuropa, in Südtirol, im Tessin bis zu den südlichen Tälern Graubündens spielen die Zweige des dort heimischen Ölbaums am Palmsonntag eine große Rolle, der ja neben der Palme die dichteste Beziehung zu biblischen und antiken Quellen hat. In Mittel- und Nordeuropa werden ‚richtige‘ Palm- oder Olivenzweige nur selten verwendet. Bei den heutigen guten Verkehrsverhältnissen würde der Import von Palmzweigen zwar keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten, in den vergangenen Jahrhunderten haben sich jedoch bei der Einbürgerung des Brauchs im Abendland eigene Zweigtraditionen entwickelt, an denen man auch aus Gründen der Finanzierung festhält. In der Regel werden deshalb solche Zweigarten verarbeitet, die in der betreffenden Landschaft heimisch sind und zu dem frühen Brauchtermin auch zur Verfügung stehen (immergrüne Pflanzen oder blühende Zweige wie z. B. Weidenkätzchen).

Eingeführte echte Palm- oder Olivenzweige, wie sie z. B. in Villingen, St. Fidelis, oder im Freiburger Münster getragen werden, sind nach wie vor auch im Untersuchungsgebiet eine große Ausnahme. Die häufigste Verwendung zur Herstellung gestielter Palmen finden hier Sevi bzw. Thuja, Fichte und Wacholder. Von ausgesprochenen ‚Zweiglandschaften‘ kann dabei kaum die Rede sein. In den einzelnen Orten bevorzugt man zwar für bestimmte Formen einzelne Zweigarten, wie beispielsweise in Hüfingen (Abb. SW 11), wo man die sehr dünnen Palmsäulen ebenso wie die Kappeler Säulen aus Wacholderreisig anfertigt, oder in Unadingen, wo die langen Säulen- und Kreuzpalmen vor allem mit Fichtenreisig hergestellt werden; für ein größeres Gebiet läßt sich solches aber nicht mit dieser Ausschließlichkeit sagen. Eine Ausnahme bildet hier lediglich die Gegend um Furtwangen und Triberg, wo man nur Stechpalmenzweige nimmt. In Schönwald gibt man noch Weidenruten hinzu, in Triberg kann der Palmbesen zusätzlich mit Buchs verziert werden.

Allgemein kann man sagen, daß die einzelnen Zweigarten an Wichtigkeit verlieren, je mehr Wert auf die traditionelle Form (z. B. Säule, Kreuz, Kugel) gelegt wird und sie in erster Linie Gestaltungsmittel sind. So ist die Vielfalt der verwendeten Zweige in jenen Gebieten insgesamt größer, wo ‚modellierte‘ Formen vorherrschen, weil es dann nicht mehr von so großer Bedeutung ist, aus welcher Zweigart der Palm gefertigt wird. Anders ist es allerdings bei den Einzelzweigen. In Furtwangen und Linach bezieht man die Stechpalmenzweige aus dem Simonswäldertal und nimmt nicht einfach einzelne Zweige von Fichte oder Tanne. Dasselbe gilt für die Einzelzweige aus Sevi oder Thuja.

Abb. SW 1
 Bachheim: Gemeinsames
 Einholen des Grün-
 schmucks; hier: Holunder



Abb. SW 2
 Bachheim: Anlegen der
 Apfelkette um einen Kreuz-
 palm; als ‚Aufsatz‘ nimmt
 man hier eine Kreuzlerute;
 der Korpus wird im Süd-
 westen des Untersuchungs-
 gebietes sehr häufig mit
 einer Kugel abgeschlossen
 (hier aus Fichtenreisig), der
 Stiel ist mehrere Meter lang
 und ungeschmückt



Abb. SW 3
 Unadingen: Auf dem Weg
 zur Kirche; die kleinen
 Palm-‚Träger‘ brauchen für
 die traditionell großen und
 schweren Palmen die Mithilfe
 der Erwachsenen; die Mäd-
 chen im Hintergrund tragen
 einzelne Sevizweige



Im ganzen Untersuchungsgebiet finden auch Buchs und Tannenreisig häufige Verwendung, seltener die in der Rheinebene und in Österreich sehr beliebten Weidenruten sowie getrocknetes Laub, Zedern- und Obstbaumholz.

Der Buntschmuck

Die Vielfalt des Buntschmucks bei Einzelzweigen und Sträußen ist sehr gering. Beliebte sind Stechpalmenzweige mit Beeren; auf Stechpalmen ohne Beeren findet man vereinzelt Blumen aus Krepppapier wie in Furtwangen, Gütenbach, Linach, Schönenbach und Schönwald. Sevizweige werden in der Regel nicht verziert.

Die gestielten Formen fallen dagegen gerade wegen ihrer Buntheit auf. Am häufigsten verwendet man Bänder, Papierstreifen und Metallfolien, um vor allem die Palmstange damit spiralgig zu umwinden oder sie ganz zu umhüllen. Geschmückte Bäumchen sind kaum denkbar ohne die kurzen Papierfähnchen, die ihnen einen fröhlichen Ausdruck verleihen. Oft bevorzugt man dazu die Kirchenfarben Gelb und Weiß. Manchmal, wie beispielsweise in Eisenbach, fertigt man den ganzen Palmen statt aus Grün mit am Rand eingeschnittenen Krepppapierstreifen.

Bänder und Papierstreifen sind ohne besondere Konzentration auf das gesamte Untersuchungsgebiet verstreut belegt, Metallfolien findet man vor allem im Gebiet zwischen Waldhausen und Pfohren gegen Norden zu.

Sehr häufig nimmt man Äpfel zur Verzierung, manchmal eher vereinzelt auf die mit Grün verzierte Stange verteilt wie in Bräunlingen (Abb. SW 10), manchmal als Abschluß einer Kette aus ausgehöhlten Holunderzweigen und ausgeblasenen Eiern wie in Kirchenhausen (Abb. SW 8), oder auch dicht auf einer Schnur aufgereiht als Apfelkette um die geschmückte Stange, das Kreuz oder um den Äquator einer Buchs- oder Fichtenkugel herumgelegt wie in Bachheim, Unadingen oder Blumberg. Die Palmäpfel werden nach dem Kirchgang wieder abgenommen und gegessen. Die Vorstellung, daß dies gegen Krankheit helfen solle, hört man aber nur noch außerordentlich selten. Die Äpfel werden an nahe Verwandte, Nachbarn und gute Bekannte verteilt und haben so auch eine Bedeutung im Geflecht der sozialen Beziehungen der Brauchträger. Die weitaus größte Zahl der Belege findet man im südlichen Teil des Untersuchungsraumes: Südlich von Donaueschingen gibt es kaum eine Ortschaft, wo Äpfel nicht als Palmschmuck verwendet werden.

Fast genausooft werden Palmen mit ausgeblasenen und meist bunten Eiern geschmückt. Kartographisch läßt sich eine Häufung in der Ostbaar feststellen. Besonders stattliche und kunstvolle Eierpalmen gibt es in Bad Dürnheim (Abb. SW 7) und Weilersbach, wo man die Eier oft auf die Zweige der aus den Ästen eines Nadelbaums gefertigten ‚Kronen‘ zieht.²⁶⁾ In Weilersbach sammelt man dafür das Jahr über die besonders großen Eier mit zwei Dottern. Als Bäumchen nimmt man dort den ausgedienten Christbaum vom vergangenen Weihnachtsfest. Oft werden die Eier mit kreuzweise gelegten, ausgehöhlten Holunderzweigen auf einer Schnur zu einer Kette aufgereiht und um einen Säulenpalm gelegt wie in Geisingen (Abb. SW 9) oder über Säule und Kranz angebracht wie in Kirchenhausen und Gutmadingen.

Diese Holunderzweige spielen auch sonst eine wichtige Rolle. Man reiht sie auf dünnen Ästen bzw. Draht zu sogenannten ‚Kreuzleruten‘ oder wie in Fischbach zu einer ‚Herzlaterne‘ auf (Abb. SW 5). Zwischen Donaueschingen und Achdorf werden sie fast überall verarbeitet.

Wenige Belege gibt es generell für die Verwendung von Orangen, Zwiebeln, Forsythien und andere blühende Zweige, für Stechpalmenbeeren und Strohlumen.

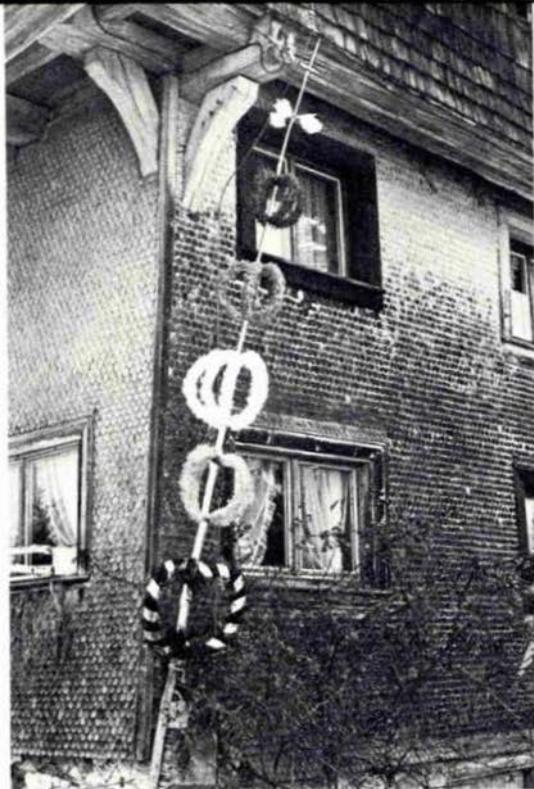


Abb. SW 4 Tannheim: Mit Grün und Krepppapier geschmückter Laternenpalm

Abb. SW 6 Kappel: Wacholdersäule, verziert mit Reifen aus Krepppapier und den christlichen Symbolen Kreuz, Kelch, Hostie und IHS

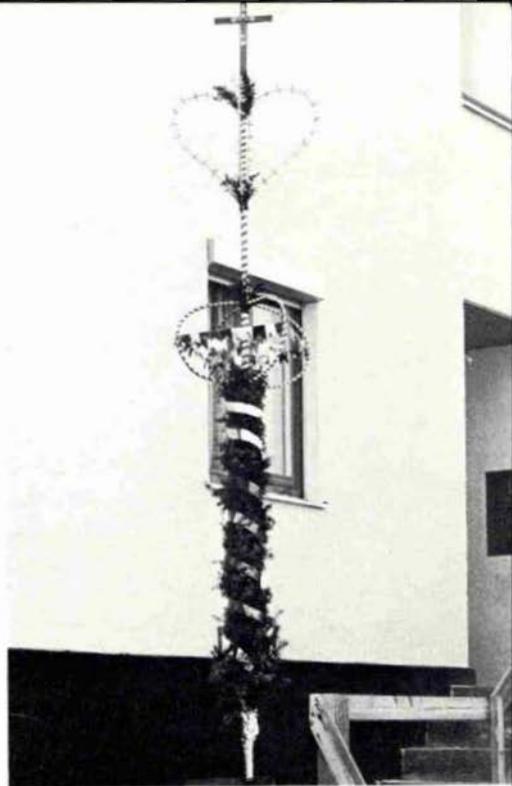
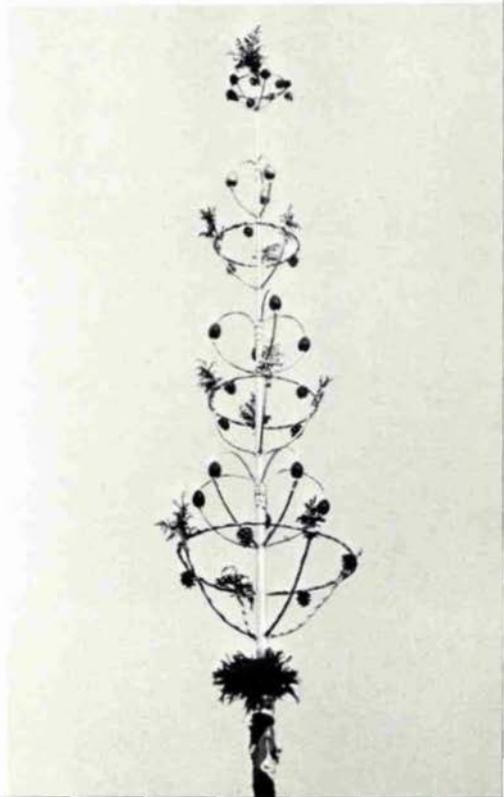


Abb. SW 5 Fischbach: Säulenpalm aus Wacholderreisig, verziert mit Metallfolie

Abb. SW 7 Bad Dürkheim: Kunstvolle, aus einem Nadelbaum geformte und mit ausgeblasenen Eiern verzierte Laternen, die einem Säulenpalm aufgesetzt werden



Christliche Symbole

Ein Teil der Stangenpalmen wird zusätzlich mit christlichen Symbolen verziert. An geschmückten Bäumchen sind sie so gut wie nie zu finden. Manchmal bereitet das Auffinden von mit christlichen Symbolen verzierten Palmen gewisse Schwierigkeiten, weil man die Palmen ‚abräumt‘, bevor man sie an den Gartenzaun oder ans Haus stellt, um die mit viel Mühe hergestellten Symbole wiederverwenden zu können.

Sehr beliebt sind das Kreuz, das Jesuszeichen IHS, der Kelch und die Leidenswerkzeuge Christi (Arma Christi) wie Hammer, Nägel, Zange, Leiter, Lanze mit Schwamm und Würfel, die deutlich auf den Zusammenhang von Palmsonntag und Passionswoche hinweisen (z. B. Abb. SW 12-15). Denselben Bezug haben die etwas selteneren Symbole Hahn, Lamm und Hostie; das Grabtuch und die Fahne als Zeichen des Sieges Christi über den Tod verweisen auf die Auferstehung. Ebenfalls weniger oft anzutreffen sind das Christusmonogramm χ , der Pelikan als Symbol des Opfers Jesu, der sich selbst hingibt, um den Seinen Leben zu ermöglichen, Herz, Sonne, Mond, Sterne, Marienbilder und Glaube-Liebe-Hoffnung.

Bei der Symbolverbreitung fällt auf, daß Hahn und Kelch fast immer in Verbindung mit IHS und/oder Arma Christi belegt sind, während das Kreuz oft allein verwendet wird und anscheinend nur eine geringe Symbolvielfalt innerhalb eines Ortes zuläßt.

Die meisten Symbole und die Gestaltung vieler Palmen als Kreuze oder Säulen weisen auf das Leiden Christi hin und lassen einen direkten Bezug zur Passionsfrömmigkeit vermuten, wie sie im späten Mittelalter und in der Barockzeit besonders gepflegt wurde. Das häufige Vorkommen des durch die Jesuiten stark verbreiteten Jesuszeichens IHS deutet geschichtlich auch auf die Zeit der katholischen Reform und des Barock.

Oben wurde bereits erwähnt, daß in mittelalterlichen und barocken Palmprozessionen die statio crucis einen wichtigen Teil des Ganzen darstellte; mit Leidenswerkzeugen Christi behängte Flurkreuze waren beliebte Andachtsobjekte.

Außerdem war die Devotion zur Geißelsäule Christi eine weitverbreitete Form, sich in das Geheimnis des Leidens Christi hineinnehmen zu lassen. In Westfalen war es üblich, Säulen von ca. 4-5 m Höhe zu fertigen, sie mit Passionsinstrumenten zu behängen und als Andachtsbilder auszustellen. Diese Martersäulen waren oft mit einem Hahn gekrönt. Parallelen mit der Formgebung der mit Arma Christi und (manchmal) einem Hahn geschmückten Säulenpalmen im Untersuchungsgebiet sind hier nicht zu übersehen.

Ein Einfluß von Formen und Andachtsobjekten der Passionsfrömmigkeit und insbesondere der Palmprozessionen und Passionsspiele (Villingen) mit ihren figurenhaften und szenischen Darstellungen der Leidensgeschichte Christi auf die Bildung von Kreuz-, Säulen- und ‚Symbol‘-Palmen ist durchaus denkbar. So hat sich beispielsweise in Thaur/Tirol die bis heute stattfindende Palmeselprozession auf die Bildung der dortigen ‚Eselpalmen‘ ausgewirkt, deren wichtigster Teil eine kleine handgeschnitzte Nachbildung des großen Umzugspalmesels mit dem darauf reitenden Jesus ist.

Aufbewahrungsorte

Der bevorzugteste Aufbewahrungsort der gestielten Palmen ist nach der Weihe der Gartenzaun als exponierter Standort, wo sie als allgemeine Schutzbringer stehen und außerdem gut zu sehen sind. Häufig stellt man sie auch an das Haus, seltener nagelt man sie an das Scheunentor, an den Stall oder auf den Giebel. Je nach Gemeinde werden einzelne Standorte bevorzugt. Der Palm bleibt das ganze Jahr über an seinem Platz und auch darüber hinaus, wenn im darauffolgenden Jahr im Haus kein neuer getragen wird. In manchen Orten bleiben sie bis Gründonnerstag in der Kirche, um danach ihren endgültigen Standort zu be-

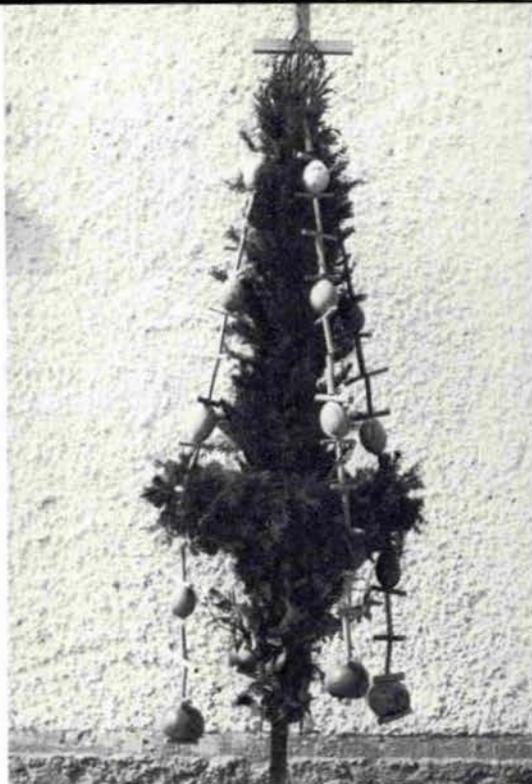


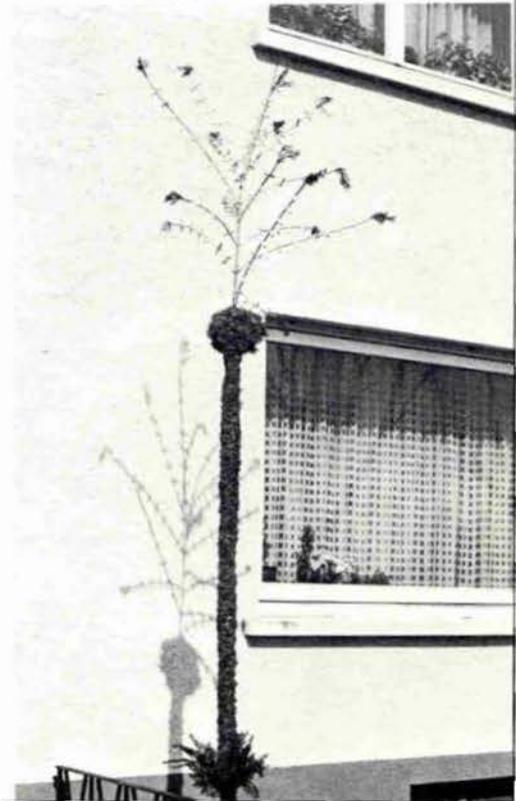
Abb. SW 8 Gutmadingen: Säulenpalm aus Tannenreisig mit Kranz, geschmückt mit Eier-Holunder-Ketten, Äpfeln, trockenem Laub und aufgesetztem Kreuz

Abb. SW 10 Bräunlingen: Säulenpalmen, verziert mit Äpfeln, Krepppapier und Metallfolien und den christlichen Symbolen Lamm und IHES



Abb. SW 9 Geisingen: Einfache Säule aus Seivreisig mit Eier-Holunder-Kette, Krepppapierstreifen und aufgesetztem Kreuz

Abb. SW 11 Hüfingen: Das Wichtigste ist hier die Kreuzlerate; sie ist um so wertvoller, je mehr versetzt-kreuzförmig gewachsene 'Zinken' sie hat



kommen. In Mauenheim sägt man die langen Stiele ab und befestigt nur den Korpus (ein Bäumchen) am Haus oder am Stall. In der Triberger und Schonacher Gegend gehen die Palmträger nach dem Gottesdienst mit ihren Palmbesen von Haus zu Haus und verteilen davon Zweige gegen eine freiwillige Entlohnung.

Die kleinen Einzelzweige werden zuhause im Herrgottswinkel aufgesteckt, manchmal in Küche, Stall und Scheune, selten im Auto.

Die Brauchträger

Bei der Frage nach den Brauchträgern muß unterschieden werden zwischen Brauchträgern und den eigentlichen Palmträgern. Die dominierende Rolle beim Brauch, Palmen und Palmstangen zur Kirche zu tragen, kommt heute vornehmlich Kindern und Jugendlichen vom 7. bis 14. Lebensjahr zu; es ist das Privileg dieser Altersgruppe. Kleine Kinder und ältere Jugendliche treten weniger in Erscheinung.

In Orten mit gestielten Palmen werden diese mehrheitlich von Buben und jungen Burschen, Einzelzweige von Mädchen und erwachsenen Frauen getragen. Diese traditionelle Geschlechtsbindung hat sich jedoch in vielen Orten gelockert; auch Mädchen tauchen in zunehmendem Maß als Trägerinnen von Palmstangen auf (Abb. F 10). So brachten in Unterbränd 1984 alle Kinder – außer einem einzigen – ihre Stangenpalmen in die Kirche; die Größe richtete sich nicht nach dem Geschlecht, sondern nach dem Alter der Träger. Viele Kinder wollen im einen Jahr einen größeren Palmen als im Jahr zuvor, weil sie älter geworden sind und dies auch gegenüber den anderen zeigen wollen.

Das geringe Alter der Palmträger dürfte ein wichtiger Grund dafür sein, daß die Konkurrenz um den schönsten und größten Palm eine große Rolle spielt. Auf diesem Hintergrund muß auch gesehen werden, daß, wie in der Gegend von Triberg und Schonach, der Palmbrauch auch Elemente eines Heischebrauches aufweist. Dort gehen die Kinder und Jugendlichen als die privilegierten Palmträger nach dem Gottesdienst von Haus zu Haus, um von ihren Palmbesen Zweige zu verteilen, und erhalten in der Regel für diesen Dienst eine entsprechende Entlohnung. In diesem Zusammenhang haben die dort zusätzlich an den Palmbesen aufgehängten Büschel ihren Sinn auch darin, daß auf diese Art noch mehr Zweige geweiht und anschließend verteilt werden können. In der Furtwanger Gegend tragen meist Buben ihre z. T. mit Papierblumen und Beeren geschmückten Stechpalmenzweige in Waschkörben vor die Kirche, wo sie vor und nach dem Gottesdienst zu haben sind. Ein Entgelt ist auch hier keine Pflicht, aber durchaus üblich.

Für Österreich weist M. HABERSOHN²⁷⁾ darauf hin, daß sich die in den vergangenen Jahrzehnten auch dort zu beobachtende Verjüngung der Trägergruppe (früher Burschen und Knechte, heute Buben) dahingehend ausgewirkt habe, daß die Palmen heute allgemein kürzer und einfacher, dafür aber bunter geschmückt seien. Diese Hypothese läßt sich jedoch nur da bestätigen, wo die Träger ihre Palmen in der Hauptsache selbst anfertigen. Denn wenn auch Kinder und Schulpflichtige als die Palmträger am ehesten auffallen, so sind die Erwachsenen (meist Eltern, Großeltern, ältere Geschwister, Verwandte) an der Brauchübung doch auch maßgeblich beteiligt. Ohne ihre Initiative, ihre Anleitung und Mithilfe beim Einholen der Sträucher und des Ziermaterials und schließlich auch bei der Herstellung des Palms wären viele der großen und kunstvollen Palmformen und die Wahrung ihrer Tradition kaum denkbar. Außerdem brächte der Transport der oft mehrere Meter langen ‚Balme‘ von daheim bis zur Kirche und zurück ohne die Mithilfe von Erwachsenen für die Kinder einige Schwierigkeiten mit sich (Abb. SW 3). Deshalb sind im Untersuchungsgebiet hohe und kunstvolle Palmformen weniger ein Indiz für Palmträger im Burschenalter,



Abb. SW 12 Donaueschingen: Kreuzpalmen aus Wacholder, verziert mit Metallfolie, Eier-Holunder-Kette und Teilen der Leidenswerkzeuge Christi



Abb. SW 13 Donaueschingen: Leidenswerkzeuge Christi

Abb. SW 14 Wolterdingen: Kugelpalm mit Hahn, Lamm, Kelch, Kreuz und (Sieges-) Fahne

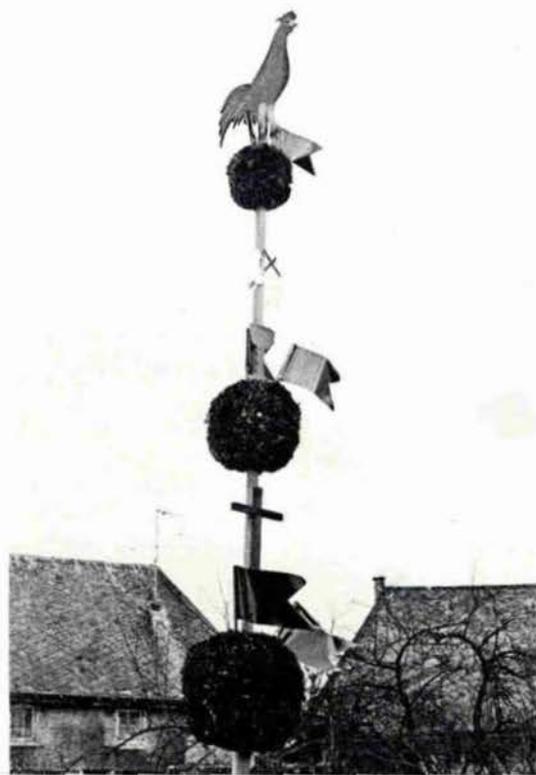


Abb. SW 15 Grüningen: Relativ selten: Herz und Sterne



als vielmehr ein Hinweis für die verstärkte Beteiligung Erwachsener als ‚versteckte‘ Träger im Brauchgeschehen: keine Palmträger, wohl aber Brauchträger.

Erwachsene sind auch am Brauch beteiligt, wenn sie von den Kindern Palmzweige bekommen. Besonders in den Gemeinden, wo diese nach dem Gottesdienst umherziehen, kann das auch ein Zeichen dafür sein, ob und wie sehr ‚man dazugehört‘.

Manche Erwachsene spielen eine wichtige Rolle als Initiativpersonen. Ich erfuhr mehrmals, der Brauch sei von einem bestimmten Pfarrer eingeführt worden. Oft fordert er zum Palmenbinden auf und schenkt den Palmträgern als Anerkennung z. B. eine Tafel Schokolade oder ein Buch. In Donaueschingen, St. Johann, wird das Palmenbinden von der Kolpingsfamilie organisiert und gemeinsam durchgeführt. Eine Jury entscheidet nach dem Gottesdienst, wer den schönsten und stilgerechtesten Palmen gefertigt hat und verleiht Preise.

Als neue Tendenz fällt auf, daß in den vergangenen Jahren, vor allem in Städten, Palmen nicht mehr nur in Familien, sondern verstärkt in Gemeindegruppen (Kolpingsfamilie, Familienkreise, Pfarrjugend etc.) gebunden werden. Der Palmbrauch findet hier seinen Platz im sozialen Kontext kirchlicher Gruppen, die sich – stärker als die meisten Familien – als in eine Gemeinde eingebunden und als Gemeinde im Kleinen verstehen. Dies rückt seine in theologischer Hinsicht wichtiger gewordene Bedeutung als Ort gemeindlichen Tuns, der Kommunikation und der gemeinsamen Vorbereitung und Gestaltung des Palmsonntags durch die Gemeinde Jesu Christi in den Vordergrund. Der ästhetische Anspruch, einen schönen, kunstvollen und stilgerechten Palmen zu binden, hat dabei großes Gewicht.

Brauchfunktion und Funktionswandel

Oben wurde bereits gesagt, daß Palmprozessionen u. a. katechetische Funktionen und im sozialen Gefüge eines Dorfes oder einer Stadt als öffentliches Geschehen ihre gesellschaftliche Relevanz hatten. Ebenso stellt ein großer und prächtiger Palm ein Statussymbol dar. Palmen spielten bis in unser Jahrhundert aber auch eine größere Rolle in der täglichen Lebenswelt der (erwachsenen) Beteiligten, als dies heutzutage der Fall ist: Als Schutz gegen Blitz, Unwetter, Hagel und Ungeziefer bewahrte man sie im Haus oder im Garten auf, räucherte damit das Haus aus oder steckte einzelne Zweige auf die Felder; gegen Krankheit von Mensch und Vieh aß man geweihte Weidenkätzchen oder Palmäpfel, besonders gegen Halskrankheiten, oder man nahm sie vorbeugend ein, um sich und dem Vieh ‚den Segen direkter einzuverleiben‘. So konnten Segen und Schutz in der Alltagswelt konkret Gestalt annehmen.

Dahinter stand oft die Vorstellung, daß für Unheil und Krankheiten böse Mächte verantwortlich seien, die es abzuwehren galt. Geweihte Palmen sollten diese Mächte aus ihrem Bannkreis fernhalten, indem sie sie vertrieben oder ihnen gleich den Zutritt verwehrten, wie z. B. das Verstecken von Palmteilen unter der Türschwelle deutlich zeigt. So ist auch eine Nähe zu magischen Praktiken verständlich.

Bei der Untersuchung der Wirkungen, die den geweihten Palmzweigen zugeschrieben wurden und z. T. auch noch werden, fällt als Grundzug auf, daß sie als Schutz- und Segensmittel von den erwachsenen Brauchträgern, auch nach deren teilweisem Rückzug aus dem Brauchgeschehen nach der Aufklärung, in solchen Bereichen eingesetzt wurden, die sie existentiell berührten. Ob die Gefahr sich als Unwetter auf dem Feld, als Krankheit gegen das Vieh oder den Menschen selbst zeigte, sie stellte in jedem Fall eine Bedrohung dar, für deren Beseitigung mit für wirksam gehaltenen Mitteln ein existentielles Interesse bestand. Derartige Mittel waren auch die Pflanzen, die man an Mariae Himmelfahrt und am Dreifaltigkeitssonntag weihte, und auch Antlaßeier, Späne der Feuerweihe am Karsamstag und

Fronleichnamsgrün dienten dem Schutz und der Absicherung der Existenzgrundlage. Die Anwendungsgebiete ergänzten und überlagerten sich, die Brauchelemente waren dabei austauschbar. Ein gemeinsamer Grund für die geübte Praxis und die damit verbundenen Vorstellungen war die (Not-)Situation, in der sich die Menschen einer bestimmten sozialen Gruppe befanden. Durch die Änderung der Lage bzw. das Verschwinden oder die Verlagerung der Gläubigkeit auf andere Gebiete (z. B. Medizin, soziale Sicherheit, ‚Fortschritt‘) wandelten sich auch die Brauchfunktionen. Inhalte wurden nicht mehr verstanden und somit sinnlos, wurden durch andere ersetzt, was wiederum einerseits eine Neuinterpretation und andererseits den Rückzug bestimmter Trägergruppen aus dem Brauchgeschehen zur Folge hatte. Die Funktion „Schutz vor Blitz, Hagel und Unheil“ war im Palmbrauch vor allem für Erwachsene von Bedeutung gewesen, die jedoch in einer zunehmend industrialisierten Umwelt in ihrem persönlichen Leben mit einem Palm wenig anfangen konnten und denen so ein dringendes Interesse an diesem Objekt fehlte. Die öffentlich-sozialen Funktionen blieben z. T. erhalten, die ‚tiefgehenden‘ fielen jedoch weg, weshalb sich die Erwachsenen auch aus diesem Bereich zurückzogen und die intentionale Bestimmung des Brauchgeschehens den Jugendlichen und Kindern überließen, deren existentielles Interesse in ihrer Lebenssituation sehr auf Spiel, Bestätigung und Anerkennung abzielt und denen deshalb vor allem daran gelegen ist, den schönsten und größten Palm zu tragen, und/oder gegenüber den Erwachsenen als Fordernde aufzutreten, die Palmzweige gegen ein gewisses Entgelt annehmen. Innerhalb eines sozialen Gefüges kann dies auch für Erwachsene bedeutsam werden, wenn es z. B. darum geht, welche Familie den schönsten Palm in die Kirche trägt und danach am Gartenzaun stehen hat.

Angesichts der Erfahrung von Bedrohungen in unserer Gesellschaft wie z. B. des Rückgangs von sozialen Kontakten in Arbeitswelt und Familie bis hin zur Isolation ist jedoch festzustellen, daß gerade das gemeinsame Tun und Zusammenwirken im Palmbrauch wiederum bei den Älteren eine tiefergehende und sehr wichtige Bedeutung gewinnen kann. Das gemeinsame Anfertigen von Palmen in Familien und Gemeindegruppen und die sorgfältige Pflege des Brauchs deuten auf jeden Fall darauf hin.

Verzeichnis der Bildautoren:

M. Franzki:	F 4 (1984)
H. Geilenberg:	F 9 (1984)
G. Goerlipp:	SW 8, SW 9 (1983); F 3 (1984)
F. Hensel/H. Wilfart:	SW 1, SW 2, SW 3 (1974)
W. Hilpert:	F 1, F 10 (1984)
F. Krickl:	F 11, SW 12 (1984)
D. Aschoff:	SW 5, SW 6, SW 7, SW 10 (1982); SW 4, SW 11, SW 13, SW 14, SW 15 (1983); F 2, F 5, F 6, F 7, F 8 (1984).

Anmerkungen

¹⁾ Mk 11, 1-11; Mt 21, 1-11, 17; Lk 19, 28-38; Joh 12, 12-19.

²⁾ Jes 62, 11; Sach 9, 9; Ps 118, 25/26.

³⁾ S. Silviae peregrinatio, in: Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum 39. Wien 1898, 37-101, bes. 82-84.

⁴⁾ Vgl. Art. „Palme“, in: LURKER, 232-234; Art. „Palme“, in: Lexikon für Theologie und Kirche VIII (1963), 12/13 (O. FELD); Art. „Phoenix“, in: Pauly XX,1 (1941), 386-404 (STEIER); Art. „Ölbaum“, in: Pauly XVII,2 (1937), 1998-2022 (A. S. PEASE); Art. „Lebensbaum“, in: HAAG, 1029-1031 (H. HAAG).

⁵⁾ Vgl. FRANZ I, 472-474; GRÄF, 5-8.

⁶⁾ Teilweise wiedergegeben in GRÄF, 11/12.

⁷⁾ MANNHARDT I, 295/296.

⁸⁾ MANNHARDT I, 251-303.

- ⁹⁾ FRANZ I, 483.
¹⁰⁾ GRÄF, 35.
¹¹⁾ Art. „Karwoche“, in: Lexikon für Theologie und Kirche VI (²1961), 4-7 (J. A. JUNGMANN), bes. 5.
¹²⁾ Vgl. FRANZ I, 487/488; GRÄF, 106-113.
¹³⁾ ADELMANN, 187.
¹⁴⁾ Vgl. SCHMIDT, 39-41, 47-53; KOHLER, 114-120.
¹⁵⁾ VEIT, 97.
¹⁶⁾ Vgl. RODER.
¹⁷⁾ Zit. nach BÄCHTOLD-STÄUBLI VI. Berlin/Leipzig 1934/35, 1368/69.
¹⁸⁾ BEIL, 97; WALTER, 82.
¹⁹⁾ LUTHER, Weimarer Ausgabe 19 (1897), 112; ebd. 30 II (1909), 251.
²⁰⁾ Vgl. VEIT/LENHART, 79; JÄGER, 288.
²¹⁾ Vgl. STROBEL, 391-396.
²²⁾ SCHREIBER, G.: Der Barock und das Tridentinum, in: G. SCHREIBER I, 381-425, bes. 416.
²³⁾ Zit. nach C. SCHREIBER, 35/36, Anm. 32.
²⁴⁾ SCHMID III, 528.
²⁵⁾ MEYER, 92-104.
²⁶⁾ Bezüglich der Typologie ergibt sich hier eine Schwierigkeit: Der Korpus kann die dünne mit Metallfolie und Grün verzierte Stange sein, oder aber auch der oft lange und kunstvolle Laternenteil. Bei der ersten Annahme handelte es sich um einen Säulenpalm, bei der letzteren um einen Laternenpalm.
²⁷⁾ HABERSOHN, 4/5, 20.

Literaturverzeichnis

- ADELMANN, J. A. v.: Christus auf dem Palmesel, in: Zeitschrift für Volkskunde 63 (1967), 182-200.
 BÄCHTOLD-STÄUBLI, H. (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bde. Berlin 1927-1942.
 BEIL, O.: Wünschen, Hoffen und Glauben im Osterkreis (Kinzigtal), in: Mein Heimatland 14 (1927), 96-101.
 Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Wien 1866 ff.
 FRANZ, A.: Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bde. Freiburg 1909.
 GRÄF, H. J.: Palmenweihe und Palmprozession in der lateinischen Liturgie. Kaldenkirchen 1959. (Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Siegburg, 5).
 HAAG, H. (Hg.): Bibel-Lexikon. Einsiedeln ²1968.
 HABERSOHN, M.: Formen des Palmbuschens, in: Österreichischer Volkskundeatlas, Komm. VII, 6. Lieferung/2. Teil (1979).
 JÄGER, C.: Varia zur Geschichte der Freiburger Münsterkirche während der letzten hundert Jahre, in: Freiburger Diözesan-Archiv 15 (1882), 277-288.
 KOHLER, E.: Martin Luther und der Festbrauch. Köln/Graz 1959. (Mitteldeutsche Forschungen, 17).
 Lexikon für Theologie und Kirche. 10 Bde. Freiburg ²1957-1965.
 LURKER, M.: Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole. München ²1978.
 LUTHER, M.: Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), 1883 ff.
 MANNHARDT, W.: Wald- und Feldkulte. 2 Bde. Berlin ²1905.
 MEYER, E. H.: Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Straßburg 1900.
 Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung v. G. Wissowa und W. Kroll (mit K. Mittelhaus).
 RODER, C.: Ehemalige Passionsspiele in Villingen, in: Freiburger Diözesan-Archiv 44 (1916), 163-192.
 SCHMID, F. X.: Liturgie der christkatholischen Religion III. Passau 1833.
 SCHMIDT, L.: Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962.
 SCHREIBER, C.: Aufklärung und Frömmigkeit. Die katholische Predigt im deutschen Aufklärungszeitalter und ihre Stellung zur Frömmigkeit und zur Liturgie... München 1940.
 SCHREIBER, G. (Hg.): Das Weltkonzil von Trient. 2 Bde. Freiburg 1951.
 STROBEL, F.: Die Jesuiten und die Barockkultur in Baden-Württemberg, in: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution. Ausstellung des Landes Baden-Württemberg... II. Karlsruhe 1981, 383-398.
 VEIT, L. A.: Volksfrommes Brauchtum im deutschen Mittelalter. Freiburg 1936.
 VEITH, L. A./LENHART, L.: Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg 1956.
 WAGNER, G.: Volksfromme Kreuzverehrung in Westfalen von den Anfängen bis zum Bruch der mittelalterlichen Glaubenseinheit. Münster 1960. (Schriften d. volksk. Komm. d. Landsch. verb. Westf.-Lippe, 11).

Stirbt der Deutsche Wald?

Vom Forstamtsbericht aus Wolfach
zum EG-Gipfel in Stuttgart^{*)}

von Hans-Leopold von Sperber

Hatte der Wald bis dahin im Bewußtsein der Allgemeinheit ein eher idyllisches Dasein geführt und die Presse sich seiner, abgesehen vom „Tag des Baumes“, nur in Sonntagsbeilagen mit Wandervorschlägen und beschaulichen Landschafts- oder Wildfotos angenommen, so verging seit den ersten Monaten des Jahres 1983 kaum ein Tag, an dem er nicht, oft sogar schon auf den Titelseiten des gesamten deutschen „Blätterwaldes“ jeglicher politischer und Fachrichtung zu finden war. Grund dazu? Er stirbt! Des Volkes Gemüt ist aus seiner Wald-idylle aufgerüttelt, und zugleich kündigt sich ein ernstes volkswirtschaftliches Problem, neue politische Konstellationen, ja vielleicht eine ökologische Katastrophe an.

Wie kam es zu dieser so urplötzlichen Eskalation? Wo und wann nahm sie ihren Anfang? Hat die Forstpartie geschlafen? Wie weit sind die Fürstlich Fürstenbergischen Wälder betroffen? Was ist nach heutigem Stand des Wissens Erklärung für die komplizierten Zusammenhänge des Waldsterbens? Was schließlich ist zu tun, und wie sind die Zukunftsaussichten für den Wald in der Baar, im Lande Baden-Württemberg, in Deutschland und ganz Europa zu beurteilen?

Von einer Baumkrankheit zum Tannensterben

Am 28. 5. 1962 schreibt das F. F. Forstamt Wolfach mit Bericht Nr. 264 an das Forstbotanische Institut der Universität Freiburg und berichtet über erkrankte Tannennadeln in der Abteilung „Zieble“ am Roßberg.

Das Institut vermutet waldbauliche Zusammenhänge als Ursache und schlägt vor, im Rahmen einer intensiven Durchforstung die befallenen Bäume zu entnehmen.

Am 14. April 1964 schreibt der damalige Leiter des Forstamtes, Oberforstmeister Sölch, erneut an das Institut, daß die vorgeschlagenen Maßnahmen in Angriff genommen worden seien: „Der Befall blieb aber nicht nur auf die herausgehauenen Bäume beschränkt, sondern geht sogar flächenweise an den stehenden Bäumen weiter. Die Angelegenheit gibt zu schwerer Besorgnis Anlaß. Wir schlagen Ihnen vor und bitten, doch eine Besichtigung im Revier vorzunehmen, da hier unbedingt etwas geschehen muß; so kann das nicht weiter gehen.“

Es dauerte über zwei Jahre, bis am 17. 8. 1966 auf diese dringende Anfrage und mehrfache Erinnerung nach Untersuchung durch die Forstliche Versuchsanstalt Baden-Württemberg, Abteilung Phytopathologie, ein einseitiger Bericht an das Forstamt geschickt wurde, worin das auch heute typische Erscheinungsbild der Tannenkrankheit beschrieben und aus den Symptomen eindeutig geschlossen wird, „daß es sich bei den Tannen primär um einen Trocknissschaden handelt“. Empfohlen wird diesmal, nur absterbende Tannen zu entnehmen. „Starke Eingriffe würden das Bestandesklima zu rasch verändern und die Krankheit dadurch sicher noch begünstigen.“ Die ebenfalls vorgenommene Jahrringsanalyse erbrachte, daß der Zuwachs seit sechs Jahren erheblich abgenommen hatte. Danach wäre also der Beginn des Waldsterbens im Gebiet des Schwarzwaldes auf 1960 zu datieren, was zwischenzeitlich auf F. F. Gebiet und anderswo durch entnommene Bohrspanproben vielfach bestätigt werden konnte.

^{*)} Überarbeitete Fassung eines im Mai 1983 für den Fürstenberger Waldboten geschriebenen Beitrages.

Forstdirektor Rieth hat in seinem Bericht über das Tannensterben im Fürstenberger Waldboten 1978 eindrucksvoll das unregelmäßige aber ständige Fortschreiten der Krankheit in den nächsten Jahren im Forstamt Wolfach und darüber hinaus beschrieben. Danach wurde es 1974, bis die Forstliche Versuchsanstalt mit intensiven Untersuchungen, u. a. mit einem Düngerversuch, in den geschädigten Beständen am Roßberg begann. Eine erste Falschfarbentbefliegung im Jahre 1976 erbrachte, daß die Symptome bereits weit über das Gebiet des F. F. Forstamtes verbreitet waren.

Vom Sonderfall zum regionalen Tannensterben

Im trockenen Sommer 1976 folgte eine bedrohliche Verschärfung einerseits und Ausdehnung der befallenen Gebiete andererseits, u. a. im bayrischen und schwäbischen Wald. Er stellte die erste scharfe Zäsur dar und kann damit als das Jahr angesehen werden, seit dem die Krankheit länderübergreifend in Bayern und Baden-Württemberg, zumindest in Forstkreisen, als sehr ernstes Problem angesehen wird, dem in Zukunft bei Forschung und in der Praxis schwerpunktmäßige Bedeutung beizumessen ist. Entsprechend kam es im Sommer 1977 zu einem Treffen forstlicher Vertreter der Länder Baden-Württemberg und Bayern, des Bundes sowie der forstlichen Versuchsanstalten beider Länder und der Universitäten Freiburg, Hamburg, München im Schwarzwald mit dem Ziel, Erfahrungen und Kenntnisse auszutauschen und gemeinsam ein länderübergreifendes Forschungsprogramm zu konzipieren. Während dieses Treffens wurden u. a. auch die Flächen auf dem Roßberg besucht und begutachtet. Ein zweites Treffen mit gleicher Zielsetzung fand im Oktober 1977 im Bayrischen Wald statt, wo sich die von F. F. dazu geladenen Herren, Forstdirektor Rieth und Dr. von Sperber, ein Bild darüber machen konnten, daß es dort keineswegs besser aussah.

Symptomatisch für den damaligen Wissensstand einer bundesweiten Gruppe namhafter Forstwissenschaftler und mit der Tanne befaßter Praktiker waren folgende fünf Punkte:

1. Es war bei beiden Tagungen nur von der Tanne die Rede. Über die Fichte fiel noch kein Wort.
2. Allen Beteiligten in Erinnerung ist die Diskussion angesichts einer Tanne, deren baldiges Absterben vom zuständigen Revierleiter, Herrn Forstamtmann Erhard Mayer, vorausgesagt wurde. Der heutige Forstpräsident in Karlsruhe, Kälble, damals noch Waldbaureferent in Stuttgart, wollte an das Absterben dieser, später nach ihm benannten Tanne nicht glauben und appellierte dringend an alle Beteiligten, im allgemeinen Sprachgebrauch das Wort „Tannensterben“ nicht mehr zu gebrauchen, sondern von einer hoffentlich bald wieder vorübergehenden oder zu heilenden „Tannenkrankheit“ zu sprechen.
3. Es wurde eine ganze Reihe von Theorien und Hypothesen zur Ursachenbelegung vorgebracht und vertreten.
4. Immissionen waren nur eine dieser Theorien und genauso angezweifelt oder vertreten wie die anderen auch.
5. Man war sich darüber einig, daß es sich um eine sehr komplexe Krankheit handelt, d. h. viele Ursachen oder Faktoren sind beteiligt, die sich nur schwer als primäre oder sekundäre Ursachen abgrenzen lassen, in einer Vielzahl von Kombinationen auftreten können und sich so mehr oder minder gegenseitig bedingen, verstärken oder überlagern.

Von den genannten Punkten hat nur der letzte bis heute uneingeschränkt Gültigkeit behalten.

Die Entwicklung ging jedoch weiter. Auch die folgenden, eher nassen Jahre erbrachten nicht die erhoffte Besserung. 1979 entschloß sich der Baden-Württembergische Forstverein, seine Tagung in Pforzheim unter das Motto „Die Tanne, eine verlorene Baumart?“ zu stellen. Obwohl es gerade für diese Tagung das besondere Anliegen des Vorsitzenden, Forstdirektor Jäger von der Markgräflisch Badischen Forstverwaltung in Salem, war, durch entsprechende Pressekonferenzen, öffentliche Veranstaltungen etc. auf die Probleme der Forstwirtschaft und insbesondere der Tanne aufmerksam zu machen, nahm die weitere Öffentlichkeit vom Tannensterben kaum oder gar nicht Notiz.

Vom Tannen- zum Waldsterben

Das sollte sich erst im Jahre 1981 ändern, als mit Erscheinen des „Spiegel“ vom November 1981 unter der Titelgeschichte mit der graphisch bedrohend gestalteten Überschrift „Saurer Regen über Deutschland“, „Der Wald stirbt“, eine zweite entscheidende Zäsur vollzogen, ein neuer Abschnitt eingeleitet war. Das Tannensterben war zum Waldsterben, ein forstliches zu einem volkswirtschaftlichen Problem geworden. Die Öffentlichkeit war sensibilisiert.

Auf forstfachlichem Gebiet war dieser Entwicklung vorausgegangen:

1. Im Frühjahr 1981 wurden auf den Versuchsflächen und darüber hinaus erstmals Schäden an Fichten festgestellt.
2. Der Göttinger Professor für forstliche Bodenkunde, Ulrich, hatte aufgrund langjähriger Messungen und Untersuchungen im „Solling“ ein Ansteigen des Säuregrades im Regen festgestellt, der einherging mit einem Anstieg des Säuregrades von Waldböden. Aus diesen Untersuchungsergebnissen leitete er die in sich plausible Hypothese ab, daß über den sauren Regen und saurer werdende Waldböden die Wurzeln der Bäume geschädigt werden und damit Nährstoff- und Wasseraufnahme gestört und im Zusammenhang mit trockenen Jahren wie 1976 der Beginn eines tödlichen Kreislaufes eingeleitet sei.

Begleitet von der Nachricht über Fisch-Sterben in skandinavischen Seen infolge sauren Regens aus englischen und mitteleuropäischen Industrieabgasen war mit dieser Hypothese eine allgemein verständliche und damit auch allgemein gültige Erklärung gegeben. Hauptursache war danach das Schwefeldioxyd (SO_2), das sich als Ausstoß bei Verbrennung fossiler Brennstoffe in Großkraftwerken, Industrie und Haushalt bildet und mit Wasser zu Schwefel- oder Schwefliger Säure verbindet. Der Täter, wie ihn Forstdirektor Rieth in seinem Waldbotenbericht gesucht hatte, war gefunden. Umweltverbände, die Grünen, nahmen sich des Problems verstärkt an, die Politik begann aufmerksam zu werden.

Die erste landesweite Umfrage zur „Tannenerkrankung“ wurde von der Baden-Württembergischen Staatsforstverwaltung im Dezember 1981 gestartet. Sie erbrachte, daß 61 % der Tannenflächen noch gesund, d. h. fast 40 % bereits krank waren, und zwar in den Stufen „kränkelnd“ 22 %, „krank“ 13 % und „sehr krank“ 4 %. Die Fichte war bei dieser Fragebogenaktion nur mit der letzten von acht Fragen bedacht, und zwar hieß es: „Treten bei Fichte ähnliche Krankheitssymptome wie bei Tanne auf?“, und wenn ja: „Wieviel Prozent des Fichteneinschlages sind davon betroffen?“.

Die landesweite Auswertung gab dazu noch keine Antwort. Im F. F. Forstamt Lenzkirch-Friedenweiler waren 0,01 % des Fichteneinschlages betroffen.

Am 21. Mai 1982 kam es zu einer großen Anfrage der CDU-Fraktion im Baden-Württembergischen Landtag zu Ursachen und Auswirkungen des Tannensterbens. Die Antwort der Landesregierung vom 13. September brachte die Ergebnisse o. a. Umfrage und als Ursachen fast ausschließlich Erklärungen zur Wirkung des Schwefeldioxyds. Der Fichte sind auf insgesamt zehn Seiten lediglich acht Zeilen gewidmet, wenn auch für den ungünstigsten Fall bereits der Ausfall von Tanne und Fichte vorausgesagt wird.

Dramatische Beschleunigung im Forstwirtschaftsjahr 1982/83

Währenddessen schreitet das Sterben im Wald fort, überholt alle Untersuchungen und Prognosen und führt zur Jahreswende 1982/83 eine neue kritische Phase ein. Sie ist gekennzeichnet:

1. Draußen im Wald:

- durch Beschleunigung der flächenhaften Ausbreitung und des Fortschritts der Krankheit;
- durch Ausdehnung der Schadsymptome auf Fichte, Forle, Buche und andere Laubhölzer;
- durch die Tatsache, daß die Krankheitssymptome bei Fichte schneller voranschreiten und zum Absterben führen als bei der Tanne.

2. Auf dem Gebiet der Forschung:

- durch die Erkenntnis, daß die Kausalkette über schwefelsauren Regen, versauerten Boden zu Wurzelschädigungen nicht die einzige, wahrscheinlich noch nicht einmal die wichtigste unter den immissionsbedingten Ursachen ist;
- durch die Erkenntnis, daß vielmehr der direkten Einwirkung von Schadstoffen auf Blatt- und Nadelmasse ein größeres Gewicht beizumessen ist als den zweifellos vorhandenen Veränderungen im Boden- und Wurzelbereich, wobei je nach Emmissionsquellen, klimatischen Verhältnissen, Geographie, Höhenlage und Hangrichtung anderen Schadstoffen größere und gleiche Bedeutung wie dem Schwefeldioxyd zukommen. Diese Schadstoffe sind vor allem Stickoxyde und daraus hervorgegangene Ozone und sogenannte Oxydantien.

3. In der Forstwirtschaft:

- durch die Tatsache, daß das Waldsterben über die Tanne hinaus zum ersten – und zwar existenziellen – Problem der Forstwirtschaft zu werden droht.

4. In Politik und Wirtschaft:

- durch die Erkenntnis, daß das Problem in seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung weit über ein forstliches Teilproblem hinausgeht;
- durch die Erkenntnis, daß aufgrund der direkten und indirekten Beteiligung des Stickoxydes am Waldsterben das Auto maßgebend beteiligt ist;
- durch die darauf aufbauende Erkenntnis, daß aufgrund der zahlreichen beteiligten und betroffenen Gruppen das Problem nur auf politischem Wege gelöst werden kann;
- durch die Tatsache, daß aufgrund der grenzüberschreitenden Luftverschmutzungen das Problem nur in internationaler Zusammenarbeit und Abstimmung, d. h. zumindestens auf EG-Ebene, in den Griff zu bekommen ist.

Die Folge dieser neuen Konstellation ist, daß sich Tätigkeiten und Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit vom direkten Projekt „Wald“ und „Forstwirtschaft“ zu politischen Aktionen verlagern, und eine nahezu hektische, die Tatsachen zuweilen überstrapazierende, politische Aktivität auf allen Ebenen einsetzt.

Wie verlief nun diese letzte, hektische Phase in den fürstlichen Wäldern, den Wäldern des Landes und letztlich in der Politik selbst?

Die Entwicklung 1982/83 in der Forstwirtschaft

Am 7. Dezember 1982 heißt es in einer Aktennotiz des Forstamtes Lenzkirch-Friedenweiler unter anderem:

„Dabei fiel auf, daß sich der Gesundheitszustand etlicher Fichten bis zum Absterben verschlechtert hatte. Unabhängig voneinander waren Herr Oberförster Dieterle und der Forstamtsleiter zu dem Schluß gekommen, daß seit gemeinsamer Begehung bei Aufstellung

der Hiebspläne im Spätsommer bis zum jetzigen Zeitpunkt bereits wieder eine Verschlechterung des Baumzustandes eingetreten sei ...“ und „erstmalig fiel auf, daß auch die Kiefer deutliche Symptome der Baumkrankheit, nämlich verlierende Nadeln von innen nach außen und von unten nach oben zeigte.“

Am 28. Januar 1983 meldet Oberförster Willi Dieterle aus Friedenweiler: „Im Distrikt ‚Klosterwald‘ ist in den letzten Wochen eine rasch fortschreitende Gelbfärbung bei der Fichte festzustellen. Betroffen sind alle Altersklassen. Die Schadensstärke ist örtlich sehr verschieden wahrnehmbar. Es muß noch im laufenden Forstwirtschaftsjahr mit größeren Mengen Dürholz gerechnet werden.“

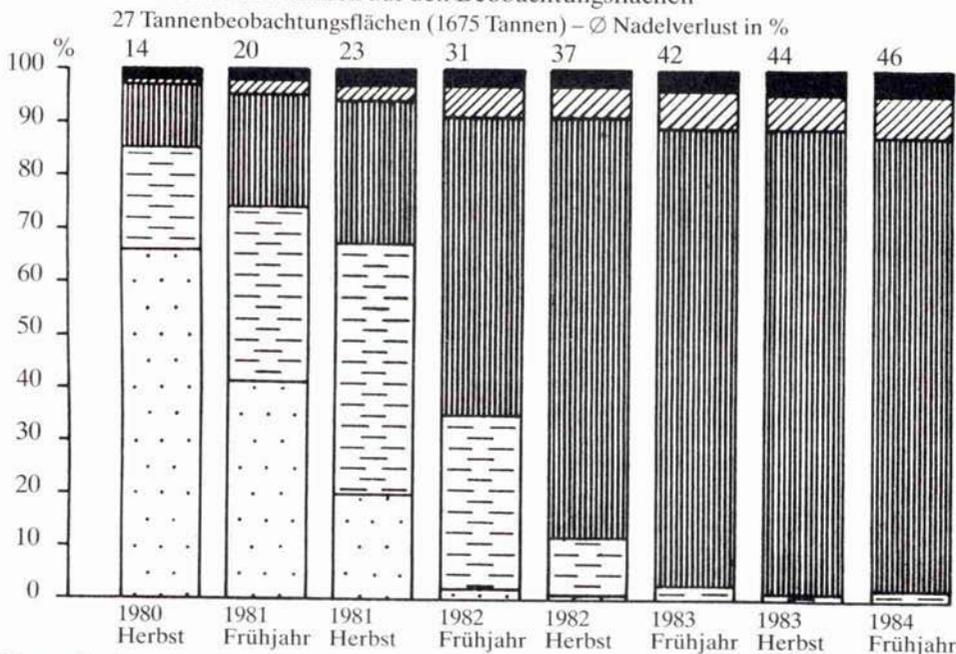
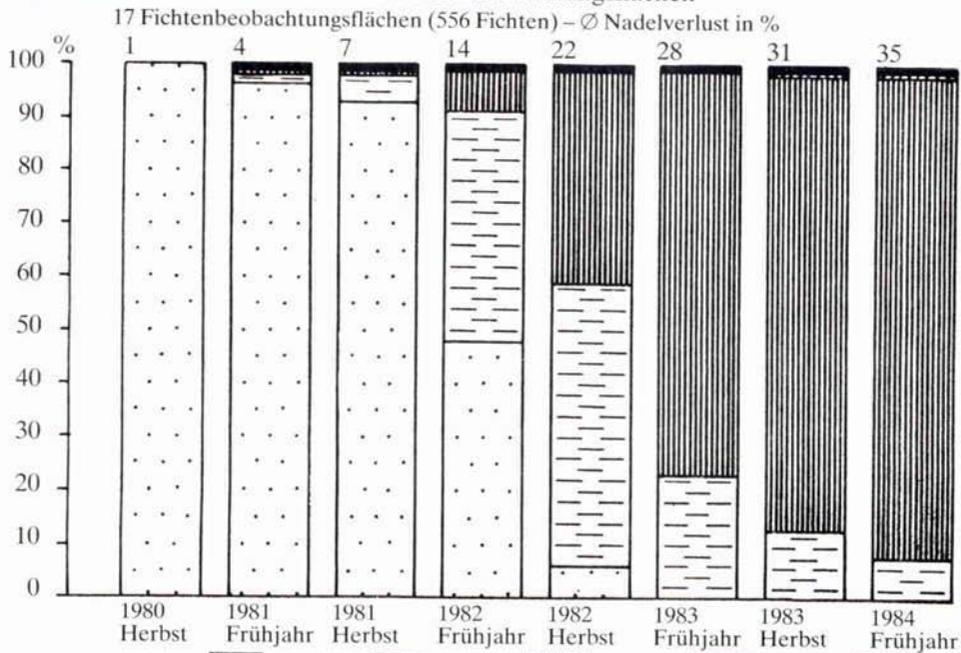
Am 2. Februar heißt es in einer Antwort des Forstamtes Lenzkirch-Friedenweiler auf eine Anfrage des Landratsamtes Breisgau-Hochschwarzwald u. a.:

- „a) Die Erkrankung der Tanne ist sowohl in Ausdehnung wie Intensität fortgeschritten. Bei genauer Beobachtung auch geringer Symptome kann festgehalten werden, daß inzwischen mehr als die halbe Tannenfläche als nicht mehr gesund einzustufen ist.
- b) Die Ende 1981 noch mit 0,01 % eingeschätzte Fläche der erkrankten Fichte muß zwischenzeitlich revidiert werden. Besonders auf der Buntsandsteinfläche des Klosterwaldes und des Krähenbacher Waldes sind bei der Fichte auf weiten Flächen Einzelbäume, Gruppen oder ganze Flächen mit dem Krankheitssymptom verschiedenen Grades festzustellen.
- c) Ebenfalls wurden im Klosterwald und Krähenbacher Wald die gleichen oder ähnlichen Krankheitssymptome bei Kiefer festgestellt.
- d) Am beunruhigendsten ist der bisher objektiv noch nicht nachprüfbarer Eindruck, wonach im Verlauf des zweiten Halbjahres 1982 bei allen betroffenen Baumarten, besonders aber bei der Fichte, eine zunehmende Beschleunigung des Krankheitsfortschrittes nach Ausdehnung und Intensität festzustellen ist.
- e) Insbesondere die im letzten Punkt geschilderte zunehmende Beschleunigung des Krankheitsverlaufes im zweiten Halbjahr 1982 schließt bei gleicher Entwicklung in Zukunft unserer Meinung nach die von verschiedener Seite beschworene Katastrophe, zumindestens für das Gebiet der Wälder auf Buntsandstein in unserem Forstamt, nicht mehr aus, so daß wir uns in naher Zukunft mit grundsätzlichen Neuüberlegungen zu Höhe, Verteilung und Sortimentgliederung des mittelfristigen Einschlags werden Gedanken machen müssen.“

Diese beunruhigenden Beobachtungen der Praktiker vor Ort werden durch die Auswertung der Aufnahmen aller Versuchsflächen vom Herbst 1982 in erschreckender Weise bestätigt. Abbildung 1 zeigt die Entwicklung aller Versuchsflächen, Abbildungen 2 und 3 zeigen die Entwicklung der Versuchsfläche Nr. 2 auf dem Roßberg.

Eine Rasterkartierung der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz unter Prof. Günther Reichelt vom Hochschwarzwald über die Baar bis zum Jura hat zum Ergebnis, daß nahezu alle Bestände geschädigt sind.

Gekennzeichnet wurde die neue Lage in der Landesforstverwaltung durch die Ansprache des Landesforstpräsidenten Dr. Scheifele auf der Herbstdienstbesprechung im November 1982 in Freiburg. Dr. Scheifele stellte mit klaren Worten fest, daß er sich über Ausmaß, Entwicklung und damit Bedeutung des Waldsterbens in seiner bisherigen Beurteilung geirrt habe. Er messe dem Waldsterben nunmehr eine Bedeutung zu, vor dem sich bisher ernst zu nehmende Probleme wie die Frage des Wildschutzes und der Naturverjüngung wie eine Maus ausnähmen. Respekt vor einem leitenden Herrn, der sich in solcher Art vor seine Mitarbeiter hinstellt und seinen Irrtum in einer wichtigen Sache frei bekennt! Sicher werden aus dieser Haltung und darauf aufbauenden Initiativen die Impulse ausgegangen sein, die zumindest in Baden-Württemberg erste politische Maßnahmen gegen das Waldsterben auf höchster Ebene bewirkt haben.

Gesundheitszustand der **Tannen** auf den BeobachtungsflächenGesundheitszustand der **Fichten** auf den Beobachtungsflächen

Schadstufen: 1 2 3 4 5

gesund kränkelnd krank sehr krank tot

Nadelverlust in %: 0–10 11–20 21–60 61–99 100

Abb. 1: Deutlich ist die unterschiedliche Entwicklung bei Tanne und Fichte zu sehen. Während bei Tanne eine kontinuierliche Verschlechterung zu beobachten ist, die bereits vor 1980 eingesetzt hat, sind bei der Fichte erst im Jahre 1981 erste Schäden wahrnehmbar, die sich dann im Verlaufe des Jahres 1982 nahezu auf die gesamte Fläche ausbreiten.

Tannenbeobachtungsfläche Nr. 2

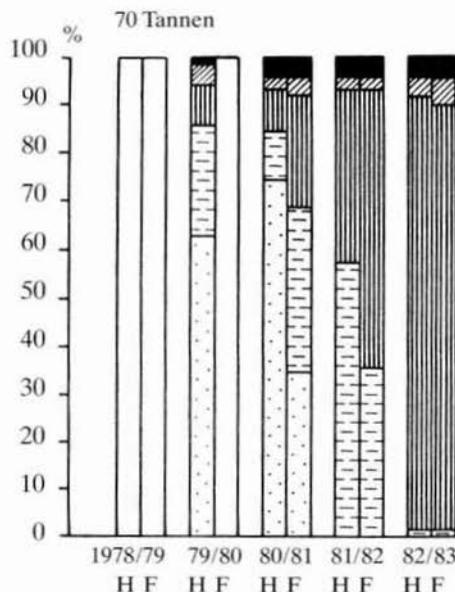


Abb. 2: Tannenbeobachtungsfläche Nr. 2 auf dem Rossberg. Die Nr. 2 zeigt an, daß die Versuchsfläche auf dem Rossberg zu den ersten im Lande Baden-Württemberg gehört. Bereits im Jahre 1979 sind ein gutes Drittel aller Tannen erkrankt. Auch hier eine kontinuierliche Entwicklung bis zum Jahre 1982/1983. (Schadstufen siehe Abb. 1).

Fichtenbeobachtungsfläche Nr. 2

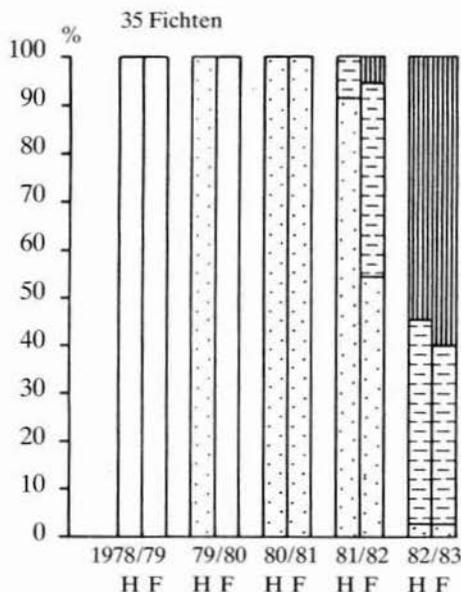


Abb. 3: Krankheitsverlauf bei der Fichte auf Beobachtungsfläche Nr. 2 am Rossberg. Auch am Rossberg wurden 1981 erste Krankheitssymptome beobachtet, die sich 1982/1983 schlagartig nahezu auf die ganze Fläche ausbreiteten. (Schadstufen siehe Abb. 1).

Die Entwicklung 1982/83 in der Politik

So hat Ministerpräsident Lothar Späth noch im gleichen Monat November 1982 in einem Schreiben an den Bundeskanzler eine konzentrierte europäische Strategie in Form einer europäischen Konferenz sowie ein europäisches Forschungsprogramm angeregt und den Kanzler gebeten, sich im Rahmen der derzeitigen deutschen Präsidentschaft im Ministerrat der EG hierfür besonders einzusetzen.

In einer Erklärung vom 19. Januar 1983 bezeichnet Späth das Waldsterben als „Umweltproblem Nummer eins“ und kündigt einen Maßnahmenkatalog der Landesregierung im eigenen Lande, auf Bundes- und EG-Ebene an.

Ebenfalls im November 1982 sorgen Verlautbarungen aus Nordrhein-Westfalen sowohl für Unruhe in der fachlichen wie in der politischen Auseinandersetzung über das Problem des Waldsterbens. Aufbauend auf Untersuchungen der Landesanstalt für Immissionschutz, die als größtes Forschungsinstitut für Luftverunreinigung in Europa gilt, gibt der nordrhein-westfälische Gesundheitsminister Farthmann bekannt, daß das Waldsterben auf Stickoxyde zurückgeht. Das bisher als ursächlich für den „sauren Regen“ betrachtete Schwefeldioxyd scheidet demzufolge wahrscheinlich aus. Es schließt sich ein völlig unnötiger politischer Schlagabtausch zwischen Wirtschafts- und Gesundheitsministerium einerseits und Landwirtschaftsministerium, das auf der Grundlage der Forschungsergebnisse des ihm unterstehenden Landesamtes für Ökologie, Landschaftsschutz und Forstplanung weiterhin Schwefeldioxyd für den hauptsächlichen Verursacher hält, andererseits an. Grundlage die-

ses der gemeinsamen Sache eher schädenden Schlagabtausches sind die Interessenvertretungen des Ruhrkohlebergbaues einerseits und der Land- und Forstwirtschaft andererseits.

Vor diesem Hintergrund stellte sich die schon makabre Frage, ob man das seit Herbst 1982 beobachtete und ebenfalls rasch voranschreitende Fichtensterben im Sauerland fachlich bedauern oder politisch begrüßen soll, damit auch in Nordrhein-Westfalen trotz aller berechtigten Sorgen um die Ruhrkohle das Problem in seiner Tragweite erkannt und politisch relevant wird.

Im Januar 1983 erscheint das Waldsterben auch auf der Titelseite der angesehenen liberalen Wochenzeitschrift „Die Zeit“, die als anspruchsvolles Blatt in Hamburger Unterkühlung sonst Schlagzeilen und vorzeitige Sensationsmeldungen meidet. Doch diesmal heißt es in der Überschrift: „Noch 20 Jahre Deutscher Wald? Mit Beschwichtigungen und Patentrezepten läßt sich die Umweltkatastrophe nicht aufhalten.“

Im gleichen Zeitraum wird das Waldsterben Thema des Bundestagswahlkampfes und gibt, wie die Ergebnisse beweisen, den Grünen einen ungeahnten Auftrieb.

Die neue Bundesregierung – erst wenige Monate im Amt – erkennt den Trend der Zeit, handelt rasch und novelliert – sicher von ernststen Sorgen getragen – im Februar 1983 übereilt und in der Sache völlig unzureichend die TA-Luft (technische Anweisung zur Reinhaltung der Luft). Die TA-Luft ist eine Verordnung zum Bundes-Immissionsschutzgesetz und soll durch Begrenzung des Schadstoffausstoßes in die Luft von Industrie, Haushalt und Verkehr die menschliche Gesundheit und eine intakte Umwelt erhalten. Trotz Verschärfung einiger Werte sind die Begrenzungen, Übergangsfristen und Ausnahmeregelungen so großzügig gefaßt, daß sie für den Wald bzw. zur Verhinderung des Waldsterbens viel zu wenig und viel zu spät greifen würden.

Dem Versuch der Länder Baden-Württemberg und Bayern, über den Bundesrat eine dem Waldsterben angemessene Verschärfung durchzusetzen, war nur ein bescheidener Erfolg vergönnt. Er scheiterte unter der Lobby des Bergbaues, der kohlebetriebenen Energiewirtschaft und aus Sorge um Arbeitsplätze an Ruhr und Saar am Widerstand Nordrhein-Westfalens und des Saarlandes.

Im Frühjahr 1983 wird ebenfalls die Großfeuerungsanlagenverordnung beraten und verabschiedet. Sie hat zum Ziel, den Schadstoffausstoß von Großanlagen zu begrenzen. Auch die hier festgesetzten Werte sind noch völlig unzureichend.

Im März 1983 berät die ECE (Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Europa) eine Konvention zur Verringerung und Vermeidung weiträumiger, grenzüberschreitender Luftverunreinigung. Eine Konvention ist sicher nur eine Übereinkunft oder Absichtserklärung ohne verbindliche Wirkung. Aber immerhin, der Anfang in Europa war gemacht. Kurze Zeit später besuchte Gaston Thorn, der Präsident der EG-Kommission, den Schwarzwald und war sichtlich beeindruckt durch die vorgewiesenen Schäden.

Im April berät eine internationale Expertengruppe in Genf im Rahmen der Forstkommission der FAO (Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen), der JUFRO (Internationale Union der forstlichen Versuchsanstalten) und der ECE über Probleme, Erkenntnisse und Maßnahmen zum Waldsterben.

In Freiburg demonstrieren Forststudenten, und ebenfalls im April 1983 macht eine erste Demonstration der Waldbauern in Bonn Bevölkerung und Politiker direkt auf das Waldsterben und Folgeprobleme aufmerksam.

Vorläufiger Höhepunkt der politischen Aktivitäten zum Waldsterben versprach der durch die Parlamentswahlen in England auf den 17. bis 19. Juni verschobene EG-Gipfel in Stuttgart zu werden. Auf Initiative des Landes Baden-Württemberg sollte eines der zu behandelnden Themen das Waldsterben und anzustrebende bzw. durchzuführende grenzüberschreitende Maßnahmen auf europäischer Ebene sein, wozu die Landesforstverwaltung umfangreiches Unterlagenmaterial erarbeitet hatte. Gleichzeitig hatte die Forstkam-

mer Baden-Württemberg als Vertreter des kommunalen und privaten Waldbesitzes anlässlich des EG-Gipfels zu einer großen Demonstration in Stuttgart aufgerufen.

Enttäuschend ebenso für eine kleine Anzahl Fürstenberger, die an der Demonstration teilgenommen hatten, wie für eine breitere Öffentlichkeit war es, am nächsten Tag aus der Zeitung zu erfahren, daß der EG-Gipfel nicht nur gescheitert, sondern über das Waldsterben mit keinem Wort gesprochen, geschweige denn verhandelt worden war – Symptom für die schwelende Krise der EG wie Vorzeichen für die langwierigen, von wenig Erfolg beschiedenen Bemühungen der nächsten Jahre, auf EG-Ebene zu wirksamen Maßnahmen gegen das Waldsterben zu gelangen.

Ursachen

Bevor aufgrund der Situation im Walde und anhand des aktuellen Wissens Maßnahmen erörtert und eine vorsichtige Prognose über die Entwicklung gewagt wird, soll kurz versucht werden, den Wissensstand vom Frühjahr 1983 über Ursachen und Wirkung zu skizzieren, wobei davon ausgegangen werden muß, daß schon in nächster Zukunft, wie bereits in der Vergangenheit geschehen, neue Erkenntnisse das Gesamtbild verschieben können.

Zunächst ist zu unterscheiden zwischen primären Ursachen, die ursprünglich bis dahin gesunde Pflanzen schädigen, und Sekundärursachen, die erst eine durch primäre Ursachen geschädigte Pflanze befallen können, und deren Krankheitsverlauf bzw. Absterben verstärken oder beschleunigen.

Primäre Ursachen

Es ist heute unumstritten, daß Luftverunreinigungen eine primäre Rolle beim Waldsterben spielen. Dabei sind diese Luftverunreinigungen so unterschiedlich, die Vorgänge in der Lebensgemeinschaft Wald mit Pflanze, Tier, Mikroorganismen, Boden, Wasserhaushalt und Klima so kompliziert und vielschichtig, daß sie im Laborversuch nicht wiederholbar darzustellen, d. h. wissenschaftlich nicht exakt beweisbar sind.

Unter den zahlreichen Schadstoffen gelten heute als die wichtigsten: Schwefeldioxyd (SO_2), Stickoxyde (NO und NO_2), Fotooxydantien, Fluor und Schwermetalle. Über das Zusammenwirken und gegenseitige Abhängigkeiten der Schadstoffe weiß man bisher noch wenig.

Am Beispiel des Schwefeldioxydes soll hier kurz auf die verschiedenen Möglichkeiten der Schädigungen allein durch einen Schadstoff in der Luft eingegangen werden:

Schwefeldioxyd entsteht bei der Verbrennung fossiler Brennstoffe, d. h. von Kohle, Braunkohle und Öl. Der Ausstoß von Schwefeldioxyd hat sich in Mitteleuropa von 1950 bis 1972 verdoppelt und ist seitdem in etwa konstant geblieben. Er beträgt für die Bundesrepublik Deutschland jährlich rd. 3,5 Mio Tonnen. 56 % davon stammen aus Kraftwerken, 28 % von der Industrie, 13 % aus Haushalten und Gewerbe, und 3 % verursacht der Verkehr. Schwefeldioxyd wirkt direkt als Gas auf Nadeln und Blätter, durch Niederschlagswasser zu Säuren umgewandelt ebenfalls direkt auf Nadel- und Blattmasse oder über Bodenversauerung auf Wurzeln und Bodendynamik.

Als Gas in starker Konzentration dringt Schwefeldioxyd direkt durch die Spaltöffnung in Nadeln und Blätter. Dort löst es sich in der Zellflüssigkeit und wird zur Säure. Größere Säuremengen zerstören die Zellsubstanz und führen zum Absterben der Nadeln. Geringere Mengen Schwefeldioxyd führen nicht zum sofortigen Absterben, stören aber den Assimilationsvorgang. Mittels Begasungsversuchen wurde festgestellt, daß die Widerstandsfähigkeit gegen Frost nachläßt und der Schließmechanismus der sogenannten „Spaltöffnungen“, über die die Verdunstung in Abhängigkeit von Temperatur und Feuchtigkeit geregelt wird,

gestört wird. Die Pflanze kann bei Wärme und Trockenheit die Verdunstung durch Schließen der Spaltöffnungen nicht mehr herabsetzen. Dies führt zu erhöhter Transpiration bzw. zu erhöhtem Wasserbedarf. Bei Wassermangel vertrocknen die Pflanzen, dies um so mehr, wenn die Wurzeln ebenfalls in ihrer Funktion, d. h. der Fähigkeit, Wasser aufzunehmen, geschädigt sind.

In Regen, Nebeltropfen und Wasserresten auf den Blättern und Nadeln wird Schwefeldioxyd zu Schwefliger Säure (H_2SO_3) oder Schwefelsäure (H_2SO_4) umgewandelt, welche die Wachsschicht der Assimilationsorgane zerstören und ebenfalls ins Innere der Blätter eindringen, wo sie Nährstoffe auswaschen und biologische Vorgänge und Umsetzungen stören. Zusammen mit anderen Säuren, vor allem der Salpetersäure (HNO_3), ist Schwefeldioxyd Hauptverursacher des sauren Regens.

Der Säuregrad wird allgemein mit dem sogenannten „pH-Wert“ gemessen. Je niedriger dieser Wert, desto höher die Säurekonzentration. Normalerweise liegt der Säuregrad oder pH-Wert des Regenwassers bei 5,6. Heute liegt er in Deutschland zwischen 4 und 5. Im Schwarzwald wurden schon pH-Werte von 2,8 gemessen. Dringt dieser Regen in den Boden ein, kann es auf ohnehin sauren oder nährstoffarmen Böden zu einer weiteren Versauerung kommen, (während auf Kalkböden die zusätzliche Säure aus Niederschlag neutralisiert werden kann). Dies hat eine Auswaschung von Nährstoffen wie Calcium, Kalium und Magnesium zur Folge. Die Nährstoffe fehlen der Pflanze. Es kommt zu Mangelerscheinungen, Krankheit und im Zusammenhang mit o. g. anderen Einwirkungen zum Absterben.

Nach der bereits erwähnten Hypothese von Prof. Ulrich bewirkt die Versauerung des Bodens weiterhin verstärkte Freisetzung von Aluminium-Ionen, die als Giftstoffe direkt schädigend auf die Wurzeln wirken, deren Funktionsbereitschaft herabsetzen und so einen tödlichen Kreislauf mit erhöhtem Wasserbedarf durch verstärkte Verdunstung einerseits und verminderte Fähigkeit zur Nährstoff- und Wasseraufnahme andererseits schließen.

Dennoch besteht ein Widerspruch darin, daß die Schwefeldioxydbelastung in den letzten 10 Jahren eher zurückging, im gleichen Zeitraum das Waldsterben zunahm bzw. großflächig überhaupt erst in Erscheinung trat. Abgesehen davon, daß auch abnehmende Schadstoffe über einen langen Zeitraum insgesamt erst den Wirkungsgrad erreichen können, der zur sichtbaren Erkrankung und zum Absterben notwendig ist, wird diese Lücke der Kausalkette durch die erst Ende 1982 bekannt gewordenen direkten und indirekten Wirkungen der Stickoxyde geschlossen.

Stickoxyde (NO und NO_2) entstehen bei Verbrennung unter hohen Temperaturen, d. h. auch bei Verbrennungsvorgängen in Motoren. Der Ausstoß hat sich von 1966 bis 1978 im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland von 2 auf 3 Mio Tonnen jährlich erhöht. Stickoxyde sind wie Schwefeldioxyd bei Bildung des sauren Regens beteiligt. Zusammen mit Schwefelsäure besteht eine verstärkende Wirkung bei Schädigung der Blattoorgane. Von größerer Bedeutung für das Waldsterben sind wahrscheinlich die sekundären Wirkungen des Stickoxydes über Umwandlung in Oxydantien, vor allem das Ozon. Diese Oxydantien wirken ebenfalls direkt giftig, d. h. schädigend auf Blatt- und Nadelmasse. Sie entstehen aus Stickoxyden unter Einwirkung von ultraviolettem Licht, womit auch das verstärkte Auftreten in Höhenlagen des Schwarzwaldes und des Bayrischen Waldes erklärbar wird, Gebiete, die der klaren und ozonhaltigen Luft, bräunender Sonnenstrahlung und Fernsicht wegen bisher als bevorzugte Erholungsräume galten.

Als weitere direkte Schadstoffe oder Immissionen aus Verbrennungsvorgängen sind Fluor und Schwermetalle wie Blei, Zink, Quecksilber und andere einzustufen. Schwermetalle dringen als gelöste Salze im Niederschlagswasser durch die Blattoberfläche oder durch die Wurzeln in Bäume und Pflanzen. In ihren giftigen Auswirkungen bestehen, abhängig von Konzentration und Zusammensetzung, ebenfalls verstärkende Beziehungen zu Schwefeldioxyd und Stickoxyden.

Sekundäre Ursachen

Als sekundäre Ursachen können nahezu alle im klassischen Waldschutz vorkommenden Faktoren aufgezählt werden. Auf die Bedeutung des Klimas wurde bereits verwiesen. Als Schadorganismen wären Pilze, Insekten, Nematoden, Bakterien, Viren und Mykoplasmen zu nennen. Befall dieser Schädlinge wird erst nach Schwächung durch die genannten Primärfaktoren möglich, ihre Wirkung auf den Krankheitsverlauf und das Absterben gegenseitig beschleunigt oder verstärkt. Gleiches gilt für die Standortbedingungen. Auf ohnehin wasser- oder nährstoffarmen, sauren oder extremen Klimabedingungen ausgesetzten Standorten im Grenzbereich der Verträglichkeit einzelner Baumarten werden die Auswirkungen und verstärkenden Faktoren des Waldsterbens früher zum Zuge kommen.

In der politischen Auseinandersetzung kommt eine besondere Rolle dem Waldbau oder falschen forstwirtschaftlichen Maßnahmen zu. Energiewirtschaft, Grüne und manch andere umweltbewußte Bürger sehen in waldbaulichen Fehlern, vor allem in den profitorientierten Monokulturen, wichtige Ausgangspunkte oder Ursachen zum Waldsterben. Diese Argumentation trifft die Forstwirtschaft direkt, und es soll daher kurz darauf eingegangen werden:

Natürlich sind auch im Waldbau, wie überall, in der Vergangenheit Fehler gemacht worden. Sind diese Fehler in Einzelfällen schwer genug, daß dadurch der Gesundheitszustand oder das Wachstum des Bestandes beeinträchtigt sind, wird er ebenfalls anfälliger auf andere schädigende Faktoren reagieren. Das Waldsterben tritt allerdings ebenso wie auf allen Standorten auch unter allen waldbaulichen Varianten des Bestandesaufbaues und der Bestandsbehandlung auf. Im mittleren Schwarzwald sind ungleichaltrige Mischwälder aus Fichte, Tanne und Buche in ihrer forstlichen Idealform, dem Plenterwald, ebenso oder eher schlimmer betroffen als benachbarte Fichten-Reinbestände aus Monokulturen, in deren gleichförmigem Kronendach die Bäume durch einen geschlossenen Mantel an den Bestandsrändern besser vor durchgewehten Giftstoffen geschützt sind.

Umweltschutz als Mitverursacher

Die dargestellten komplizierten Zusammenhänge zeigen, daß das Problem nicht über ein Patentrezept mit einem Schlage lösbar ist. Es sind sogar einige Maßnahmen zum Umweltschutz selbst verstärkend oder auslösend am Waldsterben beteiligt. So haben die hohen Schornsteine von Heizkraftwerken und Industrieanlagen erst den Transport von Giftstoffen in ferne, bis dahin unberührte Waldgebiete möglich gemacht. Zeitlich ist der Zusammenhang vom Bau dieser Schornsteine mit dem Auftreten des Waldsterbens unverkennbar. Während früher große Rauchwolken über Fabrikanlagen und Industrierevieren hingen, ist der Himmel dort heute durch Entstaubungsanlagen sauber geworden. Der ehemals ausgestoßene Staub (Kohle, Zement etc.) war im allgemeinen alkalisch, d. h. er neutralisierte die mit ihnen zusammen ausgestoßenen Gase, sobald sie sich mit Niederschlagswasser zur Säure umwandelten. Statt des weniger gefährlichen Schmutzes aus früheren Jahren rieselt heute unsichtbares Gift auf Wälder und Menschen.

Die gesetzlich erzwungene Reinigung der Auspuffgase vom giftigen Kohlenmonoxyd durch Umkonstruktion der Motoren zu höherem Verbrennungsgrad hatte damit gekoppelt einen höheren Ausstoß von Stickoxyden in den Autoabgasen zur Folge. Diese können wieder durch „Katalysatoren“ ausgeschaltet werden. Katalysatoren sind hinsichtlich ihrer Störanfälligkeit technisch noch nicht ausgereift. Sie vermindern die Leistung des Motors oder erhöhen bei gleicher Leistung den Kraftstoffverbrauch. Vor allem aber wäre die Umrüstung auf bleifreies Benzin Voraussetzung, was wieder eine Übergangszeit für gleichzei-

tige Herstellung, Belieferung und Vertrieb von sowohl bleifreiem wie bleihaltigem Benzin mit entsprechenden Mehrkosten zur Folge hat. Letztlich wäre die Umstellung auf bleifreies Benzin aufgrund wirtschaftlicher Verflechtung und bestehender Vereinbarungen nur auf EG-Ebene möglich.

Maßnahmen

Wie immer dem auch sei, die bestehenden Schwierigkeiten können nicht zum Anlaß genommen werden, Maßnahmen aufzuschieben, sondern die Erkenntnis, daß Maßnahmen aufgrund bestehender Hindernisse erst mittel- oder langfristig durchsetzbar sind und wirksam werden können, zwingt zu noch schnellerem Handeln.

Festzustellen ist:

- Maßnahmen im Bereich der Forstwirtschaft wie z. B. Dünger, waldbauliche Maßnahmen etc. können das Waldsterben nicht aufhalten oder wesentlich beeinflussen;
- einzige wirksame Maßnahme kann nur eine drastische Absenkung des Schadstoffausstoßes bei Kraftwerken, Industrie, Verkehr und Haushalten sein;
- diese Maßnahmen müssen größtenteils auf europäischer Ebene verfolgt, geplant und durchgeführt werden;
- sie sind nur auf politischer Ebene durchsetzbar.

Während die JUFRO Grundwerte der Verträglichkeit des Waldes für Schadstoffwirkungen (Immissionen) für Schwefeldioxyd wie folgt erarbeitet hat:

	Fichte	Tanne
Langzeitwert	50 Mikrogramm/cbm Luft	25 Mikrogramm/cbm Luft
Kurzzeitwert	150 Mikrogramm/cbm Luft	75 Mikrogramm/cbm Luft

(ein Mikrogramm = 1 millionstel Gramm),

wurden im Schwarzwald Mittelwerte von 16 bis 41 Mikrogramm je cbm Luft und Spitzenwerte von 500 bis 600 Mikrogramm je cbm Luft gemessen, Langzeitwerte also, die deutlich über der Verträglichkeit der Tanne, und Kurzzeitwerte, die weit jenseits der Verträglichkeit von Fichte und Tanne liegen.

Die an der menschlichen Gesundheit orientierten Grenzwerte der TA-Luft liegen mit 150 Mikrogramm je cbm Luft für Langzeitwerte und 400 Mikrogramm je cbm Luft für Spitzenwerte ebenfalls weit über der Verträglichkeit des Waldes.

Ebenso sind die Grenzwerte der Großfeuerungsanlagenverordnungen für Schadstoffausstoß (Emissionen) mit 400 Milligramm je cbm Luft viel zu hoch. Japan hat bewiesen, daß weit weniger hohe Werte technisch und wirtschaftlich durchführbar sind.

Es muß also erstes politisches Ziel sein, die TA-Luft und die Großfeuerungsanlagenverordnung in ihren Grenzwerten, Übergangsfristen und Ausnahmeregelungen zu verschärfen. Investitionen für Entschwefelungsanlagen in Industrieanlagen und Kraftwerken würden Industrieprodukte kaum spürbar, den Strompreis um rund 1 Pfennig je Kilowattstunde verteuern.

Gleichrangiges Ziel muß die Verminderung des Ausstoßes von Stickoxyden aus Kraftwerken, Industrie und vor allem im Verkehr sein. Serienreife, d. h. störungsfreie Katalysatoren müssen konstruiert werden, ihre Herstellungskosten durch große Serien über Steueranreize gesenkt werden. Bleifreies Benzin muß in Deutschland und Europa eingeführt werden.

Die Mehrkosten eines Autos liegen bei 700,- bis 1.000,- DM. Dazu kämen Kosten für Mehrverbrauch oder Verzicht auf etwas Leistung. Umfragen ergaben, daß der Bürger zur Rettung des Waldes – wie wir alle – bereit wäre, sowohl die genannten Mehrkosten für Elektrizität wie für sein Auto zu tragen.

Das oft gehörte Argument, weitere Umweltauflagen der Industrie gehen auf Kosten von Arbeitsplätzen, gilt nur bedingt. Die belastete Umwelt verlangt neue, umweltfreundliche Technologien. Wer hier als erster entwickelt, investiert, produziert, erzielt einen Vorsprung im technischen „Know how“, eröffnet sich damit, weil auch anderswo Investitionen zum Schutze der Umwelt unumgänglich werden, neue Märkte und schafft so neue Arbeitsplätze.

Warum zögern wir also noch? Sinn dieser Zeilen soll auch sein, jeden von uns aufzufordern, bei Bekannten, Freunden und Verwandten aufzuklären, zu informieren und jeden nur möglichen Einfluß auf Politik und Wirtschaft zu mobilisieren, damit unsere Wälder uns und der Nachwelt erhalten bleiben.

Zukunftsaussichten

Die geschilderte Entwicklung, besonders im Verlauf des Forstwirtschaftsjahres 1982/83, hat private und öffentliche Waldbesitzer aufs höchste beunruhigt, Forstleute, Waldarbeiter, Sägewerke und Holzindustrie verunsichert.

Nicht zuletzt aus großer Sorge nahmen S. D. Fürst Joachim zu Fürstenberg, S. D. Erbprinz Heinrich und Präsident Dr. Eckart am 22. April 1983 an einer Dienstbesprechung zum Thema „Waldsterben“ im ehemaligen Forstamt Wolfach mit Besichtigung betroffener Waldbestände teil. Deutlich war dieser Waldbegang geprägt vom Widerstreit größerer Befürchtungen einerseits, Hoffnungen und der Überzeugung, nicht einer überzogenen Hysterie verfallen zu dürfen, andererseits. Auf manche klar gestellte Frage des Dienstherrn mußten seine Forstleute bei ihrem aktuellen Wissensstand eine ebenso klare Antwort schuldig bleiben. Das galt vor allem, wenn es um die weitere Entwicklung und daraus abzuleitende Folgerungen für den Forstbetrieb ging. Nicht zuletzt deswegen sollte eine für Sommer 1983 geplante Stichprobenerhebung in den F. F. Waldungen mehr Klarheit über den derzeitigen Zustand der Wälder geben.

Trotz dieser Unsicherheiten soll hier abschließend versucht werden, mögliche Entwicklungen der Zukunft anzudeuten: Wenn nichts oder nicht bald Entscheidendes geschieht, ist im schlimmsten Fall großflächiges Absterben der Wälder und damit eine Umweltkatastrophe mit allen beschworenen Folgen für Wasserhaushalt, Klima, Erosion, Wirtschaft und menschliche Gesundheit nicht mehr auszuschließen.

Wir sollten aber Vertrauen genug haben in die demokratischen Institutionen unseres Staates und in die europäische Staatengemeinschaft, daß nicht zuletzt aufgrund der erschreckenden Beschleunigung des Waldsterbens, der Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der allgemeinen Wertschätzung des Waldes politische Kräfte freigesetzt werden, die entscheidende Maßnahmen in Angriff nehmen, durchsetzen und die Entwicklung zum Besseren wenden. Wir selbst sind sensibilisierte Öffentlichkeit und Teile einer demokratischen Institution, nämlich des wählenden Volkes, das durch Ansprache, Diskussionen und auch Teilnahme an Demonstrationen an dieser Entwicklung mitwirken kann.

Wir sollten uns schließlich auch das Vertrauen in unsere Wälder, ihre Widerstandskraft und Fähigkeit zur Regeneration und Selbsterneuerung nicht nehmen lassen. So wie der Wald bisher jede biologische oder auch durch Menschen verursachte Notlage oder Katastrophe überstanden hat, wird er – vorausgesetzt, ein Mindestmaß notwendiger Gegenmaßnahmen wird durchgesetzt – auch diese bisher bedrohlichste Lage überstehen und weiterhin wichtiger Teil unserer Volkswirtschaft und Rückgrat des wirtschaftlichen Wohlergehens bei Fürstenberg bleiben.

Tabelle 3: Vergleich Waldschadensinventur 1983 und 1984

Anteil der geschädigten Waldfläche in % der Gesamtwaldfläche:

	1983	1984
Bundesrepublik Deutschland	34 %	50 %
Land Baden-Württemberg	50 %	66 %

Tabelle 4: Waldschäden nach Baumarten, Alter und Schadstufen, BRD 1984

Baumart	Schadstufe 1 schwach geschädigt	Schadstufe 2 mittelstark geschädigt	Schadstufe 3 + 4 stark geschädigt und abgestorben	Insgesamt Schadstufe 1 + 2 + 3 + 4
	in % der Baumartenfläche			
	bis 60-jährig			
Fichte	23	8	0,9	32
Kiefer	34	13	0,8	47
Tanne	39	26	7,3	73
Buche	30	5	0,6	36
Eiche	22	4	0,3	26
sonstige Baumarten	21	5	0,9	27
Insgesamt	26	8	0,9	35
	über 60-jährig			
Fichte	43	36	2,8	82
Kiefer	43	28	2,0	73
Tanne	24	56	15,7	95
Buche	43	13	1,0	58
Eiche	40	11	0,4	51
sonstige Baumarten	36	13	1,6	51
Insgesamt	42	25	2,3	69
	insgesamt			
Fichte	31	19	1,6	51
Kiefer	38	20	1,3	59
Tanne	29	45	12,8	87
Buche	39	11	0,8	50
Eiche	35	9	0,4	43
sonstige Baumarten	24	7	1,0	31
Insgesamt	33	16	1,5	50

Anmerkungen des Verfassers im Jahre 1985

Vorliegender Artikel wurde bis auf geringfügige Änderungen und Ergänzungen inhaltlich gleich im Mai 1983 als Beitrag für den Fürstenberger Waldboten 1983, die einmal jährlich erscheinende Betriebszeitschrift der Fürstlich Fürstenbergischen Forstbetriebe, verfaßt. Die darin recht grob aufgezeigten Zusammenhänge und Ursachen zum Waldsterben können nach aktuellem Wissensstand im wesentlichen auch für 1985 als gültig angesehen werden.

Ermutigend, aber keineswegs Grund zur Freude oder Genugtuung, ist, daß die insbesondere im Jahre 1982/83 beobachtete Beschleunigung des Krankheitsfortschrittes im Verlauf des Jahres 1984 nachgelassen hat. So ist die im Jahre 1977 von Herrn Forstamtsrat Mayer für 1980 totgesagte Kälbletanne noch immer am Leben und Fotografien aus den frühen achtziger Jahren lassen okular keinen Unterschied zu ihrem Zustand gegenüber 1977 erkennen.

Insgesamt hat sich allerdings der Zustand des Waldes weiter verschlechtert, wobei im Verlauf des Jahres 1984 insbesondere die Entwicklung der Laubhölzer zu neuen Sorgen Anlaß gibt.

Jeweils im Spätsommer 1983 und 1984 wurden bundesweit von den Landesforstverwaltungen über ein Gitternetz fest vereinbarter und bleibender Koordinatenpunkte Stichproben zum Waldzustand aller Waldungen aufgenommen. Das Ergebnis dieser Aufnahmen ist in den Tabellen 3 und 4 wiedergegeben.

Zustand und Verlauf der Krankheit in den Fürstenberger Wäldern entspricht mit geringen Abweichungen dem Landesdurchschnitt Baden-Württemberg.

Bereits historisch interessant und als Symptom für die allgemeine Ratlosigkeit oder Verunsicherung auch unter Forstleuten mag die Tatsache gewertet werden, daß die Veröffentlichung des bereits fertig gedruckten Artikels im Fürstenberger Waldboten 1983 durch die Direktion der als besonders fortschrittlich geltenden F. F. Forstverwaltung untersagt und nur das Kapitel „Ursachen“ des Waldsterbens freigegeben wurde.

Das Plattenmoos bei Tannheim in geomorphologischer Sicht

von Willi Paul

Das Plattenmoos bei Tannheim, auf der Ostabdachung des Mittleren Schwarzwaldes exakt über dem Ausstrich der Formationsgrenze Buntsandstein/Muschelkalk (TK 25 und GK 25 Nr. 7916, r 34 56 3, h 53 19 8) in rund 750 m Mh gelegen und in solcher Art in weitem Umkreis eine einmalige Erscheinung, nimmt auch das Interesse des Geomorphologen in Anspruch. Dieses Interesse richtet sich primär nicht auf den zwar durchaus stattlichen Körper dieses Moores, sondern auf die es bergende und sein Zustandekommen gerade an dieser Stelle entscheidend bestimmende Hohlform des Untergrundes.

In einer Studie zur Morphogenese der Landschaft über der Ostrampe des Mittleren Schwarzwaldes¹⁾ habe ich beiläufig (SS. 308-309) die rätselhafte Erscheinung des Plattenmooses berührt und als Produkt einer sogenannten *Talwasserscheide* gedeutet. Ich möchte auch heute noch zu dieser Deutung stehen und sie im folgenden zu begründen versuchen.

Wasserscheiden als Grenzen zwischen den Einzugsgebieten benachbarter Fließgewässer verlaufen per definitionem und also in aller Regel über die höchsten Teile der jeweils trennenden Rücken. Entgegen solcher Regel kann eine Wasserscheide indes einmal unvermittelt ein Tal queren. Das ist der (in unserer Landschaft – Baar, Schwarzwald – gar nicht so seltene) Fall, wenn einem Fließgewässer durch geologische Vorgänge geeigneter Art seitwärtige Auslenkung oder gar gänzliche Umkehrung seiner bisherigen Laufrichtung aufgezwungen wird. Das so gekappte Talstück (bisher der Unterlauf, nunmehr ein Torso) vermag zwar aus talab zutretenden seitlichen Zuflüssen früher oder später ein neues Fließgewässer zu regenerieren, wenn auch meist nicht vollumfänglich. Der allerobere Teil des Torsos – anfänglich mit Schwemmgut starker Hochwässer aus dem Oberlauf und unter kaltezeitlichen Verhältnissen mit Fließdecken z. B. aus den Talhängen verschüttet und verdammt – verodet und versumpft infolge unzureichender oder fehlender Spülung (es steht meist nur das örtliche Niederschlagswasser zur Verfügung und auch dieses hat viel zu wenig Gefäll). Und genau in diesem Bereich, der sich im Lauf der Zeit (langsam!) talab verlagert, werden die früheren Wasserscheiden durch eben eine *Talwasserscheide* kurzgeschlossen.

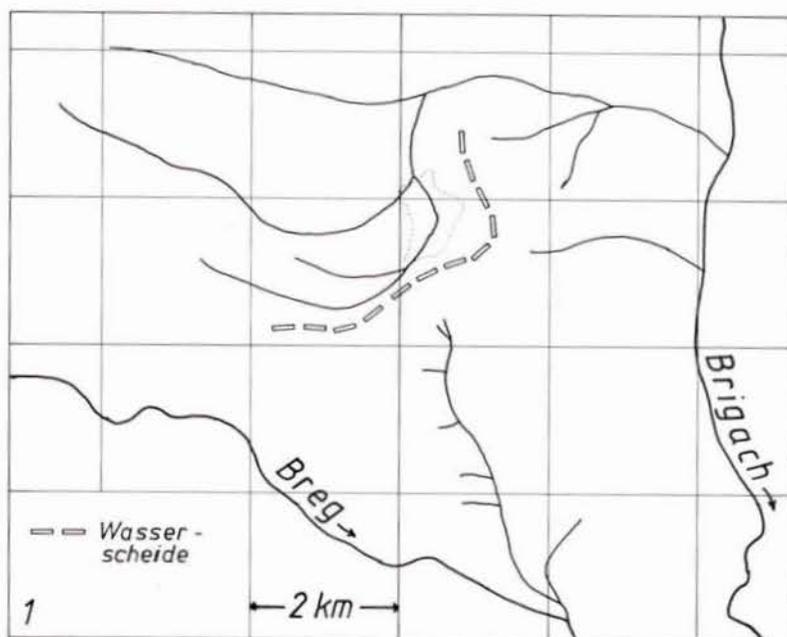
So handelt es sich bei dem vorliegenden Beitrag letztendlich um ein zwar kleines, aber nicht uninteressantes Kapitel aus der Fluß- und Landschaftsgeschichte der Baar und des angrenzenden Schwarzwaldes. Um die im folgenden mitgeteilten Fakten wahrnehmen und die auf sie gegründeten Erkenntnisse nachvollziehen zu können, bedarf es allerdings einer gewissen Vertrautheit mit den topographischen und geologischen Verhältnissen der Szene, die indessen unschwer auf ein paar reizvollen Wanderungen gewonnen werden kann. Man bedient sich dabei mit Vorteil der in Betracht kommenden Blätter 7916 (Villingen-Schwenningen) und wenn möglich auch 8016 (Donauschingen) der TK 25, dazu der kürzlich in einem Neudruck erschienenen gleichen Blätter der GK 25, die trotz ihres etwas stattlichen Alters auch heute noch recht gute Dienste leisten. Der Rahmen für diese Studien sollte nicht zu eng gesteckt werden, etwa Herzogenweiler – Pfaffenweiler – Rietheim – Überauchen – Wolterdingen – Hardtwald – Glaserforst.

Die Schnellstraße Villingen-Wolterdingen (ausgebaut oder nicht ausgebaut) folgt recht genau dem Ausstrich der Formationsgrenze Buntsandstein/Muschelkalk und vollzieht damit eine saubere Teilung unseres Studiengebietes in zwei geologisch wie hydrologisch je-

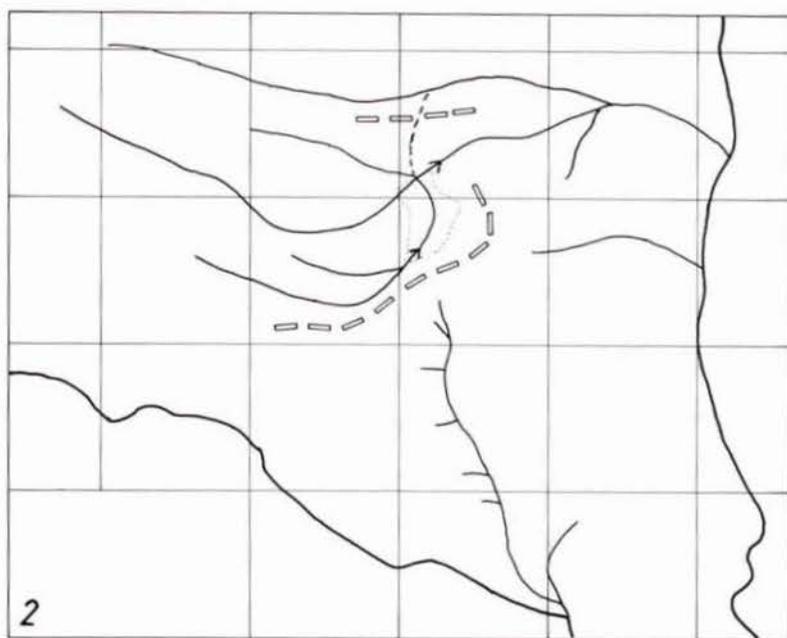
weils ganz spezifische landschaftliche Einheiten: Im W die überaus typische Landschaft des Buntsandsteins, im E die nicht minder typische, aber völlig verschiedene Schichtstufe des Muschelkalkes.

Der Buntsandstein, bei intakter Erhaltung 35 m mächtig (d. i. im E seines Zutagetretens, z. B. bei Tannheim; nach W dünnt er infolge Abtragung schrittweise aus), ruht dem spätkarbonisch-permisch-frühtriassisch extrem eingeebneten und gegenwärtig mit 3% Gefäll nach E geneigten Sockel aus Gneis und Granit auf und besitzt infolgedessen die gleiche Schräglage. Rechnet man diese Schräglage ab (sie bewerkstelligt allein schon zwischen Schmelztobel und Tannheim 140 m Höhenunterschied), dann bleibt für die Buntsandstein-Platte nur ein recht schwaches Relief übrig, das auch durch die seichten, weitspannigen Bachtälchen nicht nennenswert verstärkt wird. Diese Bäche selbst – und das fällt auf – haben verhältnismäßig gestreckten Lauf und trotz 3-4 km Länge keinen einzigen seitlichen oberirdischen Zulauf. Solchen Eigenheiten liegt ursächlich der sogenannte *Buntsandstein-Karst* zugrunde. In gewissem Gegensatz beispielsweise zum *Obermuschelkalk-Karst*, den man mit einem alles schluckenden und alles sogleich wieder von sich gebenden *Sieb* vergleichen kann, hat der Buntsandstein-Karst die Eigenschaften eines *Schwammes*, der Wasser zwar bereitwillig aufnimmt, aber nur widerstrebend abgibt, solange er sich damit nicht vollgesogen hat. Wenn sich solche „echten“ Buntsandsteinbäche im Zuge der Abtragung erst einmal in den Sockel eingeschnitten haben, dann nimmt diese Hydromechanik nach und nach ein Ende. Entlang dem Anschnitt der wasserstauenden Grenzfläche Buntsandstein/Sockel treten zahlreiche Quellen aus, es bilden sich Seitentälchen und die Zertalung der Buntsandstein-Platte beginnt; gleichzeitig sinkt der einst beinahe mit der Landoberfläche zusammenfallende Grundwasserspiegel ab und die nunmehrigen Hochflächen werden trocken. Stadien einer solchen Entwicklung zeigen ganz instruktiv Pfaffenweiler Wolfbach, Wieselsbach und Kirnach mit Umland. Ihnen stehen als „echte“ Buntsandsteinbäche in unserem Gebiet gegenüber der Oberlauf des heutigen *Hofbächles*, der Wanne Glaserhof – Glasermühle – Mühleholzle zuzuordnen, durch menschliche Eingriffe in historischer Zeit mehrfach verändert (s. u.), *Reislismoos-Glasbächle* und *je ein Bächle* nördlich und südlich vom Gewann *Rauhtobel*, die in den Karten keinen Namen tragen; mit ihnen müssen wir uns im weiteren noch befassen.

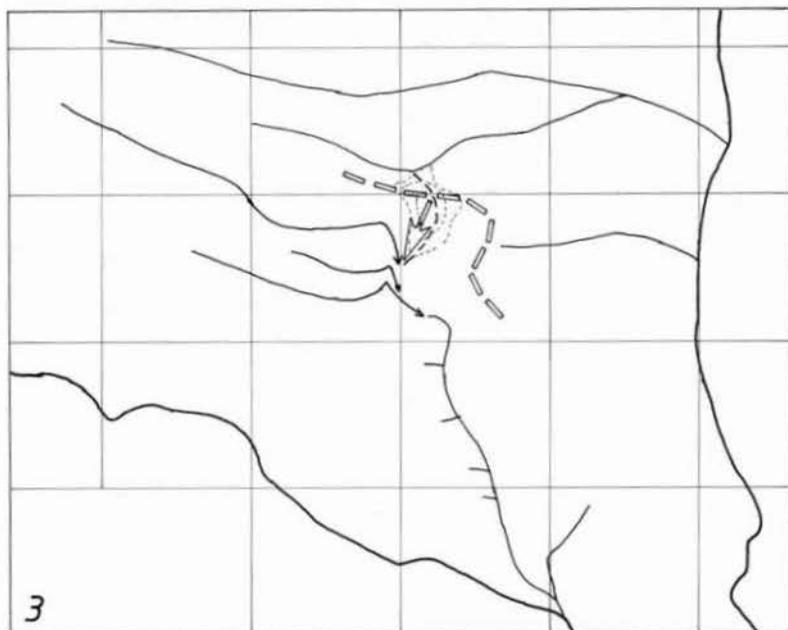
Mit dem Abtauchen des Buntsandsteins unter die Schichtkomplexe des Unteren und des Mittleren Muschelkalkes (es bringt ihn drüben bei Klengen mit seiner Basis hinunter schon auf 605 m Mh, d. i. 85 m unter die dortige Brigachtal-Aue) beginnt südlich vom Hofbächle das Gelände leicht anzusteigen, zum Eggwald hin um 10 m, zur Hohen Mark um rund 25 m und zu den drei Gipfelchen des Ochsenberges hinauf um 80 m, worin sich ein immer weiteres Vordrängen immer höherer Komplexe der Muschelkalk-Schichtstufe kundtut, richtiger: worin sich eine stets bessere Erhaltung der Elemente ebendieser Schichtstufe manifestiert. Bis vor das 2. Ochsenberg-Gipfelchen befinden wir uns erst und nur in dem sog. Tragkörper dieser Schichtstufe, in dem 2. und 3. haben wir den sog. Deckkörper erstiegen, der bei vollständiger Erhaltung über 65 m mächtig ist, hier aber gerade nur noch mit den untersten 10 m vertreten ist: In geologischem Zeitmaß ist der gänzliche Abbau dieser gegenwärtigen „noch“-Schichtstufen-Stirn morgen schon vollzogen und dann wird die Landschaft hier auf die Bedeutung von Eggwald und Hoher Mark schwinden, letztere beiden auf noch weniger, während sich hinter dem einstigen Ochsenberg schon der Weißwald zur neuen Stufenstirn der Muschelkalk-Schichtstufe aufschwingt. In solchen Entwicklungsreihen spielen die im Schichtfallen – hier also jener ostwärtigen Neigung – fließenden Bäche eine bedeutende Rolle. Wenn wir z. B. das Talbündel westlich von Überauchen einmal auf seine bisherige Entwicklung hin betrachten, so muß uns vor allem überraschen, wie weit nach W und wie tief unter Hohe Mark und nördlichstem Ochsenberg-Gipfelchen es seine Quellen schon rückwärtsgetrieben hat: Knapp einen Kilometer vor dem Rand des Platten-



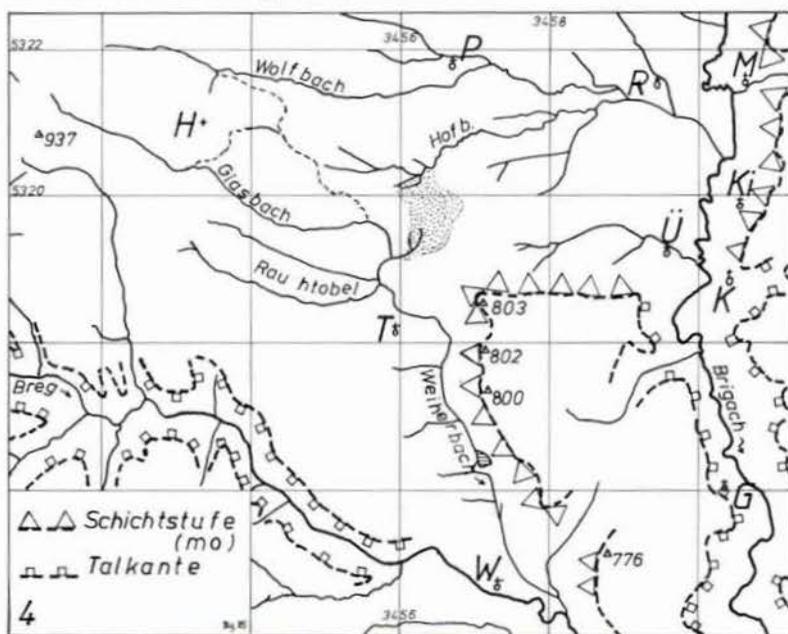
Situation vermutlich noch im Früh-Mittelpleistozän. Resequent-subsequente Entwässerung vor einem noch \mp intakten Muschelkalk-Stufenrand zu einem subsequenter Wolfbach.



Denudative Niederlegung der Wasserscheide im Quellgebiet des damaligen Hofbächles und Annexion der bestehenden Entwässerung durch dessen Rückwärtseinschneiden. Bildung einer Talwasserscheide zwischen Wolfbach und verlängertem Hofbächle mit noch erhaltener Geröllstreu. Vermutlich noch Mittelpleistozän.



3
 Niederlegung bestehender Wasserscheide zwischen Hofbäche (brigachtributär) und Weiherbach (bregtributär) und nacheinander Ablenkung bzw. Anzapfung der Rauhtobelbäche und des Glasbaches (bis dahin oberes (verlängertes) Hofbäche) durch Weiherbach. Rückschreitende Erosion (10–20 m) nur erst wenig gediehen, dennoch totale Kaperung. Plattenmoos als weitere Talwasserscheide. Hofbäche als kümmerlicher Rest vorerst noch gerettet. Durch anthropogenen Eingriff vorübergehende Besserung. Vermutlich Wende Mittel- zu Jungpleistozän.



4
 Gegenwärtige morphologische und hydrologische Situation zur Orientierung.

mooses und schon 30 m unter dessen Oberfläche! Das bedeutet, daß dieses Talbündel in einigen hunderttausend Jahren (künftige Kaltzeiten würden diese Zeitspanne maßgeblich verkürzen) das Plattenmoos erreichen und so oder so anzapfen könnte. Nach einem Beispiel für einen solchen Vorgang brauchen wir nicht lange zu suchen: Es ist der Unterlauf des heutigen Hofbächle! Es hat die nordwärtige Fortsetzung eines einstigen Eggwaldes in rückwärts-einschneidender Manier durchsägt, wobei ihm die allgemeine flächenhafte Abtragung (= Denudation) gewiß mächtig Vorschub geleistet hat, eine Hilfe, die man nicht gering veranschlagen sollte.

Waren wir nun an der westlichen, nördlichen und östlichen Peripherie unseres Studienobjekts, so sollten wir auch noch einen Blick auf die südliche werfen. Was das Buntsandstein-Dreieck zwischen Weiherbach und Breg angeht, so kann dieses auch nicht einmal mit Diminutiven von Bächen aufwarten. Als Einzugsgebiet ist es einfach zu klein. Doch treten am Ostrand, gegen den Weiherbach hin, Quellen aus in nicht geringer Zahl, als Überaich vor dem Abtauchen des Schichtkörpers. Eine nennenswerte Formung der Landschaft vermochten die Abflüsse indessen nicht zu bewirken, das Kleinrelief ist noch seichter als im N. Aber etwas anderes beschäftigt unsern Geist: Das gänzliche Fehlen einer auch nur kilometerbreiten Hügellandschaft aus Unterem und auch Mittlerem Muschelkalk vor der Muschelkalk-Schichtstufe *sensu stricto*, die gerade hier in lehrbuchmäßiger, klassischer Form entwickelt ist, mit allen Schichtgliedern des Muschelkalkes hinauf bis in den Oberen, während der Buntsandstein kein bißchen mittlere Trias trägt. Er trägt aber anderes, nämlich Geröll- und Blocklehme, die teilweise in nicht ganz geringer Distanz schwarzwaldwärts beheimatet sind, während die kaum kantengerundeten und anscheinend anderen Decken angehörenden Blöcke dunkle Altersrinden aufweisen, aber als letztes kaltzeitliches Bodenfließen erfahren haben. Ihre heutige Lage und Verbreitung lassen an teilweise Mitwirkung vermutlich eines vor oder bei dem heutigen Wolterdingen abschmelzenden Breg-Gletschers denken – allerdings kaum eines würmkaltzeitlichen. Könnten ein auf dem heutigen Hardtwald überbordender Breggletscher und dessen Schmelzwässer einst vorhandene Reste von Unterem Muschelkalk über dem besagten Buntsandstein-Dreieck gründlich abgeräumt haben? Man tut gut, die Existenz eines Breg-Gletschers und auch größerer Firnkissen in Vorwürm-Kaltzeiten zumindest in Erwägung zu ziehen.

Nach diesem zumindest Denkanstöße gebenden kleinen Exkurs wenden wir uns erneut jenen drei „echten“ Buntsandsteinbächen zu, die sich nördlich Tannheim miteinander zu einem (Tannheimer) Wolfbach vereinigen, nachdem sich ihnen der südliche Abfluß des Plattenmooses beigegeben hat, und unter Wechsel des Namens als Weiherbach zügig dem Vorfluter zustreben. In der Karte wie im Gelände fällt auf, daß das Gefälle aller drei Buntsandstein-Bächle im Unterlauf merklich zunimmt. In der Regel nimmt indessen das Gefälle von Fließgewässern im Unterlauf nicht zu, sondern ab. Ist das Gegenteil der Fall, so hat man es mit Wellen sogenannter rückschreitender Erosion zu tun, die in unserem Beispiel ihren Ausgang offensichtlich von einem etwa bei dem heutigen Tannheimer Friedhof plötzlich entstandenen Gefällsbruch in der 20-m-Größenordnung genommen haben. Dann kann es sich aber nur um Niederlegung und Durchbrechung einer Wasserscheide zwischen dem südlichen Rauhtobelbach und einem damaligen, aus den Gewannen Rosenbaum und Hochwies kommenden Quelllauf des Weiherbachs handeln. Eine solche Situation setzt aber logisch und also unabweisbar voraus, daß bis dahin beide Rauhtobelbäche und der Glasbach miteinander nicht nach S, sondern nach N geflossen sind und die doch eigentlich langgestreckte Depression des Plattenmooses gemeinsam als Ablauf geschaffen und über geraume Zeit benützt haben²⁾. Das Plattenmoos und sein hydrologisches Zubehör erweisen sich damit als ausgezeichnetes Beispiel, ja Modell für totale Richtungsumkehr eines wenn auch bescheidenen Fließgewässers mit einer wohl erhaltenen, auch gegenwärtig noch in alte und neue Richtung entwässernden, vermoorten Talwasserscheide.

Was gerne bei Ableitungen und Postulaten der vorliegenden Art erwartet wird, sind beweisende Schotter. Geologische Verhältnisse und seitheriges geologisches Geschehen machen indes die Erfüllung solcher Erwartung schwer oder unmöglich, besonders bei kleinen Verhältnissen. Hier hat sich das ganze Geschehen in ein und derselben Formation (Buntsandstein) abgespielt, verwertbare Leitgesteine fehlen darin und im vorherrschenden Waldbaugebiet hat man nicht viel Einblick in den Untergrund. Zwischen Plattenmoos und Glasbächle treten immer wieder Gerölle zutage, die Schottern darunter entstammen könnten, und man darf nach Geländebeschaffenheit und -form unterm östlichen Mühlhölzle Entsprechendes erwarten. Klar liegen die Verhältnisse etwas weiter nördlich, zwischen den Häringshöfen und in deren Umkreis. Hier hat schon die um die Jahrhundertwende erfolgte Spezialkartierung zwischen den Höhenlinien 770 m und 750 m „verstreute Geschiebe (Buntsandstein)“ verzeichnet. Es handelt sich nicht oder nur zu ganz geringem Anteil um sogenannte Kulturschotter, sondern um echte Schotter einer frühen nördlichen Fortsetzung der Sammelrinne Rauhtobel – Plattenmoos – Mühlhölzle, die sich – in 20 m höherem Niveau – mit dem Pfaffenweiler Wolfbach vereinigte. Sie waren vor Jahren in ca. 770 + NN m mehr oder minder unversehrt aufgeschlossen; die tieferen Vorkommen sind durch kaltzeitliche Solifluktion verschleppt. Die Kappung erfolgte durch das Hofbächle, nachdem es in rück-schreitender Erosion unsere Sammelrinne erreicht (s. o.) und alsdann auch seinen heutigen Oberlauf sich angeschlossen hatte. Die noch mit etwas Schotter bedeckte Verebnung (gut erkennbar von dem Waldrastplatz an der Straße nach Vöhrenbach, 1 km westlich Pfaffenweiler) ist also eine weitere Talwasserscheide unseres Studiengebiets. Ihr fehlt heute der rechte, also östliche Talhang – ein Indiz sowohl für nicht ganz geringes Alter als auch für das Ausmaß der seither erfolgten flächenhaften Abtragung (Denudation).

Das Hofbächle ist nach allem, was wir hier erkannt haben, ein heterogenes Gebilde. Oberlauf und Unterlauf haben sich über eine lange Zeit unabhängig voneinander entwickelt, der eine als Buntsandsteinbach hinter der langsam nach E abziehenden Muschelkalk-Schichtstufe, der andere *in* ihr, jedenfalls zuletzt in deren freigelegtem Tragkörper, beide als mehr oder minder stationäres Schichtstufen-Zubehör. Unabhängig hiervon machen Ober- und Unterlauf des Hofbächle in Gelände wie Karte irgendwie einen etwas gestörten Eindruck, was sich bei näherem Zusehen indes als Folge nicht geringer menschlicher Eingriffe in historischer Zeit erweist. Die von den dortigen großen Bauernhöfen benötigte, aber fehlende Wasserkraft zum Betreiben von Mahl- und Sägemühlen hat man sich durch Anzapfen des (Pfaffenweiler) Wolfbaches nördlich von Herzogenweiler beschafft und unter bestmöglicher Ausnutzung des allgemeinen Landschaftsgefälles den Bedarfsstellen zugeleitet, wobei der ursprüngliche Lauf des Hofbächles streckenweise verschwunden ist. Das genutzte Wasser aus der Beileitung fließt schließlich in das unterste Glasbächle und zuletzt über den Weiherbach in die Breg, ungenutztes und ein den Anliegern allzuleicht schädliches Zuviel wurde in den Unterlauf des Hofbächles eingeleitet. Damit aber hatte dieses mindestens periodisch Hochwasserdurchsätze wie nie zuvor in seiner Geschichte mit dem Ergebnis einer für danubische Verhältnisse ganz außerordentlichen Erosion in dem Laufstück vom Binsenhof bis zur Mündung in den Wolfbach, wo die Bachsohle im Grenzbereich oberster Buntsandstein/unterster Muschelkalk verlief. Der außer Kontrolle geratende Bach reagierte mit zusätzlicher Seitenerosion und mäandrierte lebhaftest in seinem früheren Hochwasserbett und bot in den so gebildeten und laufend von Nachbruch gesäuberten Prallstellen noch in den dreißiger Jahren ausgezeichnete Aufschlüsse. Heute ist das meiste davon verstürzt und versackt, die Spitzenwasserführung ist geringer geworden, weil die Anlagen verfallen, und aller Schutt bleibt liegen.

Es ist noch nicht mit hinreichender Sicherheit möglich, das hier berichtete hydrogeologische Geschehen in die pleistozäne Zeitrechnung einzugliedern. Ein zweifacher Kaltzeit-Warmzeit-Zyklus ist nicht von vornherein auszuschließen. Wir befinden uns hier im Danu-

bikum, in einer ausgereiften Landschaft mit einem (beinahe noch) intakten Gleichgewicht zwischen Denudation und Erosion, wo die gesamtpleistozäne Taleintiefung den Betrag von 200 m nirgends erreicht. Geht man von einer intakten und von S nach N durchflossenen Sammelrinne Tannheim-Pfaffenweiler aus, dann erfolgte zunächst die Kaperung des Oberlaufes durch das Hofbächle, darauf die Niederlegung der wahrscheinlich recht alten Wasserscheide nördlich von Tannheim und unmittelbar anschließend nacheinander die Ablenkung der beiden Rauhtobelbächle und des Glasbächles, worauf das Plattenmoos als Abschnitt jener Rinne außer Funktion gesetzt wurde und verödete. Die Mitwirkung kaltzeitlicher periglaziärer und vielleicht auch nivärer Faktoren wird bei allem nicht gering zu veranschlagen sein.

Anmerkungen

- ¹⁾ PAUL, W. (1958), Zur Morphogenese des Schwarzwaldes (II), Freiburg i. Br.
²⁾ Ganz von selbst erhebt sich an dieser Stelle die Frage, wie es nun zu diesen älteren morphologisch-hydrologischen Verhältnissen gekommen ist. Doch muß im Rahmen dieses Beitrages der Hinweis genügen, daß die Mehrzahl aller gestaltenden Mechanismen an die jeweiligen Schichtstufen gebunden und für diese spezifisch ist und also stationären Charakter hat.

Schriftenverzeichnis

- PAUL, W. (1958): Morphogenese des Schwarzwaldes II. - Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, **3**, S. 263-359, Freiburg i. Br.
 SCHALCH, F. (1899): Geol. Spec.-Kt. Großherzogtum Baden; Heidelberg (Unveränderter Nachdruck als Geol. Kt. 1: 25000 Baden-Württ., Bl. 7916 Villingen-Schwenningen-West, Stuttgart 1984).
 SCHALCH, F. (1904): Geol. Spec.-Kt. Großherzogtum Baden; Heidelberg (Unveränderter Nachdruck als Geol. Kt. 1: 25000 Baden-Württ., Bl. 8016 Donaueschingen, Stuttgart 1984).

Das Plattenmoos auf einer neuen Vegetationskarte

von Andreas Weber

Hochmoore, beziehungsweise deren Reste, die von intensiver landwirtschaftlicher und forstwirtschaftlicher Nutzung und vom Torfabbau verschont blieben, bilden mit ihrer natürlichen und naturnahen Vegetation einen der ökologisch eigenartigsten Lebensräume unserer Heimat. Obwohl dem Plattenmoos tiefe Wunden zugefügt wurden, sind dessen biologische Eigenart und landschaftliche Schönheit immer noch von besonderem Reiz. Nicht diese aufzuzeigen ist Ziel dieser vegetationskundlichen Untersuchungen, vielmehr soll der aktuelle Stand der Vegetation festgehalten werden, um erfolgte und noch erfolgende Eingriffe mit ihren Auswirkungen aufzuzeigen, sowie Moorbewuchs und Sukzessionen im Pflanzenbestand überwachen zu können. Ferner soll dieses Zwischenergebnis Grundlage für ergänzende und weiterführende Untersuchungen bilden.

Geographische Lage

Am Rande des Baar-Schwarzwaldes, südwestlich des Stadtbezirks Villingen der Stadt Villingen-Schwenningen, liegt nördlich Tannheim das Plattenmoos. Die Grenzen dreier Gemarkungen treffen etwa in der Mitte des Moores aufeinander (Vegetationskarte: m/L). Der Südteil gehört der Tannheimer Gemarkung an, Überauchen und Pfaffenweiler teilen sich das nördlich gelegene Stück des Plattenmooses.

Charakterisierung des Plattenmooses

Im Westen schließt Buntsandstein des Schwarzwaldes, im Osten Kalkgestein das Plattenmoos ein. Diese Gesteine bedingen die geologische Grenzstellung mit ihren verschiedenartigen Einflüssen auf die Vegetationszusammensetzung der Moorbereiche. Zur geologischen Lage schreibt GÖTTLICH (1978): „Das Plattenmoos liegt im Grenzbereich Buntsandstein/Muschelkalk vor einem Stufenabfall aus Mittlerem und Unterem Muschelkalk. Stauende Gesteine im Untergrund sind Tongesteine des Oberen Buntsandsteins und Verwitterungselemente des untersten Muschelkalks.“

Typologisch beschreibt GÖTTLICH (1978) das Plattenmoos als Verlandungsmoor mit Vorse, das infolge spontanen Trockenfallens als Hochmoor weitergewachsen ist. Als einziges in der Baar noch existierendes, sich regenerierendes Hochmoor kommt ihm besondere Bedeutung zu. Der ursprüngliche Hochmoorcharakter wurde durch Abtorfung gestört.

Entwässerung erfolgt nach Norden durch das Hofbächle zur Brigach, nach Süden durch den Wolfbach zur Breg. Die wachsenden Torfmoose bildeten auf dem Scheitel des Moores eine sekundäre Wasserscheide.

Eingriffe, Veränderungen

Entwässerung, Bedeckung mit Abraum und Aufforstung veränderten den peripheren Moorbereich. Reste von Niedermoorbeständen zwischen den Jungfichten lassen teilweise die ursprüngliche Vegetation rekonstruieren. Nicht gefunden wurde das in HABBE (1971) beschriebene Mehlprimel-Kopfbinsen-Moor (Primulo-Schoenetum). Die Vorkommen von

Drosera rotundifolia (Rundblättriger Sonnentau), *Tofieldia calyculata* (Gewöhnliche Simsenlilie), *Primula farinosa* (Mehlprimel), *Pinguicula vulgaris* (Gemeines Fettkraut) konnten nicht mehr bestätigt werden.

Angaben zur Durchführung

Um eine übersichtliche Vegetationskarte erstellen zu können, wurde die Vegetation in Pflanzengesellschaften gegliedert. Dieser Gliederung liegt die pflanzensoziologische Systematik von OBERDORFER zugrunde. Circa 140 Vegetationsaufnahmen von Sommer-, Herbst- und Frühlingsaspekten aus den Jahren 1981/82 wurden entsprechend der von BRAUN-BLANQUET entwickelten Methode pflanzensoziologisch untersucht. Aufgenommen wurden Moose und Sproßpflanzen. Die Karte wurde nach dem Luftbild Nr. 050/1547, Stand 29.08.78, freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart, entworfen.

Erläuterungen zur Vegetationskarte

Die Randbereiche des Plattenmooses werden von Fichtenaufforstungen, Gesellschaften aus Molinietales, Phragmitetales und Frangulo-Salicetum cinereae eingenommen, der zentrale Teil vom Vaccinio-Mugetum und Sphagnetum magellanici. Landwirtschaftliche Nutzfläche und Fichtenwald grenzen das circa 30 ha umfassende Untersuchungsgebiet ein.

Um 1960 wurden die Randbereiche, die teilweise zuvor unter Streunutzung standen, mit Kiefern und Fichten aufgeforstet. Der Trockenlegung und Aufforstung wichen Niedermoorgesellschaften, deren Pflanzenzusammensetzung von Einflüssen des Buntsandsteins einerseits und des Muschelkalks andererseits geprägt war.

Im nördlichen Teil des Plattenmooses zeigen Reste von *Carex fusca* (Braun-Segge)-Gesellschaften in lichterem Stellen zwischen den Jungfichten die stauende Nässe des ehemaligen Niedermoorsaumes an.

Fichten-Tannenwald (Vaccinio-Abietetum)

Das Vaccinio-Abietetum ist innerhalb des Untersuchungsgebietes auf den Ostzipfel und inselhaft auf die Südwestflanke begrenzt.

Naß- und Streuwiesen, nasse Staudenfluren (Molinietales)

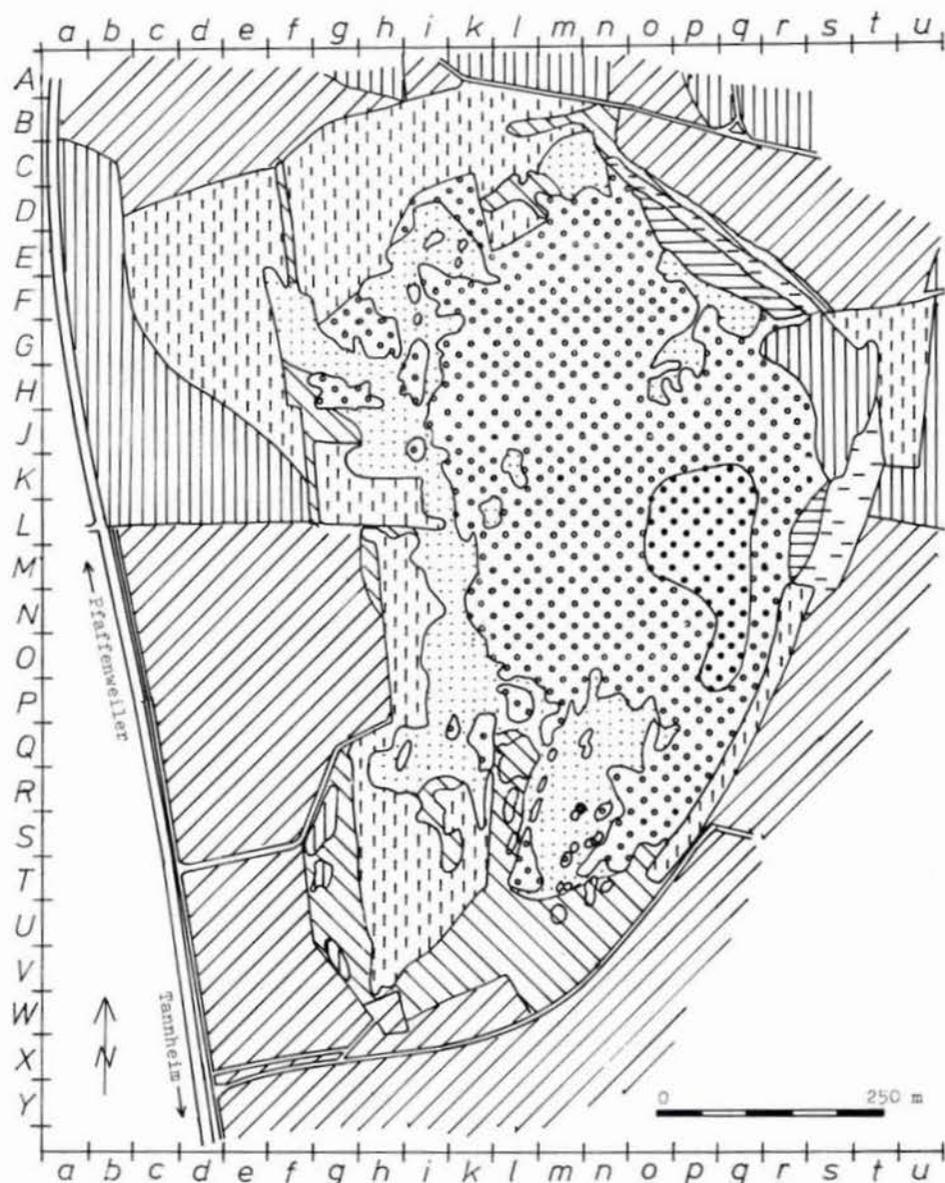
Arten nährstoffreicher Naßwiesen (Calthion), nasser Staudenfluren (Filipendulion) und Pfeifengraswiesen (Molinion), stellenweise mit Niedermoorarten durchwachsen, bilden im südlichen Randbereich des Plattenmooses Bestände. In der Schneise, die auf der Karte entlang der Nord-Süd-Koordinate „F“ eingezeichnet ist, sind Niedermoorarten und Reste von Borstgras-Pfeifengras-Wiese zu finden. Auf den Koordinaten „I,m/C“ nimmt eine Waldsimsen-Wiese (Scirpetum sylvatici) die als Molinietales gekennzeichnete Gesellschaft ein.

Ordnungs- und Klassen-Charakterarten:

- Molinia caerulea* (Pfeifengras)
- Cirsium palustre* (Sumpf-Kratzdistel)
- Angelica sylvestris* (Wald-Engelwurz)
- Festuca rubra* (Roter Schwingel)
- Holcus lanatus* (Wolliges Honiggras)
- Colchicum autumnale* (Herbstzeitlose)
- Vicia cracca* (Vogel-Wicke)
- Equisetum palustre* (Sumpf-Schachtelhalm)

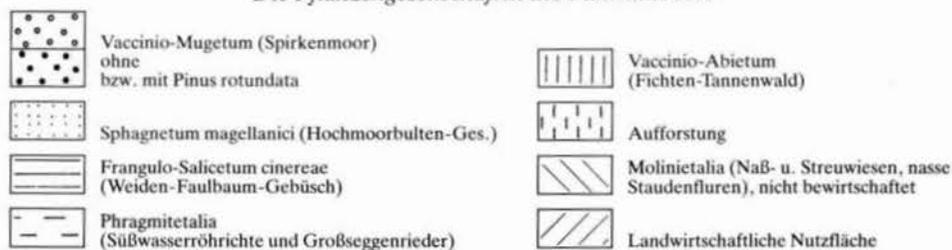
Häufige Begleiter:

- Frangula alnus* (Faulbaum)
- Deschampsia caespitosa* (Rasenschmiele)



Plattenmoos, Vegetationskarte

Die Pflanzengesellschaften des Plattenmooses



Potentilla erecta (Blutwurz)
Agrostis tenuis (Rotes Straußgras)
Agrostis canina (Hunds-Straußgras)
Peucedanum palustre (Sumpf-Haarstrang)
Luzula multiflora (Vielblütige Hainsimse)
Carex fusca (Braune Segge)
Geum rivale (Bach-Nelkenwurz)
Picea abies (Fichte)

S ü ß w a s s e r r ö h r i c h t u n d G r o ß s e g g e n r i e d e r (Phragmitetalia)
 Der Schilfbestand im Ostzipfel des Moores ist mit jungen Fichten durchwachsen. Nach Norden reicht der Schilfstreifen in eine ältere Fichtenaufforstung hinein (t,u/I,G). Glanzgrasröhricht (Phalaridetum) und Großseggenesellschaften (Magnocaricion) schließen das Moor nach Nordosten ab (r/F, p/D, q/E, c/O).

Charakterarten des Phalaridetum:

Phalaris arundinacea (Rohr-Glanzgras)
Rumex aquaticus (Wasser-Ampfer)

Charakterart des Caricetum vesicariae:

Carex vesicaria (Blasen-Segge)

Charakterart des Phragmitetum:

Phragmites australis (Schilfrohr)

Verbandscharakterarten:

Scutellaria galericulata (Sumpf-Helmkraut)
Peucedanum palustre (Sumpf-Haarstrang)

Häufige Begleiter:

Frangula alnus (Faulbaum)
Viola palustris (Sumpf-Veilchen)
Epilobium palustre (Sumpf-Weidenröschen)
Juncus effusus (Flatterbinse)
Comarum palustre (Sumpflutauge)
Urtica dioica (Große Brennessel)
Carex rostrata (Schnabelsegge)

W e i d e n - F a u l b a u m - G e b ü s c h (Frangulo-Salicetum cinerea)
 Den Phragmitetalia-Gesellschaften folgen moorwärts Bruchwälder und -weidengebüsche.

Charakterart:

Salix aurita (Ohrweide)

Differentialarten:

Salix cinerea (Grau-Weide)
Sphagnum cymbifolium (Torfmoos-Art)
Carex paniculata (Rispen-Segge)

Häufige Begleiter:

Peucedanum palustre (Sumpf-Haarstrang)
Deschampsia flexuosa (Drahtschmiele)
Viola palustris (Sumpf-Veilchen)
Epilobium palustre (Sumpf-Weidenröschen)
Comarum palustre (Sumpflutauge)
Carex fusca (Braune Segge)
Alnus glutinosa (Schwarzerle)
Galium palustre (Sumpf-Labkraut)
Caltha palustris (Sumpfdotterblume)
Climacium dendroides (Bäumchenmoos)
Picea abies (Fichte)

Abb. 2 Pflanzenfolge eines verlandenden Torfstüchumpfs

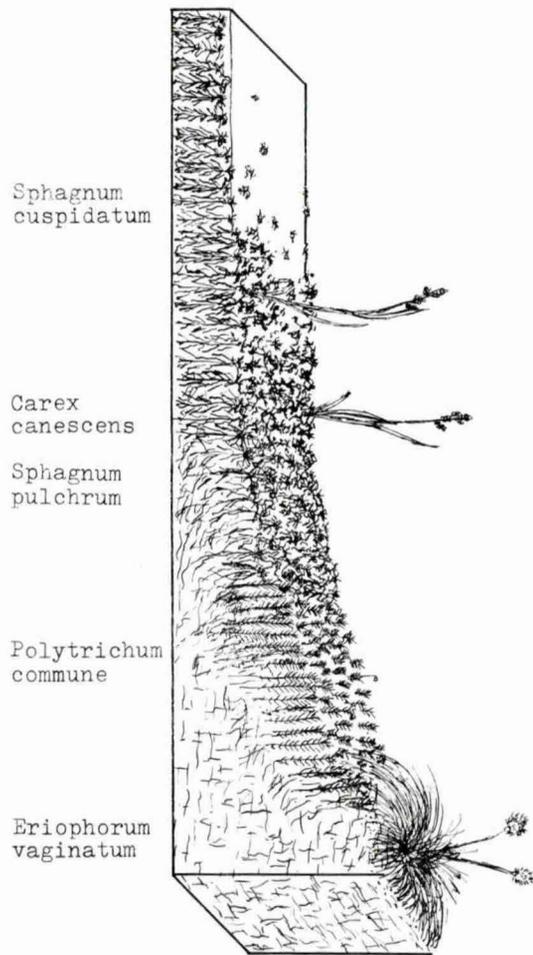
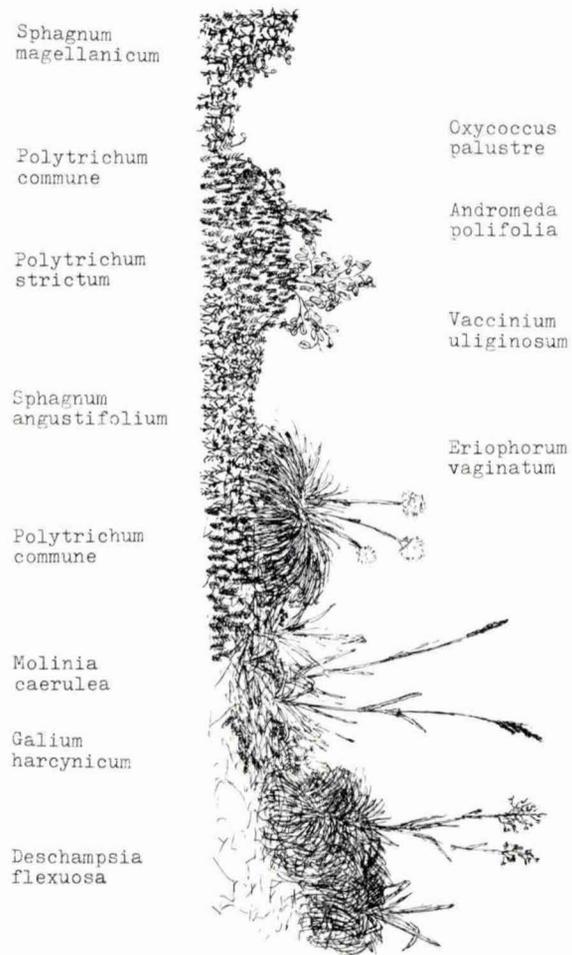


Abb. 1 Ausschnitt aus dem Hochmoorbullen-Komplex



Carex vesicaria (Schmalblättrige Blasensegge)
Molinia caerulea (Pfeifengras)
Cirsium palustre (Sumpf-Kratzdistel)
Angelica sylvestris (Wald-Engelwurz)
Galium uliginosum (Moor-Labkraut)
Festuca rubra (Roter Schwingel)
Potentilla erecta (Blutwurz)
Cirsium rivulare (Bach-Kratzdistel)
Cardamine palustris (Wiesenschäumkraut)
Mysotis palustris (Sumpf-Vergißmeinnicht)
Lysimachia vulgaris (Gemeiner Gilbweiderich)
Scutellaria galericulata (Sumpf-Helmkraut)

Hochmoorbulten-Gesellschaft (Sphagnetum magellanici)

Pfeifengras und Drahtschmiele bilden an entwässerten Stellen dichte Bestände. Fichtenanflug und Faulbaum kommen in diesen gestörten Hochmoorstadien auf. Trockenere Stadien sind im Südteil dem Molinietalia und den Fichtenaufforstungen benachbart. In der freiliegenden Hochmoorbultlandschaft konnte sich die Aufforstung nicht halten. *Carex rostrata*-Bestände begleiten die Entwässerungsgräben. Ein hoher Birkenanteil kennzeichnet den bei „m,n/C,D“ liegenden Hochmoorbulten-Komplex.

Arten mit Ordnungs- und Klassencharakter:

Oxycoccus palustris (Gewöhnliche Moosbeere)
Sphagnum pulchrum (Torfmoos-Art)
Sphagnum angustifolium (Torfmoos-Art)
Sphagnum acutifolium (Torfmoos-Art)
Vaccinium uliginosum (Moorbeere)
Eriophorum vaginatum (Scheidiges Wollgras)
Polytrichum strictum (Frauenhaarmoos)

Häufige Begleiter:

Vaccinium myrtillus (Heidelbeere)
Picea abies (Fichte)
Molinia caerulea (Pfeifengras)
Pinus sylvestris (Waldkiefer)
Deschampsia flexuosa (Drahtschmiele)
Calluna vulgaris (Heidekraut)
Peucedanum palustre (Sumpf-Haarstrang)
Frangula alnus (Faulbaum)
Polytrichum commune (Frauenhaarmoos)
Dryopteris carthusiana (Gewöhnlicher Dornfarn)
Acrocladium cuspidatum (Spießmoos)
Galium harcynicum (Harzer-Labkraut)
Agrostis canina (Hunds-Straußgras)

Spirkenmoor (Vaccinio-Mugetum)

In einigen Teilen des Plattenmooses, insbesondere in den tiefer gelegenen Torfstichen, ist die Moorbildung nicht eingestellt, eine Regeneration, von Wachstumskomplexen ausgehend, ist erkennbar. Kiefern, die vom wachsenden Moor erstickt umstürzten, werden vom hochwachsenden Torfmoospolster überwuchert. Abb. 2 zeigt einen Ausschnitt aus einem verlandenden Torfstichtümpel von circa 30 m² Oberfläche (k,l/F,G). Trockenere Bezirke mit Übergangsmerkmalen zum Fichten-Tannenwald (Vaccinio-Abietum) nehmen die Quadranten l/E, m,n/D und einen schmalen Streifen entlang der Fichtenaufforstung der Südostflanke ein. Vereinzelt kommt *Andromeda polifolia* im mittleren Teil des Vaccinio-Mugetum vor. Das Vorkommen der Spirke (*Pinus rotundata*) beschränkt sich auf einzelne Exemplare zwischen den Waldkiefern.

Charakterart:

Pinus rotundata (Moor-Spirke)

Ordnungs- und Klassencharakter-Arten:

- Vaccinium uliginosum* (Moorbeere)
- Vaccinium myrtillus* (Heidelbeere)
- Lycopodium annotinum* (Sprossender Bärlapp)
- Sphagnum magellanicum* (Torfmoos-Art)
- Polytrichum strictum* (Frauenhaarmoos)
- Sphagnum angustifolium* (Torfmoos-Art)
- Sphagnum acutifolium* (Torfmoos-Art)
- Vaccinium vitis-idaea* (Preiselbeere)
- Andromeda polifolia* (Rosmarinheide)
- Picea abies* (Fichte)
- Oxycoccus palustris* (Gewöhnliche Moosbeere)
- Sphagnum pulchrum* (Torfmoos-Art)
- Eriophorum vaginatum* (Scheidiges Wollgras)

Häufige Begleiter:

- Calluna vulgaris* (Heidekraut)
- Pinus sylvestris* (Waldkiefer)
- Frangula alnus* (Faulbaum)
- Deschampsia flexuosa* (Drahtschmiele)
- Acrocladium cuspidatum* (Spießmoos)
- Molinia caerulea* (Pfeifengras)
- Polytrichum commune* (Frauenhaarmoos)
- Dryopteris carthusiana* (Gewöhnlicher Dornfarn)
- Betula pubescens* (Moor-Birke)
- Hylocomium splendens* (Etagenmoos)
- Sorbus aucuparia* (Eberesche)
- Galium hircynicum* (Harzer Labkraut)
- Galium palustre* (Sumpf-Labkraut)

Literaturverzeichnis

- BENZING, A. G. (1968): Der landschaftliche Rahmen der Baar-Moore. In: Das Schwenninger Moos – Der Neckarursprung. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 5, 6. Band der Schriftenreihe der Großen Kreisstadt Schwenningen a. N., S. 89-98. Ludwigsburg.
- FEHRENBACHER, F.-J. (1980): Das Plattenmoos. Energiequelle unserer Vorfahren. In: Mitteilungen für Mitglieder, Gesellschaft für Altertums- und Brauchtumpflege, Brigachtal, 2, S. 10-14.
- GÖTTLICH, K. (1968): Die Entwicklungsgeschichte des Schwenninger Moores und einiger wichtiger Moore der Baar. In: Das Schwenninger Moos – Der Neckarursprung. – Die Natur- und Landschaftsschutzgeb. Bad.-Württ. Bd. 5, 6. Bd. der Schriftenreihe der Großen Kreisstadt Schwenningen a. N., S. 99-134. Ludwigsburg.
- GÖTTLICH, K. (1978): Moorkarte von Baden-Württemberg. Erläuterungen zum Sonderblatt Die Baar. Stuttgart.
- HABBE, K. A. (1971): Geographische Grundlagen der Ortsgeschichte Tannheim. In: Tannheim, Geschichte von Dorf und Kloster am Ostrand des Schwarzwaldes. Bd. 31 der Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen. Radolfzell.
- KAULE, G. (1974): Die Übergangs- und Hochmoore Süddeutschlands und der Vogesen. – Habil. Dissertat. Botanicae Bd. 27. Lehre.
- OBBERDORFER, E. (1979): Pflanzensoziologische Exkursionsflora. Stuttgart.
- OBBERDORFER, E. (1977): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil 1. Stuttgart.
- REICHELT, G. (1972): Die Baar. Wanderungen durch Landschaft und Kultur. Villingen-Schwenningen.
- REICHELT, G. (1980): Torfentstehung im Plattenmoos. In: Mitteilungen für Mitglieder, Gesellschaft für Altertums- und Brauchtumpflege, Brigachtal, 2, S. 10.

Die Eulenmühle an der Gauchach

Geschichte der Mühle und ihrer Bewohner von 1540-1973

von Christa und Hans-Robert Wagner

Im Mittelalter errichteten zum Landadel gehörige Familien an der Gauchach, wie auch an anderen herausragenden Höhen der Region, Burgen oder Schlösser. Von den meisten dieser befestigten Wohnsitze und ihren Bewohnern sind kaum Spuren zurückgeblieben. Einige überwachsene Steine, der Rest einer Mauer blieben vielleicht von den Gebäuden, eine gelegentliche Erwähnung eines Namens in alten Urkunden deutet auf die Besitzer und verschollene Geschlechter hin.

Während viele dieser Adelssitze bald nach dem Mittelalter verfielen, zerstört wurden und schließlich völlig verschwanden, blieb ein Begleiter und wichtiger Teil des adeligen Hauswesens als Zeuge der Vergangenheit bis in die heutige Zeit erhalten: Die herrschaftlichen Mühlen, die die hoch über ihnen thronenden Burgen unten im Flußtal begleiteten.

Die Mühlen haben die herrschaftlichen Hauswesen, zu deren Nutzen sie einst eingerichtet worden waren, lange überlebt, und erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sie eine nach der anderen ihr ursprüngliches Gewerbe aufgegeben, das in vielen Fällen an die 600 Jahre an diesem Ort betrieben worden war. Im Jahre 1973 stellte die letzte der zahlreichen Mühlen, die die Gauchach von ihrem Ursprung bis zur Mündung in die Wutach einst begleitet haben, ihren Betrieb ein.

Die Gründungszeit der einzelnen Mühlen ist wie die der zugehörigen Burgen ungewiß. Die ersten schriftlichen Erwähnungen gegen Ende des Mittelalters bestätigen nur, daß zu diesem Zeitpunkt die benannten Mühlen bereits vorhanden waren und wer die Oberhoheit ausübte – was aber schon damals nicht unbedingt mehr die Gründer der Mühle sein mußten.

Die Mühlen, die in einen direkten Zusammenhang mit mittelalterlichen Burgen gebracht werden können, sind:

die Eulenmühle – zur Eulenburg gehörig

die Guggenmühle – mit Verbindung zu einer namentlich nicht bekannten Burg bei Döggingen („Schlossbuck“)

die Lochmühle – zur Grünburg gehörig

die Burgmühle – Hausmühle der Neuenburg.

Von diesen ältesten Mühlen ausgehend entwickelte sich an der Gauchach ein intensives Mühlengewerbe, das um 1800 seine Blüte erlebte. Zu dieser Zeit trieb die Gauchach: eine Sägemühle bei Unterbränd, die Gauchenmühle, die Papiermühle bei der Eulenmühle, die Eulenmühle, die Gipsmühle beim Unadinger Posthaus, die Guggenmühle, die Lochmühle und die Burgmühle. Wenn man bedenkt, daß zu jeder Hauptmühle noch mindestens eine Nebenmühle, meist jedoch mehrere, gehörte, erscheint die Energie, die dieses kaum 15 km lange Flößchen lieferte, maximal genützt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kurz nach dieser scheinbaren Blüte – scheinbar, denn trotz der Vielzahl an Unternehmen hatte jedes einzelne hart um seinen Bestand zu kämpfen –, begann die Dezimierung der Mühlenbetriebe. Die Papiermühle bei der Eulenmühle brannte ab (1802); die Sägemühle bei Unterbränd brannte nieder (1851), wurde wieder aufgebaut, aber schließlich nach Löffingen verlegt (1884); die Lochmühle wurde von Hochwasser weggerissen (1805), an gleicher Stelle noch einmal errichtet und Ende des Jahrhunderts neuerlich weggerissen (1895); das Mühlengebäude der Burgmühle wurde von derselben Gewitterflut stark beschädigt und als Mühle nicht mehr in Betrieb genommen; die

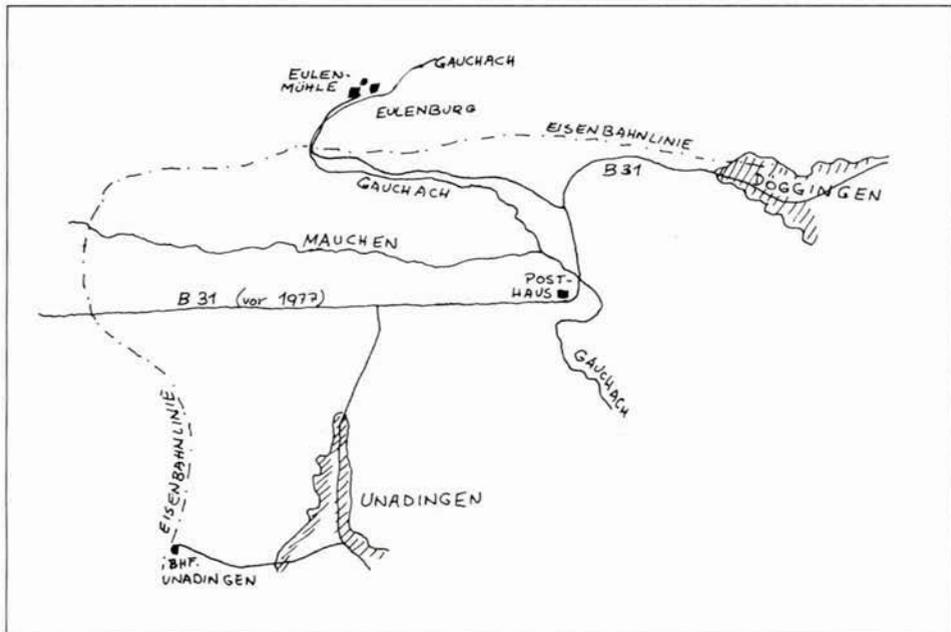
Gauchenmühle brannte ab. Die Beimühlen verschwanden ausnahmslos. Von den zahlreichen Mühlengebäuden sind heute noch die Eulenmühle, die Guggenmühle und die Burgmühle erhalten.

Die ursprünglich angesiedelten Mühlen waren aus der Notwendigkeit hervorgegangen, einen herrschaftlichen Haushalt mit Mahlprodukten zu versorgen. Dazu kam, und dies blieb auch nach dem Verschwinden der Herrschaftssitze, die Versorgung einer dazugehörigen Ansiedlung. Das Kundeneinzugsgebiet für die einzelnen Mühlen an der Gauchach war relativ klein; sie alle hatten in gleicher Weise unter Kriegsnot, Naturkatastrophen, Klimaschäden etc. zu leiden. So ist auch die Geschichte jeder einzelnen Mühle zugleich zutreffend für alle anderen, und so individuell die Einzelschicksale auch geraten sein mögen, werfen sie doch gleichzeitig ein Schlaglicht auf die Probleme, mit denen auch die Besitzer der anderen Mühlen zu kämpfen hatten.

Die Möglichkeit, die Geschichte einzelner Mühlen und die damit eng verflochtene Geschichte ihrer Bewohner bis etwa 1500 zurückzuverfolgen, verdanken wir der unschätzbaren Gründlichkeit, mit der die Fürsten zu Fürstenberg einerseits einen bis ins einzelne durchorganisierten Verwaltungsapparat aufgebaut, andererseits aber auch die gesamte Korrespondenz dieser Kanzleien aufbewahrt und erfaßt haben. Aus der Natur dieses amtlichen Briefverkehrs ergibt sich ein etwas einseitiges Bild des Mühlenlebens, geprägt von Zank und Hader; aber wie die noch vorhandenen Baulichkeiten nur mehr Reste darstellen, so ist auch die hier aufgezeichnete Geschichte nur noch das erfaßbare Gerippe des Gewesenen.

Lage der Eulenmühle

Nach Verlassen der Dittishausener Mulde schneidet sich die Gauchach tiefer und tiefer in den Muschelkalk ein und bildet ein enges Tal mit steilen, reich bewaldeten Hängen. In diesem Nordwest-Südost streichenden Tal, das durch die steil aufragenden Waldhänge romantisch düster wirkt, liegt die Eulenmühle. In den Landkarten findet sich genau östlich der



Mühle die Eintragung „Eulenburg“ ohne Bezeichnung einer bestimmten Stelle, und es ist bei einer Wanderung auch nicht feststellbar, wo eine solche Burg gestanden haben könnte.

Die Zufahrtstraße zur Mühle zweigt in der Nähe des ehemaligen Posthauses von der früheren Poststraße (B 31) ab und folgt dem Gauchachtal flußaufwärts. Die zu der Mühle gehörigen Wiesen und Äcker lagen teils auf der Gemarkung Unadingen, teils gehörten sie zu Döggingen. Die Mühle selbst gehörte zu Unadingen, die Müller waren Bürger von Unadingen.

Bedeutung der Mühle für das Gemeinwesen

In unserer von Einkaufszentren geprägten Zeit kann man sich nur schwer vorstellen, welche Stellung der Müller in seiner Gemeinde und welche Bedeutung die Mühle für das Gemeinwesen hatte. Einerseits ist die persönliche Beziehung zwischen dem, der Lebensmittel produziert, dem der sie verarbeitet, und dem, der sie schließlich verbraucht, völlig verlorengegangen, andererseits macht es uns die unübersehbare Vielfalt des Lebensmittelangebotes fast unmöglich, die Bedeutung, die Getreide und Getreideprodukte in der Ernährung der Bevölkerung früher spielten, richtig einzuschätzen.

Brot bildete noch in weit größerem Ausmaß als in unseren Tagen ein Hauptnahrungsmittel der gesamten Bevölkerung. Zusammen mit Mehlsuppen und verschiedenen Breien bildete es nicht nur für die Armen, sondern auch für die Bauern und große Teile der Bürgerschaft an Werktagen die einzige Nahrung. Dabei muß man bedenken, daß Getreideprodukte nicht einfach zu lagern waren. Brotmehl mußte in kurzen zeitlichen Abständen hergestellt und verarbeitet werden. Aus all diesen Gründen war der Müller im Gemeinwesen eines Dorfes eine wichtige Person.

Erst mit der Einführung der Kartoffel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Bedeutung der Getreideprodukte allmählich abzunehmen. Zur gleichen Zeit setzte eine technische Weiterentwicklung ein, die das Entstehen von Großmühlen begünstigte. Die Dorfmüller, die mit dieser Industrialisierung sehr oft finanziell nicht Schritt halten konnten, waren so auch nicht imstande, die steigenden Qualitätsansprüche ihrer Kunden zu befriedigen. Als im Jahre 1848 die Fürsten zu Fürstenberg auf die Ausübung des Mühlenbannes verzichteten, stand es nun der bäuerlichen Bevölkerung frei, eine Mühle nach eigener Wahl aufzusuchen. Alle diese Faktoren spielten zusammen, um in den letzten hundert Jahren einen ständigen Niedergang der verhältnismäßig kleinen Dorfmühlen zu befördern.

Einen Hinweis auf die frühere Bedeutung des Müllers geben die vielen erhalten gebliebenen Mühlen- und Müllerlieder. Außerdem illustrieren sie gut einen anderen Aspekt des Müllerlebens, nämlich die abseitige, einsame Lage der Mühle in einiger Entfernung vom Dorf. Gerade das trifft besonders auf die Mühlen an der Gauchach zu, aber ebenso auf die Wutachmühlen. Die Dörfer der Baar, die mit Vorliebe auf den Höhen angelegt wurden, werden von Mühlen versorgt, die oft 2 bis 3 Kilometer entfernt in tiefen Tälern liegen. So liegt die Eulenumühle etwa 4 Kilometer von Unadingen entfernt.

Diese von der Gemeinde entfernte und meist auch sehr einsame Lage bringt verschiedene Probleme mit sich. Da ist die Frage der Zufahrt, die Mühle muß schon im eigenen Interesse des Müllers jederzeit gut erreichbar sein; der Müller muß selbst ein gutes Fahrzeug halten, um die Kunden im Dorf betreuen zu können. In unruhigen Zeiten blieben diese versteckt liegenden Gehöfte zwar eher von Einquartierungen und sonstigen Unbilden, verbunden mit dem Durchzug von Soldaten, der sich doch meist den großen Reichsstraßen folgend

*¹ MERK, J. P.: Tagebuch über die täglichen Kriegsvorfälle 1789-1798. Hrsg. von Baumann, F. L. in: Schriften d. Vereins f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar u. d. angrenzenden Landesteile VI (1888), S. 18 ff.

abspielte, verschont, wenn aber ein streunender Trupp auftauchte, konnte der Müller nicht mit der Hilfe anderer Bürger rechnen.

Gerade in Kriegszeiten wiederum waren aber die Mühlen von besonderer Bedeutung – nachzulesen in dem Tagebuch von J. P. MERK^{*)}, der berichtet, daß die Franzosen bei ihrem Rückzug 1796 sich bemühten, alle Mühlen unbrauchbar zu machen, um dadurch die Versorgung der nachrückenden Truppen zu erschweren.

Der separierten Lage der Mühle entspricht auch eine Sonderstellung des Müllers unter den Bürgern seiner Heimatgemeinde, zumindest was die Lehensmühlen an der Gauchach betrifft. Der Müller war Bürger seiner Gemeinde und zahlte als solcher die üblichen Abgaben. Er war nicht nur Müller, sondern auch Landwirt, und zwar nicht einer von den geringsten. Allerdings waren nicht alle von ihm bearbeiteten Landflächen sein Eigentum, ein Teil davon waren Lehensgüter. Damit beginnt die Sonderstellung des Müllers. Er war gleichzeitig auch Lehensnehmer, z. B. des Fürsten zu Fürstenberg im Falle der Eulenmühle. Er war nicht ein gewöhnlicher Untertan des Fürsten, wie der größte Teil der Gemeindemitglieder, sondern befand sich in einem besonderen Verhältnis zum Fürsten, das ihn mit eigenen Rechten und Pflichten ausstattete. Durch die Bannung bestimmter Gemeinden an eine Mühle durch den Fürsten sicherte dieser zwar der Mühle einen festen Kundenstamm, es entstand aber gleichzeitig ein weites Feld für Spannungen und Zwistigkeiten zwischen der Gemeinde und dem Müller.

Das Lehen 1540-1867

1540 Der älteste erhaltene über die Eulenmühle ausgestellte Lehensbrief der Fürsten von Fürstenberg ist mit dem Jahre 1540 datiert. Er ist von Friedrich von Fürstenberg unterzeichnet und nennt als Lehensträger *Claus Schaller*. Die zu der Eulenmühle gehörigen Liegenschaften werden mit 5 Jauchert Äcker und 14 Mannsmaad Embdweisen angegeben.

1582 Der nächste Lehensbrief bezeichnet *Jacob Schmutz* als Eulenmüller. Da keinerlei Hinweise auf einen Verkauf in der Zeit zwischen den beiden ersten Lehensbriefen vorhanden sind, kann vermutet werden, daß *Jacob Schmutz* durch Heirat Eulenmüller wurde. Da zur gleichen Zeit auf der benachbarten Guggenmühle ebenfalls eine Familie *Schmutz* beheimatet war, liegt eine weitere Vermutung nahe, nämlich daß der neue Eulenmüller ein Abkömmling dieser Müllersfamilie war. Während in späteren Generationen schriftliche Hinweise auf eine zeitweise Verschwägerung der benachbarten Müllersfamilien vorhanden sind, ist zu diesem frühen Zeitpunkt allerdings kein Beweis dafür zu finden.

Der Eulenmüller muß entsprechend dem Lehensbrief jährlich 12 Gulden Lehensabgabe bezahlen. Die Eulenmühle wird als Anioratserblehen bezeichnet, d. h. der jeweils jüngste Sohn ist berechtigt, die Erbfolge anzutreten.

Dieser Lehensbrief bezieht sich auf 8 Jauchert Äcker, die zur Eulenmühle gehören.

1588 Sechs Jahre später stirbt *Jakob Schmutz* und hinterläßt einen minderjährigen Sohn *Friedlin* und eine Tochter *Katharina*. Der Vormund der beiden Kinder wird *Geys Schmutz*, ein Bruder des verstorbenen Müllers. Er bittet für sich und die minderjährigen Kinder um Belehrung mit der Mühle. In diesem Sinn wird der Lehensbrief ausgestellt. In ihm wird zum ersten Mal eine neu erbaute Beimühle, am Weyerbrunnen gelegen, erwähnt. Für diese Beimühle wird der Lehenszins um einen Gulden auf nun 13 Gulden jährlich erhöht.

Es scheint, daß es Schwierigkeiten mit einem späteren Stiefvater der Kinder gegeben hat, denn *Geys Schmutz* beklagt sich beim Fürsten über ungerechtfertigte An-

sprüche. Eine Antwort des Fürsten ist nicht erhalten, aber *Geys Schmutz* dürfte doch im Namen des Sohnes von *Jacob Schmutz* Lehensträger geblieben sein, denn 1604 wird als nächster Eulenmüller *Friedrich Schmutz* bezeichnet, bei dem es sich wohl um den „Sohn *Friedlin*“ handeln dürfte.

Friedrich Schmutz hat keinen Sohn, der das Lehen übernehmen kann; ihm folgt 1657 *Martin Dury*, sein Schwiegersohn, als Eulenmüller nach.

Martin Dury wird in die Hofkanzlei vorgeladen, weil er es versäumt habe, zeitgerecht beim regierenden Fürsten zu Fürstenberg um die Belehnung mit der Eulenmühle einzukommen. Es wird ihm eine Strafe angedroht, sowie die Abnahme des Lehens, falls er nicht gewillt ist, diese Strafe zu bezahlen. Er versucht sich mit dem Argument, daß er rechtzeitig das Lehen requiriert habe, gegen die Strafe zu wehren. Der Streit zieht sich über einige Jahre hin, ohne daß aus den Akten ersichtlich wäre, zu welchem Ende er gebracht wurde.

1666 Unadingen wird im Jahre 1666 an die Eulenmühle gebannt. Das bedeutet für die Bürger von Unadingen, daß es ihnen verboten ist, in irgendeiner anderen Mühle mahlen zu lassen, solange die Eulenmühle funktionsfähig ist. Die Lehensabgabe für die Eulenmühle wird auf Grund dieser Bannung um 12 Gulden erhöht, so daß der Müller nun jährlich 25 Gulden an den Fürsten zu bezahlen hat.

1668 Zwei Jahre nach der Bannung der Unadinger Bürger an die Eulenmühle wird dem Müller schriftlich mitgeteilt, daß damit für ihn die Verpflichtung verbunden ist, zwei- bis dreimal wöchentlich ins Dorf zu fahren, um die Früchte abzuholen und das Mehl anzuliefern.

Während die jeweiligen Müller in der Folge die Bannung der Bürger an ihre Mühle stets im Gedächtnis behalten und Verstöße gegen diese Vorschrift, sowie sie ihnen zur Kenntnis kommen, sofort beim Fürsten anzeigen und Bestrafung der Schuldigen fordern, versuchen sie immer wieder, das damit verbundene Gebot der regelmäßigen Belieferung der Kunden zu umgehen oder in Vergessenheit geraten zu lassen. Nicht nur zwischen Eulenmühle und Unadingen gibt es in dieser Beziehung Streit. *Martin Dury*, der beim Fürsten verklagt wird, verteidigt sich damit, daß er seine Landwirtschaft liegen lassen müsse, um den Fuhrbetrieb durchführen zu können, oder einen extra Knecht aufnehmen und beköstigen müsse. Außerdem habe er hohe Kosten für Wagen und Pferde. Von der Kanzlei in „Blomberg“, die die Sache zu untersuchen hat, kommt schließlich der Bescheid, daß der Eulenmüller dreimal in der Woche nach Unadingen fahren müsse, daß er aber von allen Fronfahren für die Herrschaft befreit sei.

1670 Am 29. Tag des Brachmonats (Juni) 1670 stirbt *Martin Durin*. Nach ihm wird sein Sohn *Philipp Durin* Eulenmüller. Er ist verheiratet mit *Catharina Schallerin* aus Fürstenberg. Er ist weder ein guter Müller noch ein guter Hausvater. Von einem fürstlichen Beamten, der nach wiederholter Klage der Kundschaft die Verhältnisse bei der Mühle überprüft, wird ihm allzugroße Simplizität und liederliche Haushaltsführung bescheinigt. Als die Schulden zu hoch werden und die Zustände bei der Eulenmühle unerträglich, wird ihm die Mühle entzogen und auf neun Jahre dem *Martin Rieggeren*, einem Müller aus Seppenhofen, übergeben. *Philipp Durin* ist zwar weiter Lehensträger, aber die Mühle wird durch *Martin Riegger* betrieben. In einem Protokoll wird genau geregelt, was *Philipp Durin* für seine Haushaltsführung zu bekommen hat, wie die Schulden abbezahlt werden sollen etc.

1675 Im Jahre 1675 übernimmt *Martin Riegger* die Eulenmühle und kurz danach stirbt *Philipp Durin*. Er hinterläßt einen siebenjährigen Sohn, *Martin Durin*, und zwei Töchter sowie seine Witwe, die innerhalb eines Jahres „einen jungen Menschen, *Johan Friedrichen* aus Unadingen, ohne Mitteln“ heiratet.

Nach dem Tod des *Philipp Durin* wird die Angelegenheit der Erbfolge durch einen ausführlichen Kontrakt geregelt. Da der Sohn des Verstorbenen „verspricht ein noch grösserer Simpel“ zu werden als sein Vater und keine Aussichten bestehen, daß eine der Töchter instande sein wird, die Eulenmühle zu übernehmen, aus den Schulden zu bringen und die anderen Erben auszuzahlen, schließt man einen Vertrag, in dem der *Martin Riegger* die Mühle mit allen Schulden übernimmt und eine gewisse Summe an die *Dury'schen* Erben auszahlt.

Dieser Vertrag ist ein kompliziertes juristisches Gebilde. Er legt genau fest, was den einzelnen Mitgliedern der *Dury'schen* Familie zusteht. Das klingt zunächst sehr einfach, wird aber dadurch kompliziert, daß es sich nicht einfach um Summen handelt, die festgeschrieben und irgendwann ausgezahlt werden, sondern der Müller übernimmt die Verpflichtung, den verwaisten Sohn aufzuziehen und ihn ein Handwerk lernen zu lassen, so er dafür geeignet erscheint. Falls er aber in seiner Jugend verstirbt oder ein Krüppel wird, ist ein bestimmter Betrag an seine Mutter und seine Schwestern zu bezahlen. Diese wiederum haben Anspruch auf eine gewisse Summe für sich selbst und im Falle einer Verheiratung auf eine Aussteuer in Form von Bettstatt etc. Der Witwe wird ein genau spezifiziertes Leibgedinge ausgesetzt, genau geregelt bis auf das ihr zustehende Gras vom Wegrain und die Sau, die nicht eine von den kleinsten, aber auch nicht eine von den größten sein soll. An und für sich hätte die Witwe ein Wohnrecht in der Mühle, aber mit beachtlichem Sinn fürs praktische Leben wird entschieden, daß der Müller das Wohnrecht ablöst und einen Zuschuß für die Beschaffung einer Unterkunft zu geben hat, um zukünftigen Streit in der Mühle zu vermeiden.

1710 Am 2. Oktober 1710 unterzeichnet *Hans Michael Riegger* den Revers anläßlich seiner Belehnung mit der Eulenmühle. Ein Bruder von ihm hat zur gleichen Zeit die Guggenmühle inne, allerdings nur im Namen seines unmündigen Stiefsohnes.

1712 Im Jahre 1712 wird die Gemeinde Unadingen schriftlich aufgefordert, nur in der Eulenmühle mahlen zu lassen. Dennoch sind nicht alle Bürger geneigt, dieser Vorschrift nachzukommen, denn am 30. 7. 1720 werden sieben Bürger von Unadingen zu einer Geldstrafe von je 10 Gulden verurteilt, weil sie ihr Korn in eine andere als die Eulenmühle gebracht haben. Sie bitten den Fürsten um Erlassung der Strafe, da es sich bei allen um besonders arme Mitbürger handle, und verweisen auf eine schlechte Behandlung durch den Müller. Der Fürst erläßt ihnen schließlich die halbe Strafe, der Rest muß jedoch bar zu Martini beim Rentamt erlegt werden.

1721 Im Jahre darauf – 1721 – hat auch der Eulenmüller eine Geldbuße zu bezahlen, und zwar, weil er es nach dem Tod des *Martin Riegger* versäumt hat, das Lehen zeitgerecht zu requirieren, und ebenso ein zweites Mal nach dem Tod des Anton Egon von Fürstenberg. Seine Strafe wird mit 15 Gulden festgesetzt.

Hans Michael Riegger ist mit *Barbara Weltin* in erster Ehe verheiratet. Als diese stirbt, hinterläßt sie vier Töchter und einen siebenjährigen Sohn. *Riegger* heiratet kurz nach ihrem Tod ein zweites Mal, eine *Maria Kleinhäusin* von Neydingen (Anlage 2). Diese Ehe dauert nur ein Jahr, ihr entstammt ein Mädchen. *Hans Michael Riegger* stirbt im Jahre 1725 und hinterläßt eine Witwe mit Tochter sowie vier Töchter und einen Sohn aus erster Ehe. Die finanzielle Lage der Mühle zum Zeitpunkt seines Todes ist nicht besonders gut. Bauarbeiten haben Kosten in Höhe von 2000 Gulden verursacht, davon sind noch etwa 1700 Gulden als Schulden offen. Der Schätzwert der Mühle beträgt 5006 Gulden. Es wird nicht angegeben, um welche Bauarbeiten es sich gehandelt hat; der Höhe nach darf vielleicht angenommen werden, daß es sich um einen Neubau oder Ausbau des Mühlengebäudes gehandelt hat.

Beim Ableben eines Müllers unter Hinterlassung eines minderjährigen Erben ist die Fürstliche Verwaltung daran interessiert, das Lehen nicht allzulange ohne neuen Lehensträger zu lassen. Es ergeht daher eine Anfrage an Unadingen, wie die Chancen einer Wiederverheiratung der Müllerwitwe stehen. Unadingen muß berichten, daß zwar ein Heiratskandidat vorhanden sei, dieser aber nicht damit einverstanden ist, daß ihm das Lehen nur auf Lebenszeit verliehen wird und seine Kinder von der Besitzgerechtigkeit ausgeschlossen sein sollen. Die Fürstliche Kanzlei versucht zu erklären, daß sich die Restriktion lediglich auf die Belehnung mit der Mühle beziehe und daß eventuelle Kinder aus einer neuen Ehe, was das Vermögen betrifft, durchaus erbberechtigt sein würden, nur Eulenmüller müßte ein *Riegger'sches* Kind werden. Diese Erklärung befriedigt den Heiratskandidaten nicht, und er zieht sich zurück. Es meldet sich noch ein weiterer Bewerber, der sich aber ebenfalls mit den geschilderten Bedingungen nicht abfinden will. Nachdem die Hofkanzlei einige Zeit bemüht ist, ihn zum Einlenken zu bewegen, schreibt sie schließlich an den Vogt in Unadingen, daß sie sich wohl nun genug um die Interessen der *Riegger'schen* Kinder bemüht habe und man, um nicht einen Niedergang des Lehens zu riskieren, auf die Bedingungen des voraussichtlichen künftigen Müllers eingehen solle. Es wird daher ein Vertrag ausgearbeitet, in dem die *Riegger'schen* Kinder für den Verlust des Lehens entschädigt werden. Der jüngste Sohn aus erster Ehe des *Hans Michael Riegger* erhält um 150 Gulden mehr als die anderen Kinder als Abgeltung für die entgangene Besitzgerechtigkeit. Mit diesem Vertrag geht die Eulenmühle von der Familie *Riegger* auf die Familie *Straub* aus Mösskirch über.

1726 Zwischen dem neuen Müller *Phillip Straub* und dem Kirnberger Müller Jacob Wibler entsteht ein Streit um die Mahlkunden aus Dittishausen. *Phillip Straub* behauptet, Dittishausen sei an die Eulenmühle gebannt. Aus Donaueschingen ergeht zuerst ein Bescheid an den Obervogt von Löffingen, zu dessen Verwaltungsbezirk Unadingen und Dittishausen gehören, daß die Bürger von Dittishausen frei seien, entweder in der Eulenmühle oder in der Kirnberger Mühle mahlen zu lassen, und auch beide Müller berechtigt seien, in den Ort zu fahren. Der Eulenmüller gibt sich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden.

1736 Schließlich stößt jemand in der Kanzlei in Donaueschingen 10 Jahre später, also im Jahre 1736, auf die Kopie eines Briefes des Fürsten vom Jahre 1650, in dem erklärt wird, daß, solange die Eulenmühle Döggingen und Unadingen bedienen muß, weil die Guggenmühle ruiniert ist, es Dittishausen frei stehe, zu welcher Mühle es fahren wolle. Sobald aber Döggingen wieder durch die Guggenmühle bedient wird, ist Dittishausen gehalten, in der Eulenmühle mahlen zu lassen. Damit ist der Streit entschieden.

1733 In dieser Zeit finden sich drei Müller in einer Interessengemeinschaft zusammen, nämlich

Phillip Straub – Eulenmüller von Unadingen,
 Antoni Schmutz – Guggenmüller von Dekkingen,
 Johannes Schmutz von Dittishausen,

und beklagen sich in einem langen Brief beim Fürsten zu Fürstenberg über die Lasten, die ihnen durch die Verpflichtung zur Abholung der Früchte und Anlieferung des Mehls in den Dörfern entstehen. Sie erklären sich bereit, jährlich um 15 Gulden mehr Zins zu bezahlen, falls diese Last von ihnen genommen wird, verlangen aber gleichzeitig auch, daß weiters keiner Gemeinde und keinem Bürger das Recht erteilt werden soll, in ihrem Revier eine neue Mühle einzurichten. Ein Antwortbrief auf diesen Vorschlag ist nicht vorhanden, doch kann er nicht positiv gewesen sein, denn weder bezahlen die Müller mehr Abgaben noch werden sie von der Verpflichtung, ins Dorf zu fahren, befreit.

Wohl in Verbindung damit beklagt sich der Eulenmüller auch, daß nach Erbauung der Gauchenmühle die Kundschaft aus Dittishausen von seiner Mühle abgeht und er trotzdem 25 Gulden Zins bezahlen muß. Er bittet, daß entweder Dittishausen aufgefordert wird, nur bei ihm mahlen zu lassen, oder der jährliche Zins gesenkt werde. Möglicherweise wurde Dittishausen gemahnt, der Lehenszins wurde jedenfalls nicht verändert.

1741 Durch Verlegung der Kirnberger Mühle nach Dittishausen wird die Beimühle bei der Eulenmühle überflüssig. *Phillip Straub* richtet sie daraufhin im Jahre 1741 als Papiermühle ein. Dies verursacht ihm hohe Kosten und bringt ihn tief in Schulden. Es ist auch im ganzen gesehen kein sehr erfolgreiches Unternehmen für ihn.

Die Geschichte dieser Papiermühle wurde bereits von G. GOERLIPP ausführlich bearbeitet und wird hier nicht wiederholt.*)

1748 Schon bald gibt es neuerlichen Streit wegen des Abholens der Früchte im Dorf und der Anlieferung des Mehls. Johannes Kossbiehl, der Vogt von Unadingen, erscheint mit einer Abordnung Unadinger Bürger in der Löffinger Amtskanzlei und beschwert sich darüber, daß sich der Eulenmüller *Phillip Straub* weigere, in den Ort zu fahren, um Früchte abzuholen. Dazu sei er aber verpflichtet, da Unadingen an die Mühle gebannt ist. Der Müller verteidigt sich, daß davon nichts in seinem Lehensbrief stehe und er sich nicht vorstellen könne, daß seine Vorfahren solches auf sich genommen hätten. Er wird vom Amt aufgefordert, sich an das Herkommen zu halten und in das Dorf zu fahren.

1750 Neun Jahre nachdem der Eulenmüller seine Beimühle als Papiermühle eingerichtet hat, verkauft er sie im Jahre 1750 an die fürstenbergische Landesherrschaft.

1751 Ein weiterer Streit, in den der Eulenmüller im Jahre 1751 mit der Gemeinde Unadingen gerät, zeigt deutlich die Schwächen eines Verwaltungssystems, das sich in seinen Entscheidungen auf das „seit Alters her übliche“ bezieht. Der Eulenmüller weigert sich, Fronfahrten für die Herrschaft durchzuführen, und wieder erscheint der Vogt von Unadingen in Löffingen. Diesmal bringt er eine Gruppe der ältesten Unadinger Bauern mit, die aussagen sollen, wie es ihrer Erinnerung nach früher mit den Fronfahrten des Eulenmüllers war. Sie sagen fast übereinstimmend aus, daß sie sich daran erinnern können, daß der Eulenmüller für die Gemeinde Fronfahrten unternommen hat, z. B. Transport von Bauholz zum Schloß nach Blumberg, Früchte nach Schaffhausen und Hüfingen etc. Der Vogt erklärt, daß in den letzten Jahren seit Fertigstellung der herrschaftlichen Schlösser in Blumberg und Hüfingen weniger Fronfahrten angefallen seien und Unadingen den Müller im Hinblick auf seine Fahrten in das Dorf geschont habe.

Man versucht auch zu erfahren, wie es diesbezüglich bei der Guggenmühle und der Gemeinde Döggingen gehalten werde, und der Guggenmüller Toni Schmutz erklärt dem Vogt beim Wochenmarkt, weder er noch sein Vater hätten Fronfahrten ausgerichtet gehabt.

Vermutlich hat das Oberamt Löffingen auf Grund der Aussagen der Unadinger Bürger die Entscheidung getroffen, der Eulenmüller hätte wie alle übrigen Bürger Fronfahrten für das herrschaftliche Haus zu leisten.

1759 Wie üblich schleppt sich die Angelegenheit jahrelang dahin und erst 1759, also nach acht Jahren, taucht die Abschrift eines Protokolles vom 9. 1. 1668 (!) aus Blumberg auf, in dem klar angeführt ist, daß der Müller von Frondiensten befreit ist. Rat und Obervogt Johann Georg Mayer entschuldigt sich daraufhin, daß er von dieser

*1 GOERLIPP, G.: Die Fürstenbergische Papiermühle an der Gauchach bei Döggingen. 1751-1802. Fürstenberger Waldbote 6 (1960), S. 14 ff.

Entscheidung nichts gewußt habe, da er ansonsten nicht zu seinem Entschluß gekommen wäre.

Es ist bewundernswert, wie die Bürokratie zwar sehr langsam aber doch mit einer gewissen Verlässlichkeit Papiere zutage fördert, die vor hundert und mehr Jahren abgefaßt worden waren.

Dieses zähe Festhalten an alten Entscheidungen läßt sich auch an anderen Kleinigkeiten verfolgen, die allerdings für den Eulenmüller nicht immer so günstig liegen wie die Befreiung von den Fronfahrten. Im Jahre 1588 wird der Lehenszins um einen Gulden gesteigert, weil oberhalb der Eulenmühle eine Beimühle errichtet wird. Aus der Beimühle wird eine Papiermühle, für die der Eulenmüller gesondert Zins zu bezahlen hat und zwar einen für ihn recht ansehnlichen Betrag. Der eine „Beimühlengulden“ geht jedoch nicht in dem Zins für die Papiermühle auf, sondern bleibt bei der Lehensabgabe, und als der Eulenmüller ab 1750 weder Beimühle noch Papiermühle mehr besitzt, hat er dennoch immer noch diesen einen Gulden zusätzlich zu bezahlen.

Phillip Jacob Straub, der die Eulenmühle für die Familie *Straub* ‚erheiratete‘, ist verhältnismäßig lange Eulenmüller. 1726 wird der erste Lehensbrief für ihn ausgefertigt, 1761 will er die Mühle seinem einzigen Sohn *Ferdinand Straub* übergeben. Er sucht daher in Löffingen um die Genehmigung dazu an. Verbunden mit der Übergabe soll die Hochzeit seines Sohnes mit *Catharina Chorhumlin* aus Aufelfingen, Kreisamt Ewattingen, sein. Löffingen berichtet nun an die Fürstliche Kanzlei, daß dem *Ferdinand Straub* erst noch ein Vierteljahr von der vorgeschriebenen Wanderzeit nachgesehen werden müßte, da er wegen Krankheit seines Vaters vorzeitig aus dem Breisgau zurückgerufen worden war. Man schlägt vor, ihm für die verkürzte Wanderzeit 3 Gulden Taxe für das Rentamt, 1 Gulden 30 Kreuzer für die Zunftkasse und 30 Kreuzer gewöhnliche Taxe zu berechnen.

Für die Genehmigung der Hochzeit und das Bürgerrecht der Hochzeiterin schlägt man vor, 9-10 Gulden anzusetzen. Die Braut soll 1200 Gulden Mitgift einbringen, die zur Bezahlung der Schulden in Höhe von 1336 Gulden bestimmt sind.

Die Hofkammer gibt ihre Zustimmung zu den Vorschlägen aus Löffingen und setzt die Abgabe für das Bürgerrecht der Braut mit 10 Gulden fest. Obervogt Meyer wird gerügt und ermahnt, in Zukunft von allen Leuten, die sich in den Distrikt verheiraten wollen, ein obrigkeitliches Attest über ihre Vermögensverhältnisse zu verlangen und sich nicht nur auf persönliche Angaben zu verlassen.

1774 Im Jahre 1774 geht bei der Hofkanzlei ein Schreiben ein, in dem sich der Eulenmüller darüber beschwert, daß Unadingen und Döggingen trotz seines und seines Vaters Protestes einen Weg durch die Lehenswiesen herausgekarrt hätten. Er will den Schaden ersetzt haben. Das Obervogteiamt in Löffingen wird daraufhin angewiesen, die Sache zu untersuchen. Kurze Zeit später wird an die Hofkanzlei berichtet, daß die beiden Gemeinden tatsächlich kein Recht hätten, diesen Weg zu benutzen. Der Eulenmüller verzichte zwar auf Schadenersatz, bitte aber darum, die weitere Benützung des Weges zu untersagen. In Donaueschingen ist man mit dem Bericht des Obervogtes nicht zufrieden. Er wird aufgefordert, weitere Untersuchungen anzustellen, so eine Kontrolle der Grenzsteine durchzuführen und die beklagten Gemeinden anzuhören. Von einer weiteren Verfolgung der Angelegenheit ist in den Akten nichts erhalten.

1777 Als Nächstes gibt es Streit zwischen dem Eulenmüller und dem gauchachabwärts benachbarten Guggenmüller. Der Guggenmüller kommt im Jahre 1777 beim Fürsten um die Genehmigung zur Verlängerung seines Wasserkanals durch die Lehenswiesen der Eulenmühle ein. Er führt an, daß er nicht genug Wasser für seine Mühle habe und dieser Kanal für ihn unbedingt notwendig sei. Eventuelle Flurschäden will er erset-

zen. Der Eulenmüller *Ferdinand Straub* protestiert heftig gegen diesen Kanal. Sein Lehen werde dadurch beeinträchtigt, und selbst wenn der Guggenmüller den Kanal mit Steinplatten abdecken würde, könne man nicht annehmen, daß darauf das Gras ebenso wachsen würde wie auf den Wiesen. Die Guggenmühle habe bisher keinen solchen Kanal nötig gehabt, er könne nicht einsehen, daß es plötzlich unbedingt nötig sei, einen solchen zu bauen. Eine Abordnung von Bürgern aus Unadingen wird daraufhin entsandt, um zu überprüfen, ob der Kanal für die Guggenmühle nötig sei. Es wird festgestellt, daß die Gauchach zwischen der Eulenmühle und der Guggenmühle viel Wasser verliere und daß die Guggenmühle schon immer mit Wassermangel zu kämpfen gehabt habe. Außerdem erklärt man, daß der Kanal nur an der projektierten Stelle zu bauen sei, weil das enge Tal keine andere Möglichkeit zulasse. Bezüglich des Schadens, der dem Eulenmüller durch den Bau entstehen würde, wollte man sich nicht festlegen. Es würde überhaupt nur in den ersten drei Jahren eine Beeinträchtigung entstehen, und diese wiederum hänge von den Witterungsbedingungen während des Baues ab. Es wird ein Schaden von maximal einer Fuhre Heu angenommen. Der Guggenmüller erklärt sich bereit, bis zu dieser Höhe für einen Schaden aufzukommen, und die beiden Müller vergleichen sich schließlich. Inoffiziell wird dem Protokoll von der Kanzlei hinzugefügt, daß dem Eulenmüller ohnehin nichts anderes übrigbleibe als zuzustimmen, da der Guggenmüller Wasserrechte in diesem Gebiet besitze.

1785 Die Papiermühle wird von der F. F. Verwaltung an Georg Schild, einen Papierfabrikanten, verpachtet.

1793 Im Jahre 1793 stirbt *Ferdinand Straub*^{*)} und hinterläßt eine Witwe, drei Söhne und drei Töchter. Im Unterschied zu früheren Fällen, in denen sich die Müllerswitwen schleunigst wieder verheiratet hatten, um einen neuen Müller als Lehensträger stellen zu können, bittet *Catharina Chorhumlin* den Fürsten um die Genehmigung, selbst das Gewerbe weiterführen zu dürfen, bis alle Kinder imstande seien, sich selbst zu ernähren. Der jüngste Sohn, der Anspruch auf das Lehen hat, ist 19 Jahre alt, der älteste 26. Vermutlich im Hinblick darauf, daß die Söhne bereits fast erwachsen sind, wird der Witwe das Verbleiben auf der Mühle gestattet.

Unter den Kriegswirren des letzten Jahrzehnts im 18. Jahrhundert hatte die Eulenmühle offensichtlich nicht zu leiden. Es ist keine Meldung von Schäden zu finden.

Anders ergeht es dem Papierfabrikanten Schild, dessen Mühle von Bräunlinger Bürgern und österreichischen Soldaten mit der Begründung, er sei ein Franzosenfreund, gestürmt und verwüstet wird. Im Jahre 1802 brennt die Papiermühle nieder und wird nicht wieder aufgebaut.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts steht im Zeichen der Müllerinnen. Obwohl um die Jahrhundertwende der jüngste Sohn des verstorbenen *Ferdinand Straub* bereits 26 Jahre alt ist, wird bis zum Jahre 1812 *Catharina Chorhumlin* als Lehensträgerin der Eulenmühle bezeichnet, und ihre Erwähnung in der Korrespondenz aus dieser Zeit läßt vermuten, daß sie auch tatsächlich das Regiment in der Mühle geführt hat. 1812 wird ihr Sohn *Joseph* mit der Mühle belehnt, der damals 38 Jahre alt und mit *Maria Ana Rosenstiel* verheiratet ist.

1828 *Joseph Straub* stirbt 1828, und wieder wird eine Witwe Eulenmüllerin und bleibt es bis 1846. Diese beiden Frauen, *Catharina Chorhumlin* und *Maria Ana Rosenstiel* haben zwar beide erwachsene Söhne, die ihnen die Mühle führen, aber daß sie überhaupt mit dem Lehen belehnt werden, kann man wohl als Zeichen einer beginnenden Emanzipation nehmen.

^{*)} Zu Ferdinand Straub vgl. auch Anlage 3

1802 Während der ‚Regierungszeit‘ von *Catharina Chorhumlin* wird 1802 mit dem Bau einer Sägemühle unterhalb der Hauptmühle begonnen. Ihre Errichtung wird von der fürstlichen Verwaltung im Rahmen des Erblehens gestattet.

1812 Bis 1812 sind die seinerzeit zur Papiermühle gehörigen Äcker an Johann Welte, den Posthalter, verpachtet. Dieser hat danach kein Interesse mehr an den Äckern, sie scheinen auch schlecht in Schuß zu sein, denn obwohl sie öffentlich ausgeschrieben werden, findet sich außer *Joseph Straub* niemand, der sie pachten will. Die Grundstücke haben die Größe von etwas mehr als 11 Jauchert. *Joseph Straub* hat dafür 26 Gulden Jahrespacht zu bezahlen; er pachtet sie auf drei Jahre.

Er hat bereits im Jahre 1803 etliches von den zur ehemaligen Papiermühle gehörigen Grundstücken gepachtet, so die Brandstatt, den Garten, den Bühle und das Wiesle. Insgesamt hat er von den nach und nach zusammengekauften Grundstücken 36 Gulden Steuer und Zehenden zu entrichten. Diese zur Papiermühle gehörigen Äcker und Wiesen werden später wieder von Postmeister Welte gepachtet. Er bearbeitet sie von 1823 bis 1829, verpachtet sie aber selbst wieder in den letzten Jahren an die Eulenmühle. Offensichtlich hat keiner der kurzzeitigen Pächter Lust, viel in das Land zu investieren, denn bereits 1820 werden die Äcker als in sehr schlechter 1823 Verfassung befindlich beschrieben. 1830, als wieder einmal eine Verpachtung ansteht, bietet die Eulenmüllerin eine jährliche Abgabe von 16 Gulden an, wenn die Äcker dem Lehen einverleibt werden. Die Kanzlei in Löffingen schlägt der Fürstlichen Domänenverwaltung vor, die Äcker entweder für 15 Jahre an die Eulenmüllerin zu verpachten oder für die Einverleibung in das Lehen jährlich 20 Gulden zu verlangen. Die Hofkanzlei ist nicht sehr geneigt, den Empfehlungen Folge zu leisten. Sie rügt Löffingen, daß erst ein Jahr nach Ablauf des Pachtvertrages Bericht erstattet wurde, daß der Zustand der Äcker nicht begutachtet und nicht über Verbesserungsmöglichkeiten berichtet wurde. Es soll auf jeden Fall eine öffentliche Ausschreibung vorgenommen werden, damit sich ein zuverlässiger und verständiger Landwirt als Pächter findet. Trotz Ausschreibung findet sich niemand, der diese entlegenen und schlechten Grundstücke pachten will. Löffingen macht daher nochmals den Vorschlag, die Äcker auf 15 Jahre an die Eulenmüllerin zu verpachten, damit sie bei einer derartig langen Pachtzeit mehr Interesse an der Kultivierung der Felder hat. Es wird daraufhin ein Pachtvertrag mit der Eulenmüllerin, bzw. „nach ihrem allfälligen Ableben“ mit dem ihr nachfolgenden Sohn, auf 15 Jahre abgeschlossen, in dem der Pächter verpflichtet wird, eine bessere Kultivierung der Äcker durchzuführen. Entspricht er dieser Verpflichtung nicht, kann ihm die Pacht frühzeitig entzogen werden. Als Pachtschilling werden 20 Gulden jährlich berechnet. Die Kammertaxe beträgt 1 Kreuzer für jeden Gulden des Pachtschillings über alle Vertragsjahre berechnet.

1830 In das Jahr 1830 fällt auch die Neubelehnung der Mühle an die verwitwete Eulenmüllerin. Obwohl *Joseph Straub* bereits vor 2 Jahren gestorben ist, hat das Vogteiamt von Unadingen versäumt, rechtzeitig darüber Bericht zu erstatten. Auf Grund einer Rüge der Hofkanzlei entschuldigt sich der Schreiber in Unadingen damit, daß er viele Unglücksfälle und Streit in den letzten Jahren gehabt habe und eine Erkrankung der Beine.

Anläßlich der Requirierung der Mühle durch *Maria Ana Rosenstiel* gibt die Kanzlei in Unadingen Auskunft über die Verhältnisse auf der Eulenmühle. Die Witwe *Straub* ist 49 Jahre alt. Der Eulenmüller hinterläßt neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter. Bei den Söhnen wird angegeben, daß der älteste – *Johann* – 26 Jahre alt und Müller ist; der nächstjüngere – *Sebastian* – mit 20 Jahren, ist Student; dann folgen *Joseph*, 18 Jahre und Sägmüller, und schließlich *Karl* – 15 Jahre, *Peter* – 10 Jahre und *Markus* (oder *Marx*) mit 8 Jahren. Die Töchter sind: *Maria* – 24 Jahre alt, *Katharina* – 22 Jahre und *Maria Agatha* – 12 Jahre.

Aus dieser Generation übernimmt später *Joseph Straub* die Stadtmühle in Bräunlingen, *Sebastian Straub* wird Rechtsanwalt in Stockach und führt in dieser Eigenschaft etliche Streitsachen für seine Brüder wie auch für die Guggenmühle, *Carl Straub* wird Posthalter von Unadingen.

Die Vermögensverhältnisse der Mühle werden als gut bezeichnet, das Erblehen dürfte auf 7000 Gulden geschätzt werden, das Privateigentum auf 10000, es sind 3000 Gulden Schulden vorhanden.

Es scheint, daß es nach dem nicht sehr erfolgreichen Intermezzo mit der Papiermühle ab 1790 mit der Eulenmühle bergauf gegangen ist. Es existieren keine Briefe, die auf eine finanzielle Notlage hinweisen. Der Übergang auf einen neuen Müller gibt immer wieder Gelegenheit, die finanzielle Lage zu beleuchten, und so mancher Müller hatte über die schwierige Lage bei der Übernahme eines Lehens zu klagen, wenn neben übernommenen Schulden auch noch eine größere Zahl von Erben auszuzahlen war. Da aber in diesem Fall die finanzielle Lage des Lehens gesichert erscheint, hat die fürstliche Verwaltung keine Bedenken, der verwitweten Eulenmüllerin die Fortführung des Gewerbes zu gestatten, bis einer ihrer Söhne imstande sein würde, das Lehen zu übernehmen. Es gelten alle die bekannten Bedingungen des Lehensvertrages, sie muß jedoch zusätzlich 2 Gulden 24 Kreuzer pro Jahr für diese ‚Sondergenehmigung‘ bezahlen.

1832 Im Herbst 1832 wird der Eulenmüllerin die Genehmigung zur Errichtung einer Beimühle erteilt. Das Gebäude ist zu diesem Zeitpunkt schon fast fertig und liegt etwa 400 bis 500 Schritte oberhalb der Mühle. Als Grund für die Errichtung einer Beimühle gibt die Müllerin an, daß selbst bei höherem Wasserstand nur Mühle und Beimühle benützt werden können, die Säge und die Reibe liegen meist trocken.

Im Dezember desselben Jahres liegt eine amtliche Anzeige gegen die Eulenmüllerin vor, daß sie durch Steinebrechen im Bette des Floßbaches die fürstliche Holzflößerei behindert habe. Man hatte ihr schon im Herbst von Unadingen aus eine Verwarnung zukommen lassen, daß sie für den Schaden haftbar gemacht würde, wenn durch das Steinebrechen die Flößerei behindert würde. Nun bittet man, den Bauinspektor Weißhaar ohne Zeitverlust an Ort und Stelle zu entsenden, damit er die entstandenen Schäden begutachte und für ihre Beseitigung Sorge.

Schon eine Woche später liegt das Gutachten vor. Die Eulenmüllerin hat das im Bach zutage stehende Felsgestein abgebaut. Dadurch sind nun große Löcher entstanden, die alles Wasser aufnehmen, wodurch das Flößen von Scheiterholz gefährdet ist, wenn dem nicht abgeholfen wird. Es ist nötig geworden, die nun vorstehenden Felschichten auf eine gleiche Ebene abzubringen, die größeren Felsklüfte mit Letten auszuschlagen und zuzustopfen und, damit das Wasser nicht alles sofort wieder wegrißt, mit dicken Steinen zu beschweren bzw. zu pflastern. Die Kosten werden 30-40 Gulden betragen. In diesem Winter kann jedoch nichts mehr daran gemacht werden. Der Sachverständige rät dazu, die Herstellungsarbeiten durchführen zu lassen und der Eulenmüllerin die Kosten anzulasten, damit auch Gewähr gegeben ist, daß alles sorgfältig durchgeführt wird. Die fürstliche Verwaltung akzeptiert diesen Vorschlag.

1838 Der Vertrag des Posthalters Welte mit der Gemeinde Döggingen über den Abbau der Gipsvorkommen geht im Jahre 1838 zu Ende, und da Anzeichen dafür sprechen, daß an eine Verlängerung nicht gedacht wird, einigen sich die Eulenmüllerin und der Posthalter dahingehend, ein gemeinsames Gesuch um die Genehmigung zur Errichtung einer Gipsmühle zwischen dem Holzplatz und dem Posthaus einzubringen.

Das Gesuch wird Mitte Mai eingereicht, und bereits eine Woche später gibt die Domanialkanzlei Donaueschingen an Unadingen Bescheid, daß gegen die Errichtung

eines Kanals und einer Gipsmühle durch den Posthalter und die Eulenmüllerin nichts einzuwenden sei, wenn von den beiden Unternehmern ein Revers unterschrieben wird, in dem sie sich verpflichten, keine Vorrichtungen anzubringen, die die Flößerei auf der Gauchach behindern könnten, und wegen des während des Flößens periodisch auftretenden Wassermangels keine Entschädigung zu verlangen.

Zwei Monate später berichtet die Domanialkanzlei Donaueschingen an das Rentamt Löffingen, daß die Gemeinde Döggingen beabsichtigt, in der Nähe des Posthauses am linken Gauchach-Ufer eine Gipsmühle einzurichten. Das Rentamt Löffingen soll an Hand des vorgelegten Planes klären, ob standesherrliche Grundstücke betroffen werden. Es ergeht auch an Döggingen der Bescheid, daß gegen die Errichtung einer Gipsmühle nichts einzuwenden ist, wenn durch die Anlegung des Kanals die darunter liegenden Grundstücke nicht durch Nässe und Versumpfung beeinträchtigt werden und das Floßrecht der Herrschaft nicht berührt wird.

Beide Parteien, Posthalter Welte und Eulenmüllerin *Straub* wie auch die Gemeinde Döggingen, unterzeichnen den geforderten Revers und erhalten somit die Genehmigung, eine Gipsmühle zu errichten. Dies ist einigermaßen erstaunlich, denn man sollte annehmen, daß die fürstliche Verwaltung keine zwei Gipsmühlen auf so engem Raum genehmigen würde. Noch wenige Jahre zuvor wurden die zahlreichen Eingaben des Guggenmüllers mit der Bitte um die Genehmigung zur Errichtung einer Gipsmühle alle abgewiesen. Erst 1835 erhält er eine solche Genehmigung. Drei Jahre später erhalten nun auch der Posthalter zusammen mit der Eulenmüllerin und die Gemeinde Döggingen solche Genehmigungen. Möglicherweise handelt es sich hierbei aber auch nur um eine Mühle, denn errichtet wird eine Gipsmühle durch Eulenmüllerin und Posthalter, allerdings auf Dögginger Gemarkung.

1846 Im Jahre 1846 interessiert sich die Eulenmüllerin für die Ablösung des Lehens. Dabei entsteht in der F. F. Domanialkanzlei eine gewisse Verwirrung bezüglich der Klassifizierung des Lehens. Es wird behauptet, die Eulenmühle gehöre nicht zur Klasse der gewöhnlichen Erblehen, sondern sei ein fürstliches Senioratslehen, und man macht sich daran, die Unterlagen entsprechend zu ergänzen. Für das Senioratserblehen berechnet sich die Ablösungssumme auf 2352 Gulden 15 Kreuzer. Einige Jahre später korrigiert man den Irrtum und muß die Papiere neuerlich ändern und eine andere Berechnungsgrundlage anwenden. Die geforderte Ablösungssumme wird dadurch aber nicht sehr verändert.

Im Jahre 1846 ist der Eulenmüllerin der errechnete Ablösungsbetrag zu hoch, sie verzichtet auf die Ablösung und bittet stattdessen, ihren Sohn *Marx Straub* mit der Mühle zu belehnen. Sie ist zu dieser Zeit 64 Jahre alt. Die fürstliche Verwaltung beschließt, *Karl Straub* zusammen mit seinem Bruder *Marx* mit der Eulenmühle zu belehnen.

Die Ablösungssumme für die Eulenmühle berechnet sich folgendermaßen:

Schätzwert der Lehensgüter	13816	Gulden
5 % des Schätzwertes	690	Gulden
Laudemium (Taxe bei Abgabe, Verkauf etc. eines Lehensgutes)	7;30	Gulden
Belehnungstaxe (Schätzgebühr)	12;9	Gulden
25 x Lehensabgabe (25 Gulden)	625	Gulden

Für die Ablösungssumme werden 5 % des Schätzwertes + Laudemium + Belehnungstaxe mit 25 multipliziert (kapitalisiert auf 25 Jahre), davon werden 10 % genommen plus Lehensabgabe für 25 Jahre; das ergibt auf obiger Grundlage für die Eulenmühle im Jahre 1848 einen Betrag von 2354 Gulden 42 Kreuzer.

1849 Im Winter 1849/50 stirbt *Maria Ana Rosenstiel* im 67. Lebensjahr. *Marx Straub*

wird nun offiziell Eulenmüller. Sein Bruder *Joseph* verzichtet zu seinen Gunsten. Die Gemeinde Unadingen unterstützt die Requirierung der Mühle durch *Marx Straub*, da er bereits seit längerer Zeit den Mühlen- und Gutsbetrieb geleitet hat. Zu einer Ablösung des Lehens ist *Marx Straub* nicht bereit. In ihrer Antwort verweist die F. F. Domanialkanzlei darauf, daß bereits am 30. 4. 1846 ein Muthschein für die Brüder *Karl* und *Marx Straub* ausgestellt worden war. Für die offizielle Belehnung mit der Mühle wird ein Lehenstag angesetzt werden, von dem man die Brüder in Kenntnis setzen würde.

Warum *Marx Straub* an einer Ablösung der Mühle zu diesem Zeitpunkt nicht interessiert sein kann, wird etwas später deutlich, als er noch im gleichen Jahr um den lehensherrlichen Konsens zur Aufnahme von 10000 Gulden auf die Eulenmühle bittet. Unadingen berichtet, daß der Schätzwert seines Eigentums (Lehen plus Privatgüter) an die 18000 Gulden beträgt. Die Kanzlei in Unadingen ist sich nicht ganz schlüssig, welchen Kommentar sie zu dem Ansuchen geben soll, denn *Marx Straub* ist einerseits noch immer nicht offiziell mit der Mühle belehnt, andererseits könnte er doch die 10000 Gulden auch ohne Belastung des Lehens aufnehmen, wenn er tatsächlich so viel Vermögen hat. Die Domanialkanzlei schreibt an das Rentamt in Löffingen in diesem Zusammenhang, es solle in Erfahrung gebracht werden, wofür denn *Marx Straub* das Geld benötige, und eine amtsgerichtliche Taxation der Lehensobjekte vorgenommen werden. Es dauert drei Monate lang, bis die Antwort auf die Frage vorliegt. *Marx Straub* möchte mit dem Geld, von dem 5000 Gulden auf die Lehensgüter aufgenommen werden sollen, seine Geschwister auszahlen. Zumindest einer seiner Brüder wird sicherlich mit Ungeduld auf diese Auszahlung gewartet haben – *Joseph Straub*. Er hatte sechs Jahre vorher, am 10. 4. 1843, die Stadtmühle in Bräunlingen um 22000 Gulden gekauft.

Die fürstliche Verwaltung zögert die Genehmigung zur Aufnahme einer Hypothek mit der Begründung hinaus, daß eine teilweise Belehnung der Lehensgüter nicht möglich sei, um eine Zerstückelung des Lehens zu verhindern, und daß ein Teil der zur Eulenmühle gehörigen Wiesen auf Dögginger Bann liege und auch noch geschätzt werden müsse. Es ist kein Hinweis darauf zu finden, daß die Genehmigung schließlich doch erteilt wurde; eventuell hat *Marx Straub* doch eine andere Lösung seiner finanziellen Probleme gefunden.

1863 Bei neuerlichen Überprüfungen im Jahre 1863 findet man in Donaueschingen heraus, daß die Eulenmühle doch kein Senioratserblehen, sondern ein gewöhnliches Erbzinnslehen ist. Dadurch ändert sich die Grundlage der Berechnung des Allodifikationsbetrages. Die notwendigen Änderungen in den Papieren auf Grund der geänderten Einstufung des Lehens ziehen sich einige Zeit hin.

1866 Ende 1866 wird *Marx Straub* aufgefordert, einen neuen, entsprechend modifizierten Lehensbrief zu unterschreiben. Er lehnt dies ab, da er nun die Absicht und die Möglichkeit hat, das Lehen abzulösen. Dafür muß eine neuerliche Schätzung des Lehens vorgenommen werden. Die Gemeinde Unadingen wird aufgefordert, drei unparteiische Schätzer zu nennen, die mit dem Eulenmüller nicht verwandt sind. Unadingen schlägt vor:

Bürgermeister Rosenstiel

Johann Kossbiel, ehevoriger Ratsschreiber, Landwirth

Johann Georg Kramer, Landwirth

und an Dögginger Bürgern:

Maurermeister Moriz Maier

Anton Keller, Altbürgermeister

Mathias Laule, Landwirth.

Davon werden Rosenstiel, Maier und Keller als Schätzer ausgewählt. *Marx Straub* hat sich damit einverstanden erklärt, die Hälfte der Schätzkosten zu bezahlen. Der Schätzwert des Lehens wird mit 10644 Gulden festgelegt.

1867 Am 19. 5. 1867 wird der Allokationsvertrag unterschrieben und die Eulenmühle ist somit Privateigentum des *Marx Straub*.

Die Eulenmühle als Privateigentum 1867-1973

1871 Im Jahre 1871 stirbt *Markus* oder *Marx Straub* in seinem 49. Lebensjahr. Er hinterläßt seiner Witwe *Maria Anna*, geb. *Engesser* und den vier Kindern *Sophie*, *Elisabetha*, *Anna* und *Otto* ein Anwesen, das auf etwa 60625 Gulden geschätzt wird. Nach Abzug der Schulden in Höhe von 17372 Gulden verbleibt ein Vermögen von 43253 Gulden.

In dieser Zeit gehören zur Eulenmühle neben dem zweistöckigen Wohnhaus mit Mühle ein zweistöckiges Ökonomiegebäude, eine Holzremise samt Schweineställen, eine Leinmühle, eine Sägemühle sowie eine Gipsmühle, die gemeinsam mit *Carl Straub* (dem Bruder des verstorbenen *Marx Straub*) betrieben wird, eine Hanfreibe und ein einstöckiges, steinernes Waschhaus.

1872 Im Jahre 1872 schließt *Maria Anna Straub* einen Teilungsvertrag mit ihrem Schwager, dem Posthalter *Carl Straub*, in der Weise, daß *Carl Straub* die Gipsmühle und den Gipsbruch im Wert von 8230 Gulden übernimmt, während die Sägemühle mit Holz und verschiedenen Liegenschaften im Wert von 9240 Gulden der Eulenmühle zugeschlagen wird.

1882 Zehn Jahre lang führt *Maria Anna Straub* die Eulenmühle; am 28. 3. 1882 übergibt sie ihrem Sohn *Otto Straub* die Mühle. In dem bei diesem Anlaß abgeschlossenen Kindskaufvertrag (Anlage 4) werden die Belastungen mit insgesamt 37145 Mark angegeben. Umgerechnet auf Gulden und unter Berücksichtigung, daß in diesem Schuldenbetrag die väterlichen Erbteile von *Otto Straub* und seiner Schwester *Anna* eingeschlossen sind, hat die Witwe von *Marx Straub* in den zehn Jahren als Eulenmüllerin etwa die Hälfte der Schulden, die sie nach dem Tode ihres Mannes übernommen hatte, abgetragen sowie an zwei Töchter die ihnen zustehenden Erbteile ausbezahlt. Die im Kindskaufvertrag errechnete Summe von 36337 Mark, die *Maria Anna Straub* nach Überlassung der Eulenmühle an ihren Sohn *Otto Straub* zusteht, wird im Grundbuch pfandrechlich abgesichert. Sie selbst hat sich in dem Vertrag als lebenslängliche Wohnung einige Räume im neuen Anbau ausbedungen.

1885 Drei Jahre später – 1885 – verzichtet *Maria Anna Straub* auf das Pfandrecht über die zur Eulenmühle gehörenden Liegenschaften, damit der Eulenmüller *Otto Straub* bei der Spar- und Waisenkasse Donaueschingen einen Kredit aufnehmen kann. Mit diesem Kredit begleicht *Otto Straub* die Schulden, die zur Zeit des Kindskaufvertrages auf der Mühle gelastet hatten, einschließlich des Erbteils seiner Schwester *Anna*.

Im Jahre der Übernahme der Eulenmühle hat *Otto Straub Catharina Messner* aus Unadingen geheiratet, die auf Grund der ehelichen Gütergemeinschaft Mitinhaberin der zur Eulenmühle gehörigen Liegenschaften ist.

1889 Im Jahre 1889 beantragt *Catharina Straub* beim Amtsgericht Donaueschingen die Abtrennung ihres Privatvermögens von dem Vermögen ihres Gatten und entschlägt sich der ehelichen Gütergemeinschaft. Der Grund dafür ist die Eröffnung des Konkursverfahrens gegen *Otto Straub*. Wodurch die Eulenmühle so plötzlich in Schwierigkeiten geriet und aus dem blühenden Unternehmen in so kurzer Zeit ein zahlungsunfähiger Betrieb wurde, ist aus den Unterlagen nicht ersichtlich. Möglicherweise hat

sich *Otto Straub* zu sehr mit dem Holzhandel abgegeben und darüber die Kundenmühle vernachlässigt.

Maria Anna Straub erlebt noch die finanziellen Schwierigkeiten, in die ihr Sohn *Otto Straub* mit der Mühle gerät; sie stirbt nach zwanzigjähriger Witwenschaft im 1891 Jahre 1891.

1894 Im November 1894 wird auf Betreiben der Spar- und Waisenkasse Donaueschingen die Eulenmühle versteigert. Auf der Mühle lasten zu dieser Zeit in der Hauptsache folgende Schulden: Aus dem Jahre 1886 eine Hypothek über 26000 Mark für die Waisen- und Sparkasse und aus dem Jahre 1892 ein Pfandrecht über 5100 Mark zu Gunsten des Jakob Guggenheim, Handelsmann in Bonndorf.

Erworben wird die Mühle durch *Conrad Marx* aus Unadingen um den Kaufpreis von 19500 Mark. Seine Bürgen sind Johann Rosenstiel und Simon Engesser. Nach 196 Jahren trägt somit der Eulenmüller nicht mehr den Namen *Straub*. Dennoch ist die Mühle in gewisser Weise im Besitz der Familie *Straub* weiter verblieben. Der Käufer *Conrad Marx* ist der Ehemann der ältesten Tochter des *Marx* und der *Maria Anna Straub*, d. h. der ältesten Schwester von *Otto Straub*. Seine Bürgen sind die Ehemänner der beiden jüngeren Schwestern. Wie lange *Otto Straub* noch auf der Eulenmühle verbleibt, ist nicht bekannt, es ist jedoch möglich, daß er sie noch bis 1899 betreibt, denn erst in diesem Jahr macht *Conrad Marx*, der selbst ein landwirtschaftliches Anwesen in Unadingen besitzt, einen Kindskaufvertrag mit seiner Tochter *Bertha Marx* über die Eulenmühle, und diese hält mit dem neuen Eulenmüller *August Köpfler* Einzug in die Mühle. *Otto Straub* bleibt weiterhin Bürger von Unadingen, wo seine Frau Grund besitzt.

Der neue Eulenmüller stammt aus einer bäuerlichen Familie in Remetschwil bei Waldshut, hat das Müllerhandwerk gelernt und arbeitete vor der Hochzeit mit *Bertha Marx* im Hegau. Die Hochzeit soll arrangiert gewesen sein, ein durchaus übliches Verfahren in bäuerlichen Kreisen, um die passenden Leute zusammenzubringen. Die jungen Müllersleute übernehmen den Betrieb mit einer Belastung von 15000 Mark zu Gunsten der Waisen- und Sparkasse Donaueschingen und 7000 Mark, die in zehn Jahresraten an *Conrad Marx* gezahlt werden sollen. Beide Belastungen werden bereits im Jahre 1900 beziehungsweise 1899 aus dem Grundbuch gestrichen.

Mit zum neuerlichen Aufschwung der Mühle trägt wohl bei, daß durch den Bau der Eisenbahnlinie Freiburg-Donaueschingen, die quer durch die Äcker der Eulenmühle führt, plötzlich bessere finanzielle Möglichkeiten gegeben sind. Nicht nur bekommt *August Köpfler* als Entschädigung für Minderwert und als Kaufsumme an die 6000 Mark von der Eisenbahnverwaltung in Karlsruhe, sondern es ergeben sich auch gute Verdienstmöglichkeiten durch Fuhrdienste beim Bau der Eisenbahnlinie.

1902 Bereits im Jahre 1902 stirbt *August Köpfler* an einer heimtückischen Krankheit. Seiner Ehe mit *Bertha Marx* entstammen drei Kinder, die alle noch am Leben sind:

Karl, geb. am 30. 12. 1899, der später Eulenmüller wird,

Konrad, geb. 1901, der das Sägewerk übernimmt, und

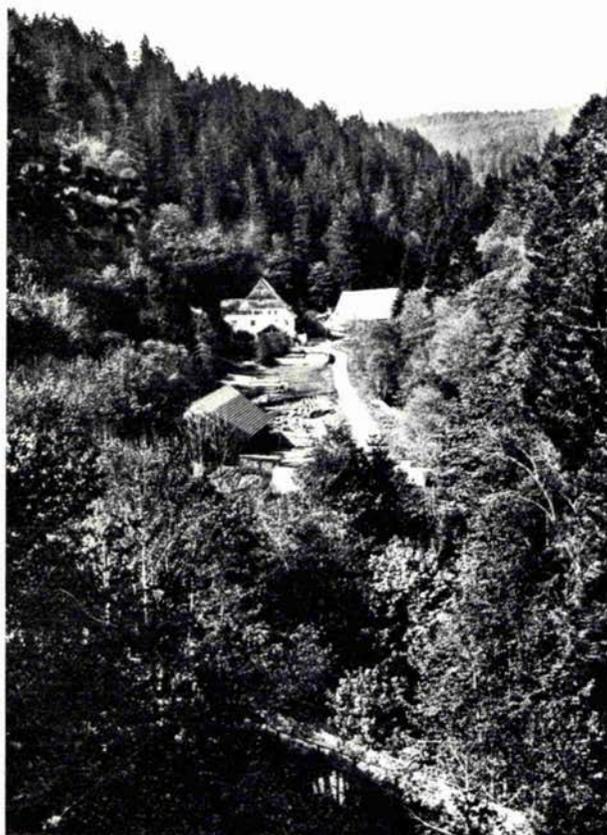
Marie, vereh. *Beile*, die nach Baden-Baden übersiedelt.

Einer zweiten Ehe der *Bertha Marx* mit *Johannes Wenzinger* aus Unadingen entstammt eine Tochter *Sophie Wenzinger*.

1931 *Bertha Marx* und *Johannes Wenzinger* führen die Eulenmühle bis 1931. In diesem Jahr wird sie von dem ältesten Sohn *Karl Köpfler* übernommen, der im gleichen Jahr *Otilie Hauser* aus Hausen vor Wald heiratet.

1932 Im Jahr darauf – 1932 – stirbt *Bertha Marx*, verw. *Köpfler*, vereh. *Wenzinger*.

1943 *Johannes Wenzinger* überlebt sie um 12 Jahre und stirbt 1943.



Obere Abb.:
Gauchachtal mit Eulenmühle,
davor Sägewerk; im Vordergrund,
durch Bäume halb verdeckt,
die Eisenbahnbrücke

Untere Abb.:
Wohn- und Mühlengebäude der
Eulenmühle; im Hintergrund das
Ökonomiegebäude





Obere Abb.:
Eulenmüller Karl Köpfler mit Frau
Otilie (Mitte) und Schwester
Sophie Wenzinger

Untere Abb.:
Zustellung des Mehls an die
Kunden (heutige B 31 Richtung
Döggingen)

Alle Aufnahmen dürften aus den
dreißiger Jahren stammen.



In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird der finanzielle Aufschwung der Eulenmühle dazu benützt, um sie technisch auf einen besseren Stand zu bringen und so den sich ständig steigenden Qualitätsansprüchen der Kundschaft gerecht werden zu können. Dabei wird allerdings nicht nur die Getreidemühle, sondern auch die Sägemühle berücksichtigt. Ab 1922 wird mit dem Wasserrad Strom für die Mühle erzeugt, den Strom für das Sägewerk erzeugt eine Turbine. Die Säge ist eine Einblatt-Hochgangsäge. Ab 1930 wird als Antrieb ein Dieselmotor verwendet, und zwei moderne Gattersägen werden angeschafft.

1952 Bis 1952 verbleibt das Sägewerk bei der Eulenmühle, dann wird es in die Nähe des Bahnhofes Unadingen verlegt, wo es noch heute in Betrieb ist.

Auch der Betrieb der Getreidemühle wird modernisiert. Ab 1936 ersetzen Walzenstühle die alten Mühlsteine, und schließlich ändert sich auch der Kundenbetrieb allmählich. Der Bauer liefert nicht mehr sein Säckchen Getreide ab und fährt es zu Mehl vermahlen wieder nach Hause, sondern das Getreide kommt direkt vom Feld in die Mühle und wird dort getrocknet und gelagert. So besaß die Eulenmühle eine Lagerkapazität von 5000 Zentnern Getreide. Die Verrechnung mit den Bauern erfolgte über Kundenkonten.

Karl Köpfler und *Otilie Hauser* haben drei Kinder, die noch alle am Leben sind:

Johann, geb. 1934, der letzte Eulenmüller.

Karl, geb. 1936, Bäckermeister in Karlsruhe, und

Anneliese, geb. 1938, verheiratet in Unadingen.

1963 Im Jahre 1963 übernimmt *Johann Köpfler*, der zwei Jahre vorher *Elisabeth Mäder* aus Unadingen geheiratet hat, als letzter Müller die Eulenmühle. Er muß seinen Beruf aus gesundheitlichen Gründen aufgeben, der Kundenbetrieb wird eingestellt.

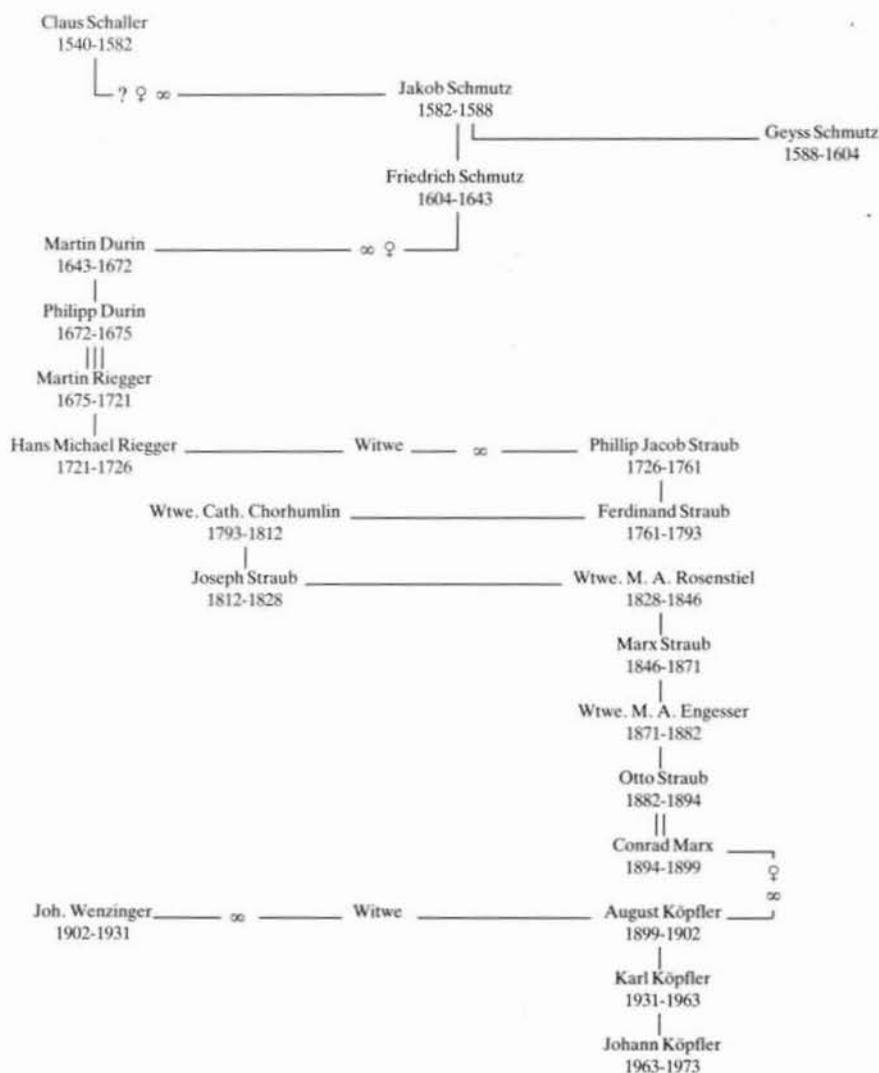
1973 Die Eulenmühle wird schließlich 1973 verkauft, und zwar Mühleneinrichtung und Wohnhaus an verschiedene Käufer. Damit endet nach 433 Jahren die schriftlich belegte Geschichte der Eulenmühle als Mahl- und Kundenmühle.

Schlußbemerkung

Für Hilfe und Unterstützung bei dieser Arbeit möchten wir uns besonders herzlich bei Herrn *Goerlipp* vom Fürstl. Fürstenbergischen Archiv, bei der Gemeinde *Unadingen*, die uns die Einsicht in alte Grundbücher ermöglichte, und bei Familie *Köpfler*, die uns Informationen aus der jüngeren Zeit und Familienfotos zur Verfügung stellte, bedanken.

Anlage 1

Geschlechterfolge auf der Eulenmühle



|— = normale Erbfolge
 ♀ = weibliche Erbfolge
 ||| = Wechsel der Familie

|| = Wechsel der Linie innerhalb derselben Familie
 ∞ = verheiratet
 ? = vermutet

Anlage 2

„Heuraths-Brieff für Hans Michael Riegger von Unadingen

Im Namen Gottes des Vatters und des Sohns und des Hl. Geistes Amen

Zu wüssen und kundt seye hiemit denen es zu wüssen nöthig, daß mit zuvor erlangten ober-ambtlichen Consens und ratification ein ehelicher Heuraths contract abgehandlet, und geschlossen worden entzwischen den Ehrsam, und bescheidenen Wittiber Hans Michael Riegger, der Ilenmüller genannt, zu Unadingen, sodan mit der Ehr und Tugentsamen Jungfraue Maria Kleinhausin, des Marx Kleinhausen zu Neydingen Eheliche Tochter, dergestalten, und also, das sie nemblich, und vor allen dingen Ihr gegen einander gethan eheliches Versprechen in angesicht Christ Catholischer Kkirchen bestetigen lassen wollen. Der zeitlich zusammenbringender güether halber aber ist zu vermeidung künftigen Streits beederseits beliebt, und verglichen worden, wie folgt, als

Erstlichen verspricht der Hochzeiter die Jungfraue Hochzeiterin zu sich in seine behausung auf- und anzunehmen, dahingegen, und

Andertens verspricht Marx Kleinhaus der Hochzeitherin als seiner Tochter zu einem Heurathgueth Vierhundert Gulden, worahn gleich nach der Hochzeuth paar dreyhundert gulden, und die übrigen hundert gulden auf liechtmess anno 1725 erlegt werden sollen, nebst auch einer S. V., beth, bethstatt und Trog. Weillen aber auch

Drittens von erster Ehe vier Kinder vorhanden, als Antoni, Hans Michael, Maria und Catharina, die Riegger und Riegerinnen, also ist denen ernanten vier kinderen zwey hundert gulden zu einem Mütterlichen Voraus, sodan hundert gulden dem jüngsten Riegger vor die besitzgerechtigkeit verordnet, anbey aber angedingt worden, daß die annoch auf künftige liechtmess anno 1725 zu bezahlen seyende hundert gulden denen kinderen ersterer Ehe an zünß gelegt werden soll; so ist auch

Viertens abgered worden, das die besitzgerechtigkeit allzeit dem jüngsten Riegger, es seye von erst oder letzterer Ehe, verbleiben solle, solten aber die beede vorenant vorhandene knäblein Erster Ehe mit Tod abgehen, und von dißer jetzmaligen Ehe einiges Töchterlein vorhanden wäre, so solle gleichwohl die besitzgerechtigkeit den kindern letzter Ehe zugehörig seyn.

Fünftens ist auch angedingt worden, daß, wan Eines dießer beeden Eheleuthen vor dem anderen absterben würde, eines des anderen Erben solle, es mög leibs Erben vorhanden seyn, oder nit, jedoch mit dießer bedingung, wan der Hochzeither vor Ihro Hochzeitherin absterben thatte, so soll nichts desto weniger die Hochzeitherin fueg und macht widerumb auf dass guth zu heyrathen, darbey aber weithers wegen der besitzgerechtigkeit nichts zu versprechen haben.

Letztlichen solle ausser obabgeredten Puncten alles nach landtsbrauch reguliert, und gehalten werden. Alles getreulich und ohne gefährde. Darbey sind gewessen auf seithen der hochzeitherin, Andreas Desslinger, Vogt, Mathis Duri, Othmar Engeser, Mathis Kleinhaus und Marx Kleinhaus, der Vatter, auf seithen des hochzeithers, Michael Bettle, Vogt zu Unadingen, Martin Riegger Müller zu Waldhausen, Mathebus Rüther, bürger von breyllingen, Josew Welti, von Sumpforen, Johannes Welti, Thomas Welti, Sigmund Haxxlin der kinder göthi Ersterer Ehe.

Dessen zu wahrer Urkhund ist diesser brieff mit dem hochfürstl. fürstenberg bahrtschen Cantzley Sigill (innen jahr allweeg ohne Schaden) auf gehorsames bitten bekräftiget und

corroboriert worden. So geschehen Hüfingen den 15.tn.febr. anno Ein Tausent sibenhundert Vier und zwanzig.“

(Amtliche Abschrift vom 28.Oct.1725)

Anlage 3

Auszug aus dem Unadinger Urbarium vom 30. 6. 1792:

„Ferdinand Straub Eulenmüller besitzt in Unadinger Bann nachbeschriebenes Herrschaftl. Erblehen, wozu folgende Stück und Güter gehören, als:

an Gebäuden und Gärten:

- .. Ein Haus worin eine Mühle mit zwei Mahl- und einem Gerbgang sich befindet, mit der Feuersocietäts nr. 89 samt
- .. Hofreitthe dabei, und
- .. eine absonderliche Scheune, so der Brandgesellschaft mit nr. 90 einverleibt ist, wie auch
- .. Hofraithe vornen daran, sodann
- .. Krautgarten unter der Hauptmühle am Mühlegraben, und
- .. Kuchelgarten vornen am Haus zwischen beiden Fahrstraßen, dann wieder
- .. Krautgarten unten an der Scheune an der Gauchen wie nicht weniger
- .. Gras Garten hinter der Scheune, alles an und beieinander ob der Eulenburg an der Gauchen, liegt einerseits an der Gemeinds Staudenhalden, anderseits am Bach, die Gauchen genannt, stoßt oben auf den Allmend, unten auf Inhabers nachbeschriebene Wies, der am Haus befindliche Kuchelgarten herentgegen spitzt sich zwischen beiden Fahrwegen hinauf aus.

Anmerkung: Auf der hintern am Haus liegenden Hofraithe befindet sich nebst einer s. v. Schweinsteig auch ein Waschofen.

- .. Garten unter der Papiermühle; liegt einerseits am Fahrweg, sonst allenthalben am Allmend.

.....
(Es folgt die Beschreibung der zur Mühle gehörigen Wiesen und Äcker)
.....

in Toto: 42 Jauchert, 2 Viert., 5 Ruth.

Zinset von vorbeschriebener Erblehenmühle und denen hinzu gehörigen Gütern durchlauchtigst gnädigster Herrschaft alljährlich auf Martini in guter dies Landes gangbarer Währung

An Geld 25 Gulden Rhein.

Nota 1-mo Wann gnädigste Herrschaft in dieser Erblehen Mühle die in Unadingen auf dem Kasten befindliche Früchten gerben zu lassen gnädigst gemeint sein wollte, so solle der jährliche Mühl- und Erblehen Zins nicht mehr in fünfundzwanzig, sondern in sieben und dreißig Gulden bestehen.

Nota 2-do Gleichwie alle Unadingsche In- und Beiwohner ihre Früchten in eben beschriebener Herrschaftl. Erblehen Mühle : die Eulenmühle genannt : und niegend andert wo abzugeben und zu mahlen laßen haben, so ist herentgegen jeglicher Müller verbunden, wöchentlich wenigstens 3mal in das Ort Unadingen mit dem Mühlwagen zu fahren, und

allda die Früchten so gemahlen werden sollen, abzuholen, und das Mehl wieder dem Eigenthümer zurückzubringen.

Der Veesen, so gegerbt oder gewandelt werden soll, ist zwar auch der Müller zu holen obliert. Den Kernen und die Spreuer hingegen wiederum im Ort Unadingen zu haben bleibt dem Eigenthümer obgelegen.

Nota 3-tia besteht der Lohn des Müllers darin, daß er von einem Viertel Frucht zu mahlen = 1 Messle und zu gerben von einem Viertel = 1/2 Messle, mithin von einem Last, welcher in 20 Mutten besteht, zu gerben = 2 1/2 Vrtl. zu nemmen hat.

Nota 4-to Betreffend nun die Reibe so ist der Flecken Unadingen dahin gebannt und angewiesen. – Herentgegen der Müller mehr dann den 15ten Theil hievon zu seinem Lohn zu nehmen gehalten, auch verbunden, die gebannte Kunden vorzüglich zu fertigen.

Nota 5-to Ist der Müller aller Herrschaftl. Fuhr Frohnen frei, indem die Gemeind Unadingen vermög Blombergischen Protocoll extracts dd. 9ten Jäner 1668 den Eulenmüller der gemeinen Frohnen zu überheben und durch sich selbstem zolche untereinander zu verrichten hat, bis an eine lange und kurze Frohfuhr.

Nota 6-to Bleibt der Müller verbunden jährlich der Gemeind Unadingen viermal mit andere daselbstigen GemeindsAngehörigen die Gemeinds Äker zu fahren und zur Ansaat zu richten halten, auch zu Kriegszeiten die Soldaten hinweg zu führen.

Nota 7- Vermög Amt Löffingischen Protocoll ddo. 18 Mai 1731 ist die Gemeind Dittishausen schuldig entweder in der Kirnberger oder nunmehr der Gauchenmühle oder aber in der Eulenmühle mahlen zu lassen, in die Reibe bei der gedachten Eulenmühle aber ist die Gemeinde Dittishausen vermög Reggs/ und Hof Cammer Rescripti ddo. 3. Juni 1791 nicht gebannt jedoch auch nicht ermächtigt, ihr Gespinst in eine andere als einer Lands gelegen Reibe zu bringen.

Nota 8 Hat ein jeweiliger Inhaber dieses Erblehen sowohl bei einem Todfall und Abänderung des Vasalen, als bei dem Absterben des gnädigsten Lehensherrn das Erblehen zu empfangen Lehensbriefe zu nehmen und sich überhaupt dem Herkommen und vorhandenen Lehensbriefen gemäß zu verhalten.“

Ausgezogen Löffingen 12. Sept. 1830

Fürstl. Fürstenberger Rentamt –
Bottlinger

Anlage 4

Auszug aus dem Kindskaufvertrag
zwischen Maria Anna Straub und ihrem Sohn Otto Straub vom 9. März 1882

„Der großherzogliche Notar Albert Huber in Hüfingen übersendet auf Antrag der Beteiligten den Geschäftsauszug vom 15. März ds. J. zum Eintrag ins Grundbuch folgenden Inhalts:

Amtsgericht Donaueschingen, Unadingen, Auszug aus dem Kindskaufvertrag zwischen Markus Straub's Wittwe Maria Anna geborene Engesser von hier und ihrem Sohn Otto Straub, ledig und volljährig von Unadingen
geschehen zu Unadingen, Eulenmühle am 9. März 1882.

.....
 Zwischen den Genannten kommt folgender Kindskaufvertrag zu stande:

Markus Straub Wittwe M. Anna geborene Engesser tritt bei gesundem Zustand und freier Willensentscheidung an ihren Sohn Otto Straub ledig und großjährig von den nachstehenden Liegenschaften und Fahrnissen zum sofortigen Eigentum und Genuß in unwiderruflicher Weise und mit Befreiung künftiger Einwerfung in Stück (?) an s. g. Kindskaufs ab und zwar:

1) Fahrniße in sumarischen Anschlag zu 21.763 Mark.

2) Liegenschaften

Gemarkung Unadingen

- 1) ein zweistöckiges Wohnhaus mit der im unteren Stock befindlichen Mahlmühle, die s. g. Eulenmühle . . .
- 2) ein zweistöckiges Ökonomiegebäude bestehend in zwei Ställen, Futtergang, Scheune und 2 Wagenplätzen . . .
- 3) eine Holzremise nebst Schweinställen . . .
- 4) eine besonders stehende Beimühle . . .
- 5) eine Sägemühle . . .
- 6) eine von Holz gebaute Hanfreibe . . .
- 7) ein einstöckiges von Stein erbautes Waschhaus beim Haus . . .

. . . . (es folgt die Beschreibung der Grundstücke) . . .

Alle Liegenschaften und Fahrnisse zusammen 73.483 Mark

.....

Schulden insgesamt 37.145.09 Mark

Rest 36.337.91 Mark

welches an die Verkäuferin oder auf ihre Anweisung zu bezahlen ist, mit 4 % Zinsen vom 1. Mai 1882.

Besondere Bedingungen:

In dem verkauften Ziffer 1. beschriebenen Wohnhaus behält sich die Verkäuferin folgendes lebenslänglich und unentgeltliches Wohnungsrecht und Nutzungsrecht vor: das Stüble im unteren Stock neben der Küche, sodann im neuen Anbau die neu eingerichteten Zimmer zur alleinigen und ausschliesslichen Benützung, die daneben befindliche Küche zum Kochen, zum Backen und zum Waschen, Platz im oberen Hausgang zur Stellung eines Kastens auf dem bisherigen Platz und zwar zur Aufbewahrung des verarbeiteten Brennholzes. Den Abtritt im oberen Stock zur alleinigen Benützung. Die Kammer neben der Küche im oberen Stock zur alleinigen Benützung, die obere Schütte zur Aufbewahrung der gedroschenen Früchten, das Recht zur Mitbenützung der Rauchkammer, zur Benützung der offenen Gänge, Platz zum Garbenlegen unter dem vorderen Dach, das Recht in der Scheune des Käufers zu dreschen, Platz im Keller zur Aufbewahrung der Kartoffeln und Gemüse, den oberen Teil des Waschhauses zur Aufbewahrung von Holz und Reisig. Die Verkäuferin behält sich ferner den unteren Garten zur lebenslänglichen Benützung vor.

Die Verkäuferin behält sich ferner das Recht vor im mittleren Stall des Käufers ein Rind zu stellen und zwar hinten im Stall, endlich behält sich die Verkäuferin vor: das Recht Geflügel halten zu dürfen und im Hof laufen zu lassen.

Der Käufer ist verpflichtet die von der Verkäuferin zu ihrem Eigentum behaltenen Liegenschaften zu bearbeiten, Pflegen, eggen, säen, Feldfrüchte davon einzuheimsen, zu dreschen und auf die Schütte zu verbringen, erhält aber hierfür alles das sich ergebende Stroh und Gemühlet (?).

Käufer muß, wenn die Verkäuferin eine Kuh hält, diese unentgeltlich füttern und putzen, das Futter für dieselbe gibt die Verkäuferin ab. Will die Verkäuferin keine Kuh halten, so muß der Käufer der Verkäuferin die benötigte Milch gegen Bezahlung derselben verabreichen.

Käufer ist verpflichtet das Grobholz der Verkäuferin aus dem Wald zu führen und zu verarbeiten, wíegen die Verkäuferin ihrem Sohn, dem Käufer, ihr Allmendfeld zur Benützung überläßt.

Der Käufer muß der Verkäuferin den nötigen Dung für ihr Gartenfeld verabreichen, auch das Brachfeld der Verkäuferin muß er unentgeltlich düngen.

Die Verkäuferin behält sich endlich das Recht vor in Krankheitsfällen oder bei vorgerücktem Alter, überhaupt wenn sich dieselbe nicht mehr selbst pflegen kann, eine Person zu sich in ihre Wohnung aufzunehmen, welche ihr die nötige Obwart und Pflege besorgt, das aber auf Kosten der Verkäuferin.

.....“

Zur Ökologie, Verbreitung und Vergesellschaftung des Reckhöldele (*Daphne cneorum*) auf der Baar und im Hegau

– gleichzeitig ein Beitrag zum Phänomen der Reliktföhrenwälder –

von Michael Witschel
mit 8 Fotos, 1 Übersicht und 1 Tabelle

Einführung

Für die älteren Bewohner der Baar ist das Reckhöldele neben der Küchenschelle ein Symbol des Frühlings. Keiner möchte es missen. Jeder hat seinen Lieblingsplatz, zu dem er hinwandert, um sich an der überwältigenden Blütenpracht und dem betörenden Duft der Pflanze zu erfreuen und die Bestätigung zu holen, daß der Winter jetzt endgültig vorbei ist.

Wenn wir bei ZAHN (1889) lesen: „bei Immendingen von den Schaffnern in Massen gesammelt“, dann sollte uns die heutige Situation allerdings nachdenklich stimmen. Solche Massenvorkommen, die derartiges zuließen, gibt es gar nicht mehr. Die wenigen größeren Vorkommen sind fast ausnahmslos stark gefährdet. Die meisten der eher spärlichen Vorkommen bedecken nur selten ein Areal von über 100 m². Oft bestehen einzelne Vorkommen nur noch aus wenigen Pflanzen. Fast unmerklich ist aus der früher so häufigen Pflanze ein seltenes Kleinod geworden, das auf unseren Schutz dringend angewiesen ist. Die Voraussetzung für den wirkungsvollen Schutz des Reckhöldele ist aber die Kenntnis seiner Ökologie, Verbreitung und Vergesellschaftung.

Systematik

In Süddeutschland kommen insgesamt vier Arten der Gattung *Daphne* vor. Unter diesen kann nur der Kellerhals (*Daphne mezereum*) als häufigere Art angesehen werden. Der Lorbeer-Seidelbast (*Daphne laureola*) ist extrem selten und hat nur 1–2 Vorkommen in Süddeutschland (vgl. GROSSMANN 1977). Das Steinröschen (*Daphne striata*) kommt nur außerhalb Baden-Württembergs als Höhenvikariante des Heideröschen = Reckhöldele (*Daphne cneorum*) in den Alpen vor und ist dort lokal nicht selten.

Zusammen mit *Daphne striata*, *Daphne arbuscula* und *Daphne petraea* bildet *Daphne cneorum* in der Section *Daphnantes* die Subsection *Cneorum* (vgl. KESSLER 1898). Grundtypus dieser Subsection ist *Daphne cneorum* mit mediterran-mitteuropäischem Areal warmtemperierter Klimate. In weiter Verbreitung kommt sie von den Pyrenäen, Alpen, Jura, Süddeutschland und Österreich bis Serbien und Rußland vor, ist aber nirgendwo häufig und weist ein sehr disjunktes Areal auf (vgl. MEUSEL et al. 1978).

Es lassen sich bei *Daphne cneorum* verschiedene Unterarten bzw. Varietäten oder Formen unterscheiden. Zumindest in der älteren Literatur werden diese teilweise sogar als eigene Arten angesehen. Bedeutung könnte der Varietät *verloti* zukommen, bei der es sich möglicherweise um eine im Entstehen begriffene neue Art handelt. Gegenwärtig ist sie noch nicht scharf von *Daphne cneorum* zu trennen und tritt regellos in deren Verbreitungsgebiet auf (vgl. AYMONIN 1959). Die aus der mittelrussischen Hochebene bekannt gewordene *Daphne julia* K.-Pol. stellt wohl nur eine geographische Form von *Daphne cneorum* am östlichsten Punkt ihrer Verbreitung dar. Diese laubabwerfende Form des Zwergstrauches erwies sich in Kultur als immergrün (vgl. BRICKELL u. MATHEW 1976). Offensicht-

lich besitzt *Daphne cneorum* eine weite ökologische Amplitude, und in der Anlage, die Blätter gegebenenfalls jährlich abwerfen zu können, ist lediglich eine der Voraussetzungen zur Besiedelung von Steppengebieten zu sehen. Die übrigen von KOZO-POLJANSKI (1928) angeführten Unterscheidungsmerkmale: „Steppenstandort, meistens verlängerter Blütenstandstiel, große Menge (10-25) von Blumen im Blütenstande, fast weiße Farbe der Früchte“ rechtfertigen den Artrang noch weniger. In der Flora Europaea (TUTIN et al. 1968) wird *Daphne julia* ohne Kommentar zu *Daphne cneorum* gestellt.

Daphne cneorum ist eine Pflanze der montanen Region und keine Alpenpflanze. Die ökologische Anpassung an die subalpine und alpine Region gab vielmehr den Anstoß zur Ausbildung der drei anderen Arten der Subsection. *Daphne cneorum* selbst hat sich vermutlich seit sehr langer Zeit unverändert erhalten. WULFF (1932) und andere, vor allem slawische Botaniker, bezeichnen *Daphne cneorum* als Tertiärrelikt. GAMS (1965) hält *Daphne cneorum* zusammen mit *Polygala chamaebuxus*, *Erica carnea* und *Daphne striata* für ein Relikt tertiärer Zedern- und Sequoia-Wälder. Andere Autoren (vgl. RICHARD 1972) sehen in ihr ein zwischeneiszeitliches Relikt. Diese Annahme wird durch Funde in rißeiszeitlichen Sedimenten Lothringens bestätigt. Das heutige stark disjunkte Areal von *Daphne cneorum* läßt sich anders wohl auch kaum erklären.

Ökologie und Verbreitung

Daphne cneorum stellt bestimmte Ansprüche an den Standort. Dieser muß in unserem Gebiet mager, kalkreich, trocken bis wechsellustig sein, möglichst südexponiert liegen und darf sich nicht in zu großer Entfernung von den Standorten befinden, auf denen *Daphne cneorum*, die den geschlossenen Wald meidet, während der Wiederbewaldung Mitteleuropas nach der letzten Eiszeit überdauern konnte.

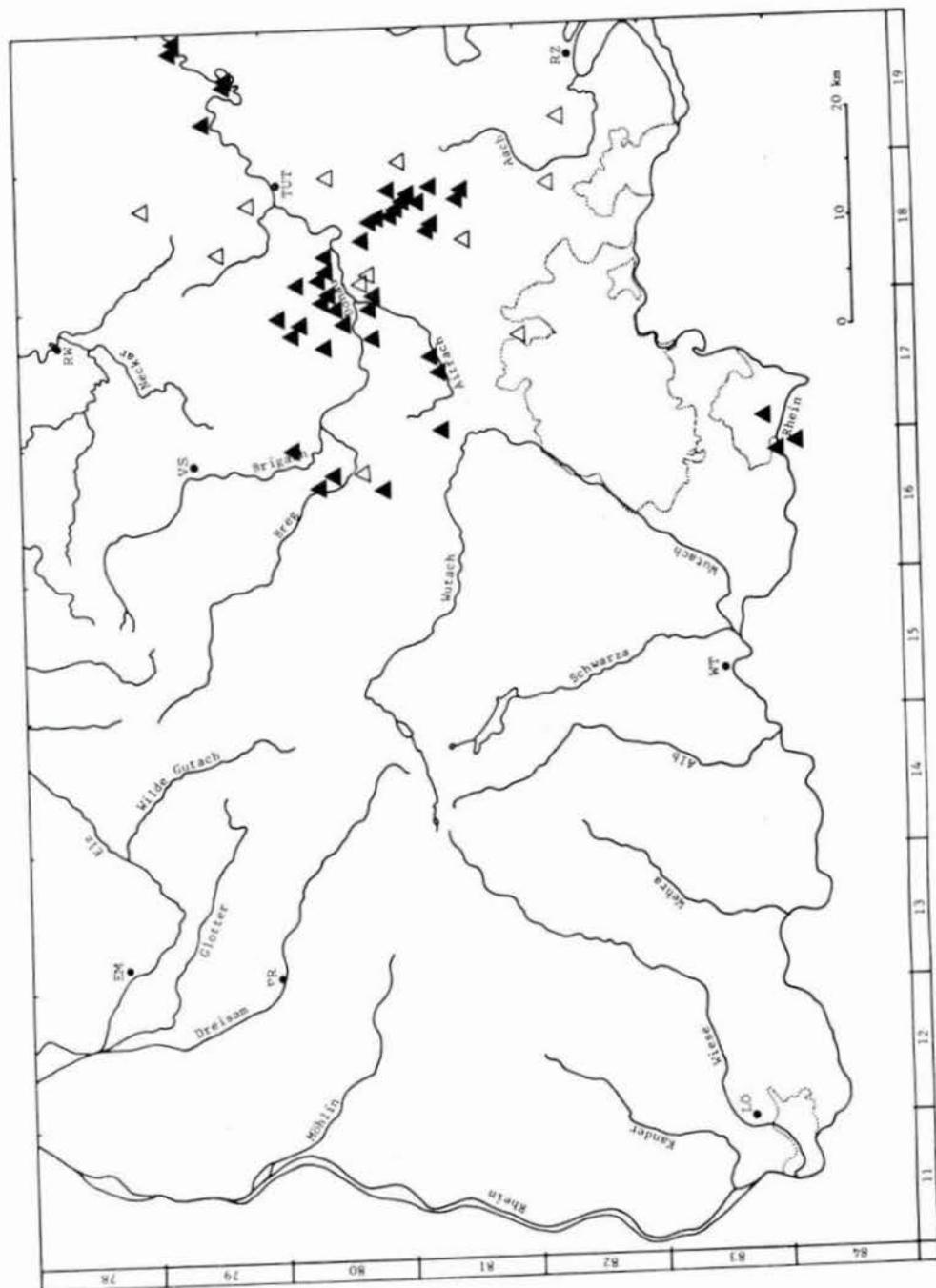
Diese Sonderstandorte dienen im Verlauf der Wiederbewaldung Mitteleuropas zahlreichen lichtliebenden Arten ganz verschiedener Florenelemente als Refugium. Manche Art konnte sich von dort entsprechend ihrer Anpassungsfähigkeit in vom Menschen geschaffene, offene Flächen sekundär wieder ausbreiten – so auch *Daphne cneorum*.

Da die Samen von *Daphne cneorum* durch Ameisen, seltener auch über den Tiermagen verbreitet werden, konnte die Pflanze nur in relativ langen Zeiträumen gewisse Distanzen zurücklegen. Die Besiedelung magerer Triften und Waldränder geschah vermutlich mit Hilfe der dort weidenden Schafe.

An die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die systematische floristische Erforschung einzelner Landesteile gerade erst begonnen hatte, ist wohl auch das Ende dieser sekundären Ausbreitung von *Daphne cneorum* zu setzen. Der zu diesem Zeitpunkt einsetzende Rückgang der Schafzucht, die damit verbundene Auflassung vieler Weiden und ihre systematische Umwandlung in Äcker, Fettwiesen und vor allem Wälder (vgl. GRADMANN 1950) dürften die dafür maßgebliche Ursache gewesen sein.

Die frühesten, wenn auch nicht vollständigen Aufzeichnungen zur Flora der Baar enthält das vierbändige Werk von ROTH v. SCHRECKENSTEIN (1805-1814). Über *Daphne cneorum* ist darin lediglich zu lesen: „... durch die Baar unter dem Namen Reckhändlerle gemein.“ Etwas genauere Angaben finden wir bei GMELIN (1805-1826): „in Principatu Fürstenbergensi in collibus calcarcis prope Donaueschingen, inter Engen et Griechental (gemeint ist das Kriegertal!) et alibi passim abunde...“.

Diese Vorkommen, von deren Reichtum man sich angesichts der heutigen Bestände nur schwerlich ein Bild machen kann, mit ihren beiden Zentren im Raum Grüningen – Donaueschingen – Hüfingen – Döggingen – Bräunlingen und im Raum Ippingen – Geisingen – Blumberg – Engen – Tuttlingen begannen zu Anfang des 19. Jahrhunderts in kleinere und stärker voneinander isolierte Einzelvorkommen zu zerfallen. Der Rückgang vollzog sich



Verbreitung von *Daphne cneorum* in Südbaden und der angrenzenden Schweiz

- ▲ aktuelles Vorkommen
 △ verschollen bzw. vernichtet

aber vermutlich fast ausschließlich auf den Sekundärstandorten, während die reliktschen Primärstandorte weitgehend erhalten blieben. Es änderte sich dadurch am Verbreitungsareal wohl wenig.

Spätere Floristen wie ZAHN (1889), EICHLER, GRADMANN und MEIGEN (1905-1927) und KUMMER (1937-1946) bemühten sich, sämtliche Einzelvorkommen anzuführen. Diese teils sehr präzisen Fundortsangaben bildeten auch die Grundlage bei der Erfassung sämtlicher aktueller Vorkommen. Die Kartierung erfolgte im Kartenmaßstab 1 : 25000. Einen Überblick über die Kartierungsergebnisse gibt die Übersicht 1¹⁾.

Hat sich in den Zentren der Verbreitung scheinbar nur wenig gegenüber der Situation von vor 50-100 Jahren geändert, so läßt sich feststellen, daß etwas abseits gelegene Vorkommen häufiger verschollen bzw. erloschen sind (vgl. Übersicht 1). Was aber die Verbreitungsübersicht nicht erkennen läßt, ist die Artmächtigkeit von *Daphne cneorum* an den einzelnen Fundorten. Selbst im Zentrum der Verbreitung wachsen an vielen Fundorten nur noch wenige Exemplare von *Daphne cneorum*, d. h. es muß in den nächsten 10 Jahren mit dem Erlöschen zahlreicher Vorkommen gerechnet werden.

Südlich Neuhausen enden die aktuellen Fundorte im Hegau mit Verschwinden des Weißjura Zeta schlagartig. Ein nie bestätigtes Vorkommen bei Wiechs (vgl. MEISTER 1887), ein Vorkommen am Hohentwiel (SCHÜBLER u. MARTENS 1834), bei RÖSLER (1839) nicht erwähnt und auch von KARRER (1882) nicht bestätigt, das möglicherweise mit dem zwischen Singen und Radolfzell (BRUNNER 1882) identisch ist, und eines am Hohenhöwen (KUMMER 1937-1946) stellen die einzigen, südlich der Hegualb bekannt gewordenen badischen Vorkommen dar. Die Entfernung von dort zu den isolierten schweizerischen Vorkommen bei Eglisau ist nicht groß.

In der Schweiz ist *Daphne cneorum* insgesamt recht selten. Sie kommt nur auf 3 Meßtischblättern reichlich und auf weiteren 8 spärlich vor (vgl. WELTEN u. SUTTER 1982). Dieses Verbreitungsbild in der angrenzenden Schweiz kann also nicht dazu beitragen, die vier o. g. erloschenen Hegauvorkommen, die nicht so recht in das Verbreitungsbild passen wollen, plausibel zu machen.

Aus dem so gewonnenen Bild der Verbreitung von *Daphne cneorum* in Südbaden und der angrenzenden Schweiz lassen sich auch Vorstellungen über die mögliche Einwanderungsrichtung in unseren Raum entwickeln. Während des Gletscherhöchststandes in der letzten Eiszeit bestanden für *Daphne cneorum* Überdauerungsmöglichkeiten im Franz.-Schweiz. Jura auf Nunatakern (vgl. POTTIER-ALAPETITE 1943), aber auch an den Felsen im oberen Donautal zwischen Sigmaringen und Mühlheim (vgl. BERTSCH 1919). Die Entfernung von den Donaufelsen zur Baar ist, verglichen mit der vom Schweizer Jura in den Hegau, äußerst gering. Da *Daphne cneorum* mit ihren Verbreitungsmitteln größere Entfernungen nur in sehr langen Zeiträumen zurücklegen kann, spricht vieles für die Einwanderung donauaufwärts (vgl. auch TROLL, zitiert in HEGI 1975). Es ist aber auch – zumindest für einen Teil der Vorkommen im Hegau – der Einwanderungsweg von Westen aus dem Schweizer Jura her denkbar. Dieser Einwanderungsweg wird von NÄGELI (1920) vor allem für die alpinen Relikte in der Schwäbischen Alb postuliert.

Vergesellschaftung

Der Reliktcharakter von *Daphne cneorum* wird bei der Analyse der Pflanzengesellschaften, in denen sie im Untersuchungsgebiet schwerpunktmäßig auftritt, deutlich. Wie das in Tabelle 1 zusammengestellte Aufnahmемaterial zeigt, handelt es sich fast durchweg

¹⁾ einzelne Hinweise auf Vorkommen erhielt ich von Herrn Pfarrer Keller, Ippingen, Herrn Kraft, Hintschingen, und Herrn OFR Verbeek, Immendingen, denen an dieser Stelle für Ihre Angaben recht herzlich gedankt sei.

um Reliktföhrenwaldbestände. Die hohe Anzahl von Begleitern der Trocken- und Halbtrockenrasen (Festuco-Brometea) und Saumgesellschaften (Trifolio-Geranietea), der sehr geringe Anteil an Arten der eurosibirischen Fallaubwälder (Quercu-Fagetea) stellt zusammen mit dem Auftreten von Arten der Schneeheide-Kiefernwälder (Erico-Pinetea) und dealpinen und präalpinen Begleitern ein Charakteristikum des Reliktföhrenwaldes, hier des Geißklee-Föhrenwaldes (Cytiso-Pinetum), dar.

Geht man davon aus, daß sich die Föhre natürlich nur dort halten kann, wo die Konkurrenz des Laubholzes durch bestimmte Standortsfaktoren ausgeschaltet ist, so stellt sich die Frage, um welche Faktoren es sich dabei auf den Wuchsorten der Baar und im Hegau handeln könnte. KRAUSE (1972) beobachtete, daß die Wuchsorte auf der Baar in der Regel spätfrostgefährdet sind; er sieht darin in Verbindung mit edaphischen Faktoren die Ursache für ihre Laubholzfeindlichkeit. Die fast ausschließlich auf Weißem Jura befindlichen Vorkommen von *Daphne cneorum* treten tatsächlich nur über ganz bestimmten mergeligen Schichten auf: den Oxford-Mergeln (Weißer Jura Alpha), Mergelfugen in den Oxford-Kalken (Weißer Jura Beta) und den Zement-Mergeln (Weißer Jura Zeta 2). Auch an wenig geneigten Hängen sind diese humusarmen Rohmergelböden von anspruchsvolleren Laubbäumen kaum besiedelbar.

Die Wuchsorte auf Muschelkalk liegen bezeichnenderweise alle im Trigonodus-Dolomit. Dolomitische Böden stellen durch ihre Armut an Nitraten Exklusivstandorte dar, die in der Regel ebenfalls eine von der Umgebung abweichende Flora und oft Reliktvegetation tragen können.

Für einzelne Wuchsorte in Tab. 1 ließ sich mit Hilfe alter Einrichtungswerke feststellen, daß dort im letzten Jahrhundert mit Föhre aufgeforstet worden war. Dies muß jedoch nicht im Widerspruch zu der Feststellung stehen, daß es sich um Reliktstandorte handelt. Bevor der Mensch die Bestände zu nutzen begann, können hier ebenso autochthone Föhrenwälder gestanden haben. Gerade diese lichten, relativ wenig geneigten Wuchsorte mit reich entwickelter Krautschicht im Unterwuchs boten sich zur Beweidung an. Extensive Beweidung und gelegentliche Holzentnahme sind dabei praktisch ohne Auswirkungen auf die Artenzusammensetzung der Krautschicht geblieben. Die reliktschen Arten wurden also nicht verdrängt.

Solche auf großer Fläche baumfreie Vegetation mit *Daphne cneorum* als Ergebnis menschlicher Tätigkeit in leicht zu rodenden Reliktföhrenwäldern wird z. B. aus dem Waadtländer Jura mit *Anemone narcissiflora*, *Carex sempervirens*, *Sesleria varia* u. a. (vgl. AUBERT 1900), dem russischen Distrikt Kursk auf Kreide mit *Carex humilis*, *Anthericum ramosum*, *Schivereckia podolica* u. a. (vgl. KOZO-POLJANSKI 1928) und den Heidewiesen im Isarbereich mit *Pulsatilla vulgaris*, *Carex humilis*, *Globularia elongata*, *Cytisus ratisbonensis* u. a. (vgl. RIEMENSCHNEIDER 1956) beschrieben.

Für *Daphne cneorum* ist im Gegensatz zu manch anderer Reliktart anzunehmen, daß sie durch Beweidung gefördert wurde, da sie vom Vieh gemieden wird. So konnte sie sich auch in Schafweiden auf potentiellen Laubholzstandorten ausbreiten. Nach dem langsamen Niedergang der Schafzucht wurden oft auch diese Weiden auf ehemaligen bzw. potentiellen Laubholzstandorten mit Föhre aufgeforstet. Die Unterscheidung derartiger Aufforstungen von den vorgenannten auf Reliktstandorten scheint aber ohne weiteres möglich zu sein. Entscheidend für die Zuordnung kann aber nicht das Auftreten einer einzelnen Kennart, sondern nur die gesamte Artenkombination sein. So stellt z. B. die von KUHN (1937) mitgeteilte Aufnahme eines Geißklee-Föhrenwaldes mit *Daphne cneorum* solch eine Föhrenaufforstung auf einem potentiellen Laubholzstandort dar (vgl. auch MÜLLER, T. 1980): es fehlen außer *Cytisus nigricans* Kennarten des Erico-Pinion, es fehlen aber auch *Carex humilis*, dealpine und präalpine Begleiter. Ähnlich zu beurteilen sind die in Spalte 31 und 32 der Tab. 1 belegten Aufnahmen auf Oberem Muschelkalk in der Baar. Die ursprünglichen

Tabelle 1 1: Cytiso-Pinetum Br.-Bl.32
 a: Hegaurasse
 b u. c: Baarrasse
 b: typische Ausbildung
 c: Ausbildung mit Carex sempervirens
 2: Mesobrometum Br.-Bl.25

	1																														2	
	a															b													c			
Laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32
Geologischer Untergrund	WS ₁	WS ₂	WS ₃	WS ₄	WS ₅	WS ₆	WS ₇	WS ₈	WS ₉	WS ₁₀	WS ₁₁	WS ₁₂	WS ₁₃	WS ₁₄	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WL	WB	WL	WB	m ₅	m ₆
Höhe über NN (m)	650	650	550	560	570	530	530	560	600	640	640	610	560	640	700	700	690	710	710	700	720	720	710	710	770	700	710	900	740	810	770	720
Deckung (%): Baumschicht	10	50	5	60	70	10	50	70	20	5	.	5	.	15	.	35	.	5	.	10	60	40	.	20	20	40	15	.	5	5	20	
Krautschicht	65	60	70	90	70	60	70	70	80	70	70	95	65	90	95	95	90	90	80	100	100	100	70	85	80	90	90	95	75	115	90	80
Moosschicht	80	30	60	5	60	25	80	80	20	40	.	5	70	40	60	70	65	50	70	15	5	20	80	75	70	60	30	.	15	15	70	80
Exposition	SW	SW	SW	SW	SO	S	S	S	SW	SW	W	SW	NW	SW	SW	SW	S	S	S	SW	SW	WSW	SW	SW	.	SW	SW	SW	NW	0	.	S
Neigung (Grad)	30	10	20	40	15	10	5	5	5	30	20	30	20	20	10	15	5	5	5	.	10	10	10	.	25	15	10	5	30	.	15	
Artenzahl	43	48	38	38	39	36	40	37	30	45	38	39	38	41	49	41	44	44	46	49	51	51	45	44	48	49	44	47	45	46	41	29

Baumarten

Pinus silvestris B.	+	3	.	.	4	3	.	3	4	2a	.	.	.	.	.	.	3	.	.	.	.	3	3	.	.	2a	3	.	.	.	.	2a
Str.	.	.	+	+	.	.	+	.	.	.	.	.	+	.	+	.	.	+	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Picea abies B.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Str.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Fagus sylvatica Str.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Sorbus aria B.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Str.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Fraxinus excelsior Str.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Pyrus pyraeaster B.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Quercus petraea Str.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.

Sträucher

Juniperus communis	.	.	.	.	.	2a	.	+	+	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	+	+	+	+	.	.	.	.	.	.	.
Ligustrum vulgare	.	+	.	.	.	.	+	.	+	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Viburnum lantana	+	.	.	.	.	2a	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Berberis vulgaris	.	.	.	.	.	.	.	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Prunus spinosa	.	.	1	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rhamnus frangula	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rosa rubiginosa	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Clematis vitalba	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Cornus sanguinea	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Crataegus monogyna	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rosa pimpinellifolia	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Cotoneaster tomentosus	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1a Cytisus nigricans	.	1	1	2b	.	.	2a	.	.	+	.	2a	1	1	.	.	2a	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Thesium rostratum	.	2m	.	.	.	1	2a	.	1	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.

Helianthemum nummularium	1	.	.	2m	2m	2m	1	.	.	.	.	1	1	.	.	2a	.	2a	2m	2a	.	2b	2m	1	1	2a	2a	.	1	.	.	2b	2a			
Pulsatilla vulgaris	2a	.	.	1	1	+	.	1	2a	+	.	2a	2a	.	.	2a	.	.	+	.	.	1	1	.	2b	1	2a	.	1	1	.	.	2a			
Scabiosa columbaria	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	+	.	1	1	1	1	1	1	.	.	+	1	2a	1	1	1	1	.	.	+	2a		
Koeleria pyramidata	.	.	.	1	+	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	2m	1	1	1	1	2m	1	+	.	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1		
Brachypodium pinnatum	1	.	1	.	.	.	2a	1	2a	.	1	2m	2b	1	.	2a	.	1	3	1	.	.	.	.	1	2m	.	1	3	.	.	2a	.	2a		
Teucrium montanum	2a	2a	2b	2a	2m	1	.	2m	2a	2m	.	2m	.	.	.	2a	.	.	+	.	.	.	1	1	.	2b	1	2a	1	1	.	.	2a	.	2a	
Anthyllis vulneraria	+	.	.	.	1	.	+	.	1	1	.	.	.	.	.	1	1	.	.	2a	2m	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1		
Centaurea scabiosa	.	.	.	+	+	.	.	+	+	.	.	.	.	.	.	+	1	+	1	1	1	2a	.	+	.	1	.	.	+	.	.	+	.	+		
Teucrium chamaedrys	2m	1	2b	2m	.	1	2m	.	.	.	2m	2m	2m	2m	.	2b	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2a	.	2m	.	.	.	.	.	.
Polygala amarella	1	1	.	.	1	.	.	1	.	1	1	1	1	.	.	.	.	.	.	.	1	1	+	.	.	.	.	.	+	.	1	.	.	.		
Stachys recta	.	1	+	.	+	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Gentiana germanica	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2a	1	+	+	.	+	.	.	.	.	.
Euphorbia verrucosa	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Ranunculus bulbosus	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	1	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	
Ononis repens	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Carex caryophylla	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	2m	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	
Salvia pratensis	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Galium verum	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	2m
Thymus froelichianus	.	.	.	1	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Onobrychis vicifolia	.	.	.	1	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	+
Linum tenuifolium	.	.	.	.	.	1	.	1	1	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Campanula glomerata	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Gentiana ciliata	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	.	.
Polygala comosa	.	.	.	.	1	1	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Dianthus carthusianorum	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m
Camptothecium lutescens	.	2	2	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.

Ferner in: 2: Ophrys insectifera +; 3: Potentilla verna 1, Ajuga genevensis +, Crobanche teucrii +; 7: Odontites lutea 2a; 15: Cirsium acaule +, Gentiana cruciata +; 21: Orchis militaris +; 28: Trifolium montanum 1; 30: Crepis praemorsa +.

Arten der Trifolio-Geranietea

Anthericum ramosum	2m	1	.	1	+	.	1	1	.	2a	2m	2b	.	1	.	2m	+	1	.	2b	1	1	1	1	1	1	1	2a	2a	1	1	.	.	.		
Thesium bavarum	+	.	.	.	.	.	1	1	1	1	1	.	+	.	1	1	2m	+	+	1	+	1	1	1	1	2m	1	1	1	+	1	.	.	.		
Aster amellus	1	.	.	1	1	1	2a	1	1	1	+	2m	1	2a	.	.	1	1	1	.	1	1	1	1	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.
Viola hirta	+	.	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	+	1	.	+	.	1	1	1	1	1	1	1	1	1	+	.	.	.	.	.
Ceranium sanguineum	+	1	1	.	1	2a	+	1	.	.	2a	2a	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Polygonatum odoratum	1	1	2a	.	.	1	.	.	+	2a	1	1	.	2a	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Bupleurum falcatum	1	.	.	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	.	1	.	+	1	1	+	1	1	1	1	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.
Peucedanum cervaria	.	1	.	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Medicago falcata	.	.	.	.	1	.	.	+	.	.	1	.	.	.	2m	.	.	.	.	.	1	2m	.	.	1	.	2m	.	.	.	.	.	.	.	.
Asperula glauca	.	.	1	.	.	.	.	.	.	1	1	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1
Origanum vulgare	1	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Laserpitium latifolium	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	1	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2a
Cynanchum vincetoxicum	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1
Trifolium medium	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Hypericum perforatum	.	.	+	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Coronilla coronata	.	2b	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2b	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Silene nutans	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Thalictrum minus	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Seseli libanotis	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Campanula rapunculoides	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.

Ferner in: 3: Inula conyza +; 11: Trifolium rubens 2m; 13: Veronica teucrium +; 14: Fragaria viridis +; 17: Agrimonia eupatoria +.

Sonstige

Campanula rotundifolia	+	1	.	1	1	1	1	1	+	1	.	.	.	.	+	2m	1	1	1	1	1	2m	1	1	1	.	1	1	.	1	+	1	1		
Carex flacca	.	1	.	.	2a	.	.	.	.	1	+	.	.	.	.	1	1	1	2m	1	2m	2m	1	1	.	1	1	.	1	.	1	+			
Thymus pulegioides	1	2m	.	2m	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	2a	2m	2m	2a	2a	2m	.	2m	2m										
Gymnadenia conopsea	.	+	.	.	.	.	1	+	+	.	.	.	.	.	.	+	+	1	1	1	1	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	.	.		
Briza media	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	2m	1	1	2m	2m	1	.	.	.	1	1	1	1	1	1	1	1	
Achillea millefolium	.	.	1	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	.	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
Carlina acaulis	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	
Knautia arvensis	+	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Chrysanthemum leucanthemum	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	1	.	.	1	1	+	1	.	1	.	1	.	1	.	.	.	
Plantago media	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Linum catharticum	2m	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	.	2m	.	2m	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Carex montana	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	2m	1	2m	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	2a	.
Galium pumilum	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Euphrasia rostkoviana	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	2m	1	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Centaurea jacea	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Hieracium pilosella	.	.	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1
Solidago virgaurea	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rhytidadelphus triquetrus	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Ranunculus nemorosus	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Inula salicina	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2m	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Hieracium silvaticum	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Listera ovata
Plantago lanceolata
Thesium linophyllum	.	.	.	2m	1
Tortella tortuosa
Allium montanum
Lathyrus pratensis
Vicia cracca
Tetragonolobus maritimus
Knautia dipsacifolia

Ferner in:

2: Molinia arundinacea 1, Genista tinctoria 1, Platanthera bifolia +, Dicranum scoparium 2; 4: Trifolium pratense +, Ctenidium molluscum 1, Senecio erucifolius +; 5: Lactuca perennis +; 6: Geranium molle +; 7: Abietinella abietina +, Geranium molle +; 8: Pleurozium schreberi 2; 10: Tragopogon orientalis +; 11: Primula veris +; 12: Tragopogon orientalis +; 13: Hieracium caespitosum +, Galium boreale 1, Ctenidium molluscum 3; 14: Genista tinctoria 2a, Primula veris +, Digitalis lutea 1; 15: Leontodon hispidus +; 16: Leontodon hispidus 1; 17: Poa pratensis 1, Scleropodium purum 2; 19: Medicago lupulina 1; 20: Melampyrum pratense 1; 21: Rhinanthus minor 2b; 25: Fragaria vesca 1; Abietinella abietina 1, Fleurozium schreberi 2, Potentilla erecta 1, Hylacomium splendens 2; 28: Cirsium tuberosum 1, Succisa pratensis +, Betonica officinalis +, Rhinanthus minor 1; 29: Hylacomium splendens 4; 30: Potentilla erecta 1, Succisa pratensis 1, Betonica officinalis 1, Tofieldia calyculata +; 31: Taraxacum officinalis +, Colchicum autumnale +, Thesium pyrenaicum +; 32: Hieracium umbellatum +, Rhinanthus alectorolophus 1.

Herkunft der Aufnahmen:

1 (MTB 8118) Ramberg; 2 (MTB 8118) Talmühle; 3 (MTB 8118) Tal; 4 (MTB 8118) Zimmerholz; 5 (MTB 8118) Bitzental; 6 (MTB 8118) Neuhausen; 7 (MTB 8118) Schoren; 8 (MTB 8118) Erudertal; 9 (MTB 8118) Tal; 10 (MTB 8118) Herrle; 11 (MTB 8118) Ramberg; 12 (MTB 8118) Hardt; 13 (MTB 8118) Rindersetz; 14 (MTB 8118) Talmühle; 15 (MTB 8018) Antenhäuser Tal; 16 (MTB 8018) Zimmern; 17 (MTB 8018) Immendingen; 18 (MTB 8018) Zimmern; 19 (MTB 8018) Hintschingen; 20 (MTB 8018) Hintschingen; 21 - 24 (MTB 8018) Geisingen; 25 (MTB 8018) Ippinger Mühle; 26 (MTB 8018) Zimmern; 27 (MTB 8018) Antenhäuser Tal; 28 (MTB 8017) Blatthalde; 29 (MTB 8017) Gutmadingen; 30 (MTB 8017) Schänzle; 31 (MTB 8016) Döggingen; 32 (MTB 8016) Bräunlingen.

Wuchsorte von *Daphne cneorum* dürften vermutlich auf den Steilhalden entlang von Brigach und Breg in nur geringer Entfernung von den aktuellen Vorkommen gelegen haben.

Das Aktualitätsprinzip scheint bei der Problematik unserer Reliktstandorte nicht anwendbar. Bereits feine Änderungen im Klima oder vom Menschen verursachte Änderungen der Baumartenzusammensetzung in den Wäldern der Umgebung können Auswirkungen auf die Baumartenzusammensetzung in den relativ kleinflächigen Reliktstandorten mit nur wenig Reliefenergie – und dazu zählen fast alle Lokalitäten der Spalten 1-30 in Tab. 1 – haben. Solange diese Reliktstandorte anthropogen baumfrei bzw. baumarm waren, blieben derartige Änderungen der Standortfaktoren ohne Auswirkung. Das heute feststellbare Aufkommen einzelner Laubgehölze im Unterwuchs der Föhren auf Reliktstandorten kann somit durchaus als feine, säkulare Änderung der Standortfaktoren interpretiert werden.

TROLL (1926) ging der Frage nach der Ursprünglichkeit von Föhrenvorkommen im Gebiete des Isarvorlandgletschers nach. Aufgrund der floristischen Übereinstimmung dieser Föhrenbestände mit denjenigen der alpinen Geröll- und Felsheiden kommt er zu dem Schluß, daß sie ursprünglich sind, wobei ihre heutige Gestalt und Ausdehnung ein Ergebnis der Tätigkeit des Menschen ist. Der Mensch hat damit, daß er die Föhre in Kultur nahm, lediglich natürliche Verhältnisse stabilisiert. Bei einem Vergleich unserer Reliktföhrenbestände (vgl. Spalte 1-30, Tab. 1) z. B. mit denen aus dem Schweizer Jura (vgl. RICHARD 1972) kommt man zu demselben Ergebnis.

Nach STOFFLER (1965) kam es im Hegau schon im ausgehenden Mittelalter unter dem Einfluß des Menschen zu einer Ausbreitung der Föhre, die im letzten Jahrhundert auch auf der Baar auf stark weidengeschädigten Rohmergelböden systematisch angepflanzt wurde. Vielleicht existieren auch noch autochthone Rassen und Formen der Föhre im Untersuchungsgebiet (vgl. z. B. BRAUN-BLANQUET 1930 über „Reliktkiefern“ am Hohentwiel), ob es aber überhaupt möglich ist, sie mit Erfolg von eingebrachten Rassen zu trennen und zu unterscheiden, müßte in entsprechend aufwendigen Untersuchungen geklärt werden. Zur Erhärtung unserer These von den Reliktstandorten bedarf es der Abklärung dieser Frage aber nicht.

Syntaxonomie

Im Untersuchungsgebiet lassen sich zwei Rassen des Reliktföhrenwaldes (Cytiso-Pinetum) mit *Daphne cneorum* unterscheiden (vgl. Tab. 1): die Hegau-Rasse (Spalte 1-14) mit den Differentialarten (in der Tab. 1 mit dem Symbol Δ gekennzeichnet) *Thesium rostratum* und *Cytisus nigricans* und die Baar-Rasse (Spalte 15-30) mit *Polygala chamaebuxus* und *Onobrychis montana*. Mit Ausnahme von *Polygala chamaebuxus* entsprechen diese Differentialarten jenen, die Th. MÜLLER (1980) anhand sehr umfangreichen Aufnahme-materials über die Reliktföhrenwälder Südwestdeutschlands herausgearbeitet hat.

Das Schnabelfrüchtige Leinblatt (*Thesium rostratum*), Erico-Pinon Verbandskennart, präalpin, erreicht in der Hegaualb den nördlichsten Punkt seiner Verbreitung bei uns (vgl. Karte der Gesamtverbreitung bei PAUL 1938). Der Schwarzwerdende Geißklee (*Cytisus nigricans*), Differentialart des Cytiso-Pinetums, subkontinental – südosteuropäisch, erreicht an der Wutach die Westgrenze seiner Verbreitung. Obwohl sein Einwanderungsweg von Osten her über das Donautal und die Baar durch das Kriegertal und Wasserburgertal ziemlich gesichert scheint (vgl. NÄGELI 1925) und er in der Baar auch nicht selten ist, fehlt er den Reliktföhrenwäldern des Donautals und der Baar nahezu vollständig. Th. MÜLLER (1980) faßt daher die Reliktföhrenwaldbestände der Baar und des oberen Donautals zu einer eigenen Gesellschaft, dem Scheidenkronwicken-Föhrenwald (Coronillo-Pinetum) zusammen. Während in der Kraut- und Strauchschicht des Cytiso-Pinetums submediterrane und andere wärmeliebende Arten noch deutlich dominieren, treten im Coronillo-Pinetum

dealpine und präalpine Arten stärker in den Vordergrund. Da das in Tab. 1 enthaltene Aufnahmемaterial unter diesem Gesichtspunkt nicht repräsentativ ist, wurde auf die Aufspaltung des Reliktföhrenwaldes im Untersuchungsgebiet in zwei Gesellschaften verzichtet.

Der Zwergbuchs (*Polygala chamaebuxus*), Erico-Pinetalia Ordnungskennart, präalpin, fehlt dem Hegau mit Ausnahme einiger Vorkommen im nördlichen Teil der Hegaualb und eignet sich daher gut zur Charakterisierung der Baar-Rasse. Das gleiche gilt für die Berg-Esparsete (*Onobrychis montana*), eine mittel- und südeuropäische Gebirgspflanze, deren Verbreitung im Untersuchungsgebiet bislang nur ungenügend bekannt war.

Bei der Baar-Rasse kann von der typischen Variante eine Variante mit *Carex sempervirens* abgetrennt werden. Die Differentialarten Horst-Segge (*Carex sempervirens*) und Berghähnlein (*Anemone narcissiflora*), dealpine Arten mit nur wenigen reliktsichen Vorkommen im Untersuchungsgebiet, zeigen etwas frischere Standortverhältnisse an. Die in der Baar-Rasse zu beobachtende Zunahme des alpinen Florenelements wird in dieser Variante besonders deutlich. Die dealpinen Begleiter Blaugras (*Sesleria varia*), Alpen-Maßliebchen (*Aster bellidiastrum*) und Hochgebirgs-Hahnenfuß (*Ranunculus oreophilus*), die im Hegau bevorzugt in den Expositionen auftreten, in denen *Daphne cneorum* ausklingt bzw. bereits ausfällt, sind hochstet.

Die auffällige Bindung von *Daphne cneorum* an Reliktföhrenwälder ist nicht auf unseren Raum beschränkt, sondern fast über das gesamte Verbreitungsgebiet von NW-Spanien bis in die Ukraine zu beobachten (vgl. GAMS 1930 und SCHMID 1936). Gutes und leicht zugängliches pflanzensoziologisches Aufnahmемaterial liegt vor allem aus dem mitteleuropäischen Raum vor. Bis auf wenige, in erster Linie pflanzengeographisch bedingte Abweichungen sind viele mitteleuropäischen Bestände denen im Untersuchungsgebiet überraschend ähnlich. Sie bestätigen damit gleichzeitig das Postulat von Reliktstandorten im Untersuchungsgebiet.

Naturschutzaspekte

Ihrer schönen, fein nach Nelken duftenden Blüten wegen wurde bzw. wird teilweise auch heute noch *Daphne cneorum* von Blumenräubern rücksichtslos nachgestellt. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts bestanden daher in vielen Gegenden regionale Verbote, die später landesweit Gültigkeit erlangten (vgl. MÜLLER/KAST 1969). Wie notwendig dies war, zeigt die Tatsache, daß bei uns zur Hauptblütezeit der Schwäbische Albverein und Naturschutzwarte Schutzaktionen durchführen müssen, bei denen immer wieder Verwarnungen und Anzeigen wegen Nichtbeachtens dieses Verbots fällig werden. Ob das Abpflücken von *Daphne cneorum* bei kräftigen Populationen tatsächlich zum Rückgang der Art beitragen kann, ist aber keineswegs gesichert. So berichtet AUBERT (1900) von Beständen im Schweizer Jura, die sich trotz ständigen Abpflückens sogar ausdehnen und vergrößern.

Die eigentlichen Ursachen für den drastischen Rückgang von *Daphne cneorum* sind heute mit Sicherheit nicht mehr in der Unvernunft einiger Unbelehrbarer zu sehen, sondern in der kontinuierlichen Abnahme der geeigneten Standorte. Begonnen hat dieser Rückgang schon im vergangenen Jahrhundert, doch fiel er bis 1950 kaum ins Gewicht. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde aufgrund der zunehmenden Intensivierung der landwirtschaftlichen Nutzung, der verstärkten Aufforstung von Grenzertragsstandorten entlang der Waldränder, der Ausdehnung von Neubaugebieten in die Hanglagen und der Anlage neuer Wege und Straßen der Rückgang augenscheinlich. Im Untersuchungsgebiet fielen viele Wuchsorte dem Autobahnbau zum Opfer. Ein Teil der heutigen Vorkommen befindet sich inmitten dichter Fichtenanpflanzungen und ist nur durch rigoroses Entfernen der Fichten zu retten. Durch Wegebaumaßnahmen wurden in den letzten 10 Jahren vor allem in der Nähe der Tal-



Abb. 1 *Daphne cneorum*, 14.5.83, Geisingen

Abb. 2 *Daphne cneorum* mit *Globularia elongata* u. *Hippocrepis comosa*, 12.5.83, Hegau





Abb. 3 *Aster bellidiflorus* u. *Thlaspi montanum*, 14.5.83, Hintschingen

Abb. 4 *Thesium rostratum* und *Globularia elongata*, 12.5.83, Hegau



mühle, bei Kirchen-Hausen, im Aitrachtal und bei Geisingen wertvolle Wuchsorte stark in Mitleidenschaft gezogen bzw. teilweise vernichtet.

Die Vorkommen auf Oberem Muschelkalk sind mit einer einzigen Ausnahme vermutlich nicht zu erhalten. Die Ursachen dafür sind in einer Änderung der Standortfaktoren zu sehen: der Düngereinfluß reicht bis an den Waldrand, der nicht mehr die lichte Baumartenzusammensetzung von früher aufweist.

Daphne cneorum ist in der „Roten Liste verschollener und gefährdeter Pflanzen in Baden-Württemberg“ (HARMS et al. 1983) als stark gefährdet eingestuft. Über die Ausweisung von Naturschutzgebieten besteht unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit, auch langfristig die entsprechenden Lebensräume zu erhalten. Im Untersuchungsgebiet gibt es vier Naturschutzgebiete, in denen *Daphne cneorum* vorkommt. Die Bestände sind aber darin unterschiedlich gut entwickelt, da Pflegemaßnahmen aufgrund ungünstiger Eigentumsverhältnisse im erforderlichen Umfang oft nicht möglich sind. In der Regel könnte die Pflege darauf beschränkt werden, den Baum- und Strauchbewuchs auszulichten und Fichten zu entfernen. Offene Bestände in etwas wüchsigeren Wiesen müßten alle 2-3 Jahre frühestens im Juli gemäht werden, um zu verhindern, daß *Daphne cneorum* von dem Grasfilz erstickt wird.

Durch die Ausweisung von 1-2 weiteren Naturschutzgebieten und mehrerer flächenhafter Naturdenkmale, in denen alle zum Schutz von *Daphne cneorum* erforderlichen Pflegemaßnahmen in vollem Umfang durch die Schutzverordnungen gewährleistet sind, ließen sich die besten der noch intakten Vorkommen langfristig erhalten. Angesichts des erst in den allerletzten Jahren rapide einsetzenden Rückgangs von *Daphne cneorum* sind die vorgeschlagenen Maßnahmen aber dringlich, soll die nur bruchstückhaft bekannte, wechselvolle Geschichte dieses alten Erdenbürgers und seltenen Kleinods der Baar und der Hegaualb nicht noch in diesem Jahrhundert ihr Ende finden.

Literaturverzeichnis

- AUBERT, S. (1900): La flore de la Vallée de Joux. – Bull. Soc. Vaud. Sci. Nat. **36**, S. 327-740.
- AYMONIN, M. G. (1959): Essai d'une monographie écologique du *Daphne cneorum* L. – Révue Générale de Botanique **66**, S. 281-328.
- BERTSCH, K. (1919): Wärmepflanzen im oberen Donautal. – Botan. Jb. **55**, S. 313-349.
- BRAUN-BLANQUET, J. (1930): Die Trockenrasengesellschaften des Hegaus und ihre Genese. – Veröff. Staatl. Stelle f. Natsch. u. Denkmalpf. **7**, S. 59-85.
- BRICKELL, C. D. u. B. MATHEW (1976): *Daphne* – the Genus in the Wild and in Cultivation. Surrey.
- BRUNNER, F. (1882): Verzeichnis der wildwachsenden Phanerogamen und Gefäßkryptogamen des thurgauischen Bezirks Diessenhofen, des Randens und des Höhgaus. – Mitt. Thurg. Naturf. Ges. **5**, S. 11-61.
- EICHLER, J., R. GRADMANN u. W. MEIGEN (1905-1927): Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern. Stuttgart.
- GAMS, H. (1930): Über Reliktöhrenwälder und das Dolomitphänomen. – Veröffentl. Geob. Inst. Rübél **6**, S. 32-80.
- GAMS, H. (1965): Afrikanische Elemente der Alpenflora. – Jb. Ver. z. Schutz der Alpenfl. u. Tiere **30**, S. 129-137.
- GMELIN, C. C. (1805-1826): Flora Badensis, Alsatica et confinium regionum cis et transrhena, plantas phanerogamas a lacu Bodamico usque ad confluentem Mosellae et Theni sponte nascentes exhibens, secundum systema sexuale cum iconibus ad naturam delineatis. 4 Bde. Karlsruhe.
- GRADMANN, R. (1950): Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb. 4. Aufl. Stuttgart.
- GROSSMANN, A. L. (1977): Der Lorbeerseidelbast – *Daphne laureola* L. – noch immer in Südbaden. – Beitr. naturf. Forsch. Südwestdeutschl. **36**, S. 61-65.
- HARMS, K. H., G. PHILIPPI u. S. SEYBOLD (1983): Verschollene und gefährdete Pflanzen in Baden-Württemberg. – Beih. zu Veröff. für Natursch. u. Landschaftspf. in Bad.-Württ. **32**, S. 1-160.
- HEGL, G. (1975): Illustrierte Flora von Mitteleuropa. Bd. V, Teil 2. Berlin u. Hamburg.
- KARRER, L. (1882): Flora des Hohentwiel mit Umgebung. – in FRAAS, O. et al.: Hohentwiel, Beschreibung und Geschichte. 2. Aufl. Stuttgart.
- KESSLER, K. (1898): Die Arten der Gattung *Daphne* aus der Section *Daphnanthes*. – Bot. Jb. **25**, S. 29-125.
- KOZO-POLJANSKI, B. M. (1928): Glaziale Pflanzenrelikte auf dem Orel-Kurskschen Plateau im Süden der mittelrussischen Hochebene. – Veget. Bild. **19**, Heft 1/2. Jena.

- KRAUSE, W. (1972): Lebende Zeugen nacheiszeitlicher Waldgeschichte der Baar. – Schriften Ver. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar **28**, S. 232-259.
- KUHN, K. (1937): Die Pflanzengesellschaften im Neckargebiet der Schwäbischen Alb. Öhningen.
- KUMMER, G. (1937-1946): Die Flora des Kantons Schaffhausen mit Berücksichtigung der Grenzgebiete. – Mitt. naturforsch. Ges. Schaffhausen **13-21** (7 Lief.).
- MEISTER, J. (1887): Flora des Kantons Schaffhausen. Schaffhausen.
- MEUSEL, H., E. JÄGER, S. RAUSCHERT u. E. WEINERT (1978): Vergleichende Chorologie der Zentraleuropäischen Flora. Bd. II. Jena.
- MÜLLER, Th. (1980): Der Scheidenkronwicken-Föhrenwald (Coronillo-Pinetum) und der Geißklee-Föhrenwald (Cytisopinetum) auf der Schwäbischen Alb. – Phytocoenologia **7**, S. 392-412.
- MÜLLER, Th. u. D. KAST (1969): Die geschützten Pflanzen Deutschlands. Stuttgart.
- NÄGELI, O. (1920): Die pflanzengeographischen Beziehungen der süddeutschen Flora besonders ihrer Alpenpflanzen zur Schweiz. – 14. Ber. d. Zürich. bot. Ges., S. 19-59.
- NÄGELI, O. (1925): Über die Ausstrahlung der pontischen (sarmatischen) Florenelemente in der Nordostschweiz. – Veröff. Geob. Inst. Rübel **3**, S. 554-567.
- PAUL, H. (1938): Über einige montane Pflanzen der Bayerischen Alpen. – Jb. Ver. z. Schutz der Alpenpfl. u. Tiere **10**, S. 35-54.
- POTTIER-ALAPETITE, G. (1943): Recherches phytosociologiques et historiques sur la végétation du Jura Central et sur les origines de la Flora jurassienne. Tunis.
- RICHARD, J.-L. (1972): La végétation des Crêtes rocheuses du Jura. – Ber. Schweiz. Bot. Ges. **82**, S. 68-112.
- RIEMENSCHNEIDER, M. (1956): Vergleichende Vegetationsstudien über die Heidewiesen im Isarbereich. – Ber. Bayer. Bot. Gesellsch. **31**, S. 75-120.
- RÖSLER, C. A. (1839): Flora von Tuttlingen und seiner Umgebung, bis Hohentwiel, Ludwigshafen und Werrenwag. Tuttlingen.
- ROTH v. SCHRECKENSTEIN, F. (1798): Versuch einer Flora der Gegend um Immendingen an der Donau. Unveröffentl. Manuskript.
- ROTH v. SCHRECKENSTEIN, F. u. J. M. v. ENGELBERG (1805-1814): Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann vom Einfluss der Schussen in den Bodensee bis zum Einfluss der Kinzig in den Rhein. 4 Bde. Donaueschingen.
- SCHMID, E. (1936): Die Reliktföhrenwälder der Alpen. – Beitr. geobot. Landesaufnahme Schweiz **21**, S. 1-190.
- SCHÜBLER, G. u. G. MARTENS (1834): Flora von Württemberg. Tübingen.
- STOFFLER, H. D. (1965): Erläuterungen zu den Standortskarten des Forstbezirks Engen. Unveröffentl. Manuskript.
- TROLL, W. (1926): Die natürlichen Wälder im Gebiete des Isarvorlandgletschers. – Mitt. Geogr. Ges. München **19**, S. 1-126.
- TUTIN, T. G. et al. (1968): Flora Europaea Bd. II. London, New York, Melbourne.
- WELTEN, M. u. R. SUTTER (1982): Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen der Schweiz. Basel, Boston, Stuttgart.
- WULFF, E. V. (1932): An introduction to Historical Plant Geography. – Chron. Bot. 1950.
- ZAHN, H. (1889): Flora der Baar. Tübingen.



Abb. 5 *Ranunculus oreophilus*, 14.5.83, Hintschingen

Abb. 6 *Daphne cneorum* und *Polygala chamaebuxus*, 21.5.83, Geisingen





Abb. 7 *Ranunculus oreophilus* und *Aster bellidiastrum*, 14.5.83, Hintschingen

Abb. 8 Durch Wegebau teilweise zerstörter Wuchsort von *Daphne cneorum*, 14.5.83, Geisingen



Die Bienen-Ragwurz (*Ophrys apifera*)

Ihre abweichenden Formen in der Baar und in
unmittelbar angrenzenden Gebieten

von Helmut Herrmann

Allgemeine Betrachtungen, Vorkommen

In der Baar sind die Vorkommen der Bienen-Ragwurz nicht gerade selten. Allerdings erscheint sie nicht jedes Jahr in gleicher Anzahl, auch nicht immer an denselben Fundorten. Nach meinen seit etwa 1953 mehr oder weniger intensiv durchgeführten Beobachtungen kann man davon ausgehen, daß alle Hänge, die von West bis Süd geneigt sind, die *Ophrys apifera* beherbergen. Dies trifft auch für Hanglagen zu, die in ihrer Grundrichtung nach Westen weisen, in denen jedoch kleinere oder größere, nach SW abfallende Bodenwellen vorhanden sind. Vor allem ist dies dort der Fall, wo der Braun-Jura (Dogger) ansteht. Voraussetzung ist, daß die Standorte den Charakter von Trocken-Halbtrocken-Rasen oder der Steppenheide haben. Meist sind in der Baar solche Lokalitäten Waldändern vorgelagert.

In lichten Forchenwäldchen – wie man dies gelegentlich in Südfrankreich finden kann – kam diese Art im Gebiet 7707 Engen nur einmal vor. Seit 1967 konnte ich sie dort nicht mehr finden. In Flachmooren – wie ich dies am Sarner See/Schweiz gesehen habe – konnte ich die Bienen-Ragwurz in der Baar nirgends feststellen. Lediglich in der Gegend von 7711 Unterbaldingen standen 1961 5, 1978 2 Exemplare unmittelbar im Moos einer Quelle, die den Horizont zwischen Malm und Dogger markiert.

In der Baar habe ich diese Orchideen-Art auf folgenden geologischen Schichten finden können:

Muschelkalk:	um Schwenningen, Eschachtal, Rottweil
Knollenmergel:	um Schwenningen
Schwarzer Jura (Lias):	Wutachtal
Brauner Jura (Dogger):	Wutachtal, Unterbaldingen
Weißer Jura (Malm):	in den Gegenden um Geisingen, Ippingen, Engen usw.

Verlust von Fundplätzen

Vor allem in den letzten Jahren sind etliche Fundplätze vernichtet worden, so ein üppiges Vorkommen am Wasserreservoir von 7211 Horgen bereits seit 1967. Dort fand mein Vater noch 1931 die var. *botteroni*. Das ganze Gebiet ist überbaut worden.

Ein anderer Standort auf dem Osterberg bei 7711 Öfingen fiel einer Aufforstung mit Schwarzkiefer zum Opfer. Dies war 1966.¹⁾ Auch andere geschützte Pflanzen waren davon betroffen. Das gleiche Schicksal erlitt auch ein Wuchsplatz auf der SW-Seite des Himmelsberges bei Öfingen. Hier erstickte die Bergkiefer die Bienen-Ragwurz.

Das umfangreichste Vorkommen der Baar bei 7711 Unterbaldingen starb ebenfalls den Aufforstungstod, obwohl ich auch hier versuchte, diesen zu verhindern.²⁾ Wo aber ökonomische Interessen vorherrschen, hat der Schutz der Natur nichts zu melden.

Gerade an dieser Stelle – die u. a. angepflanzten Fichten vergilben bereits – gab es die interessantesten Funde der Baar überhaupt. Es standen dort am 23. Juni 1961 insgesamt 389 Exemplare, davon nicht weniger als 29 der attraktiven var. *friburgensis*, neben noch anderen Aberrationen.

Die Straße zwischen 7711 Ippingen und 7717 Immendingen wurde 1973 verbreitert. Dabei wurde das dortige Vorkommen – auch hier zusammen mit anderen geschützten Pflanzen – wegradiert.

Ein weiterer Standort – das Gebiet liegt in der Umgebung von 7716 Geisingen – ging, auch hier zusammen mit anderen geschützten Pflanzen, durch Anpflanzung von Fichten vor dem Fundplatz verloren. Die hochgewachsenen Fichten nahmen den Pflanzen das Licht weg.³⁾ Die Bienen-Ragwurz erscheint dort seit 1966 nicht mehr.

Forstliche Maßnahmen, Siedlungserweiterungen und Straßenbau sind die Hauptursachen, die die Bestände schrumpfen ließen. Sicherlich sind auf diese Weise noch weitere Verluste hinzunehmen – trotz Naturschutz!

Gedanken zur Entwicklung der Art

In der Baar ist es mir noch nie gelungen, Insekten zu beobachten, die die Bestäubung vornehmen. Dagegen ist die Selbstbestäubung immer festzustellen.

In meiner nun schon sehr langen Beobachtungszeit ist mir immer schon die Unstetigkeit dieser Art aufgefallen. In manchen Jahren blüht sie reichlich, in anderen sucht man sie vergeblich, obwohl immer reichlich Fruchtsatz vorhanden ist.

So weisen meine Aufzeichnungen für die Jahre 1958, 1961 und 1980 die größten Bestände blühender *apifera*-Pflanzen auf. Das Jahr 1961 war das beste Jahr überhaupt. 1980 war die Zahl geringer, weil ja der reichhaltigste Fundplatz vernichtet wurde.

Etwa um die Hälfte kleiner waren die Bestände in den Jahren 1960, 1969 und 1978. Die unterschiedliche Häufigkeit liegt sicherlich im Entwicklungsrhythmus begründet. Im Jahre 1981 habe ich mich kurzerhand entschlossen, einer im Vorjahr markierten Pflanze, deren dürre Fruchtstand noch vorhanden war, nachzugraben. Gefunden habe ich nichts, nicht einmal eine zusammengeschrumpfte Haut der Knollen. Im Jahre 1982 führte ich dasselbe Experiment noch einmal durch, dieses Mal an drei verschiedenen Stellen: im Wutachtal und an Wuchsorten bei 7712 Blumberg und 7717 Immendingen – jeweils mit dem gleichen Ergebnis. So scheint es mir, daß aus einem Samen eine Pflanze emporwächst, die nur einmal blüht und dann nie wieder erscheint. Dies erklärt dann wohl, warum die Art nie an ein und derselben Stelle wiederkommt. Ich habe im Laufe der Zeit schon viele Exemplare markiert und nie an der gleichen Stelle wieder gefunden. Bei unseren drei anderen *Ophrys*-Arten ist dies nicht der Fall.

Aufgrund der Fülle der Samen, die nach jeder Blühperiode produziert werden, müßte man eigentlich annehmen, daß weit mehr blühende Pflanzen zu finden sind als dies tatsächlich der Fall ist. Der weitaus größte Teil der Samen kommt also nicht zur Entwicklung. Dies mag mit ein Grund dafür sein, warum *apifera* meist einzeln steht.

In all den Jahren meiner Beobachtung fand ich am 14. Juni 1957 an einer Fundstelle 2 Exemplare relativ dicht beisammen stehen. An dem vorerwähnten – vernichteten – großen Fundplatz gab es am 23. Juni 1961 je eine Vierer- und Achter-Gruppe. Sie sind allesamt später nicht mehr gekommen. Wie lange es vom Samen bis zur Blüte dauert, weisen meine Aufzeichnungen nicht exakt aus. Möglicherweise liegt die Entwicklungszeit zwischen 6 und 9 Jahren.

Im übrigen konnte ich 1982 – trotz intensiver Suche in der Baar – nicht eine einzige blühende *apifera*-Pflanze finden.

Begleitflora

Stete Begleiter sind vor allem Hornklee (*Lotus corniculatus*), Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*) und Wundklee (*Anthyllis vulneraria*). Zwar sind nicht immer alle drei vorhan-



Abb. 1 Typus, Baar 29. 6. 57



Abb. 2 var. *aurita*, bei Engen 24. 6. 66

Abb. 3 var. *friburgensis*, Baar 28. 6. 58



Abb. 4 var. *friburgensis*, Baar 22. 6. 61





Abb. 5 var. *friburgensis* mit Tendenz zu var. *botteroni*, Baar 23. 6. 61



Abb. 6 var. *botteroni*, Baar 12. 7. 80

Abb. 7 var. *botteroni*, bei Freiburg 4. 6. 60



Abb. 8 var. *botteroni*, bei Freiburg 16. 6. 59



den, doch wenigstens eine Art ist immer dabei. Die Gewöhnliche Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*) ist ebenfalls immer vorhanden. Wacholder (*Juniperus communis*) und die niedrigen Schlehenbüsche (*Prunus spinosa*) fehlen gelegentlich.

Nicht überall, aber doch gelegentlich, treten die folgenden Arten mit auf: Kugelblümchen (*Globularia vulgaris*), Steinröschen (*Daphne striata*), Purgier-Lein (*Linum catharticum*), Dünnblättriger Lein (*Linum tenuifolium*), Wucherblume (*Chrysanthemum leucanthemum*), Ästige Graslilie (*Anthericum ramosum*), Wiesensalbei (*Salvia pratensis*), KlapPERTOPF (*Alectorolophus major*), Augentrost (*Euphrasia rostkoviana*), Thymian (*Thymus serpyllum*), Ackerwachtelweizen (*Melampyrum arvense*), Bittere Kreuzblume (*Polygala amarum*), Schopfige Kreuzblume (*Polygala comosum*), Buchsblättrige Kreuzblume (*Polygala chamaebuxus*), Immenblatt (*Melittis melissifolium*), Deutscher Enzian (*Gentiana germanica*), Gefranster Enzian (*Gentiana ciliata*), Gelber Enzian (*Gentiana lutea*), Großblütiger Fingerhut (*Digitalis ambigua*), Silberdistel (*Carlina acaulis*), Gelber Klee (*Trifolium ochroleucum*), Rindsauge (*Buphthalmum salicifolium*), Rauher Alant (*Inula hirta*), Weidenblättriger Alant (*Inula salicina*), Bayrisches Leinblatt (*Thesium bavarum*), Mittleres Leinblatt (*Thesium linophyllum*), Berggamander (*Teucrium montanum*), Edelgamander (*Teucrium chamaedrys*), Gelber Zahntrost (*Odontites lutea*), Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*), Deutscher Ginster (*Genista germanica*), Geißklee (*Cytisus nigricans*), Blutroter Storchenschnabel (*Geranium sanguineum*), dazu noch etliche Gras- und Seggen-Arten. Diese Auflistung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Auch sind diese Pflanzen nicht bei allen *apifera*-Vorkommen gleichzeitig vorhanden. Ich habe hier nur zusammengestellt, was ich in Gesellschaft der Bienen-Ragwurz an den verschiedensten Fundorten feststellen konnte. Dies gilt übrigens auch für die folgenden Orchideen-Arten:

Helmknabenkraut (*Orchis militaris*), Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*)⁴⁾, Gewöhnliche Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*), Wohlriechende Händelwurz (*Gymnadenia odoratissima*)⁴⁾, Waldkuckucksblume (*Platanthera bifolia*), Bergkuckucksblume (*Platanthera montana*)⁴⁾, Fliegen-Ragwurz (*Ophrys muscifera*) [*insectifera*]⁵⁾, Spinnen-Ragwurz (*Ophrys araneifera*) [*sphegodes*]⁵⁾, Hummel-Ragwurz (*Ophrys fuciflora*) [*holoserica*]⁵⁾, Männliches Knabenkraut (*Orchis mascula*)⁴⁾, Rotes Waldvögelein (*Cephalanthera rubra*)⁴⁾, Bleiches Waldvögelein (*Cephalanthera pallens*) [*damasonium*]⁴⁾⁵⁾, Schwertblättriges Waldvögelein (*Cephalanthera ensifolia*) [*longifolia*]⁴⁾⁵⁾, Braunrote Sumpfwurz (*Epipactis atrorubens*), Breitblättriger Sumpfwurz (*Epipactis latifolia*) [*helleborine*]⁴⁾⁵⁾, Echte Sumpfwurz (*Epipactis palustris*) – nur in der Gegend um 7210 Rottweil a. N. in einer sehr trockenen Wacholderheide –, Angebranntes Knabenkraut (*Orchis ustulata*), Nestwurz (*Neottia nidus-avis*)⁴⁾, Einknollige Hermine (*Herminium monorchis*)⁴⁾, Zweiblatt (*Listera ovata*), Pyramiden-Orchis (*Anacamptis pyramidalis*).

Abweichende Formen in der Baar

Es ist nicht ausgeblieben, daß ich in all den Jahren einigen abweichenden Formen begegnet bin. Dabei ist mir aufgefallen, daß in der Gegend um 7730 VS-Schwenningen a. N. (auf Muschelkalk und Knollenmergel) kaum Aberrationen zu verzeichnen sind. Es herrscht hier eindeutig die Typus-Form (Abb. 1) vor. Hier kurz die wesentlichen Merkmale: Lippe mehr lang als breit, dreilappig, stark gewölbt, braun mit gelber Zeichnung, Anhängsel zurückgeschlagen; die Sepalen sind rosenrot, stark zurückgeschlagen, die Petalen klein und meist grünlich.

Schon weiter südlich, etwa auf der Linie 7711 Öfingen-Unterbaldingen, mischt sich die var. *aurita* (Abb. 2) bei. Noch weiter südlich, etwa im Raum Engen, dominiert sie bereits.

Diese Abweichung erkennt man an den verlängerten, schmallanzettlichen inneren Perigonblättern (Petalen). Diese Variante ist schon von MAX SCHULZE 1894 erwähnt.

Bei Unterbaldingen entdeckte ich am 21. Juni 1957 5 Exemplare der auffälligen var. *friburgensis* (Abb. 3). Am 29. Juni 1958 war dort ein Exemplar zu finden, ebenso am 27. Juni 1959. Insgesamt 29 Pflanzen dieser Varietät sah ich am gleichen Platz am 22. Juni 1961. Es ist genau die Stelle, die heute durch Aufforstung so gut wie vernichtet ist. Die meisten dieser Pflanzen hatten helles, fast weißes Perigon, wie ich dies andernorts noch nie gesehen habe (Abb. 4). Am 23. Juni 1961 fiel mir noch eine Pflanze auf, die abstehende, auffallend gehörnte Seitenlappen hatte (Abb. 5) und so bereits in Richtung var. *botteroni* zeigte. Von var. *friburgensis* erschienen dann erst wieder am 4. Juli 1968 3, am 5. Juli 1975 1 und am 14. Juli 1978 2 Exemplare. In späteren Jahren erschien sie nicht wieder.

Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Typus sind die verlängerten Petalen, die zugleich wie die Sepalen, also rosenrot, gefärbt sind.

Glücklicherweise entdeckte ich etwas weiter südlich am 20. Juli 1980 etwa zwischen 7717 Immendingen und 7707 Engen zwei kräftige Exemplare, von denen eines wiederum zur var. *botteroni* neigte. 1981 aber erschien dort nichts mehr.

Die bereits zitierte var. *botteroni* (Abb. 6-8) hat wie *friburgensis* verlängerte und rosenrot gefärbte Petalen. Das Labellum jedoch ist fast fünfrippig, manchmal zebraartig braun/gelb gestreift. Das Anhängsel ist oft nur angedeutet oder fehlt ganz. Es ist nicht nach hinten umgeschlagen. Im übrigen gleicht auch hier kein Exemplar exakt dem anderen. Ich habe dies sowohl an einigen Stellen in der Gegend von 7800 Freiburg (Abb. 7, 8) als auch im Raum Digne/Südfrankreich feststellen können.

MAX SCHULZE meint dazu im Nachtrag zu „Orchidaceen Deutschlands, Deutsch-Osterreichs und der Schweiz“, III, ca. 1886, S. 269, daß die Form *botteroni* die extremste ist, die sich über *aurita* und *friburgensis* entwickelt hat.

Ich selbst fand var. *botteroni* nur einmal im Gebiet, und zwar in einem Gelände bei 7712 Blumberg, am 12. Juli 1980. Bei ihr sind die fünf Lappen lediglich angedeutet, aber erkennbar (Abb. 6). Zweifelsohne gehört sie zum Kreis der var. *botteroni*.

An dem schon mehrfach erwähnten Standort, der der Aufforstung zum Opfer gefallen ist, tauchte am 29. Juni 1957 zum erstenmal ein Exemplar mit extrem verdunkelter Lippe (Labellum) auf (Abb. 9, 10). Am 27. Juni 1959 waren es zwei, am 23. Juni 1961 konnte ich vier Exemplare vorfinden. Seither ist diese Form nicht wieder erschienen.

Das Labellum war, wie gesagt, in allen Fällen verdunkelt. Die Sepalen waren in allen Fällen rosenrot, die Petalen bei der erstgefundenen Pflanze wie beim Typus (Abb. 9). In den folgenden Jahren kamen Pflanzen, deren Petalen *aurita*-ähnlich und zart rosenrot überhaucht waren (Abb. 10).

Sicherlich handelt es sich hier um Melanismus. Wie beim Typus sind auch hier die Pflanzen verschieden, und minimale gelbe Einfleckungen sind zu beobachten.

Möglicherweise ist es eine individuelle Kälte-Schutz-Form, wie ich dies bei anderen Pflanzen gelegentlich festgestellt habe. Besonders eindrucksvoll zeigt sich diese Erscheinung bei der Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*). Bei ihr sind die Blütenblätter außen purpurbraun überlaufen, ebenso die obersten Laubblätter. — In der Literatur, soweit sie mir zur Verfügung stand, konnte ich dazu nirgends Hinweise finden.

Von einer auffälligen Kuriosität möchte ich noch berichten, die ich am 13. Juli 1968 bei 7730 VS-Schwenningen a. N. in einem Knollenmergel-Hang gesehen habe (Abb. 11). Es handelt sich hierbei sicherlich um eine Wachstumsstörung, womöglich durch Frosteinwirkung. Sie ist auch später nie wieder in Erscheinung getreten.

Ich fand sie in einem Verband von 36 normalblütigen, zum Teil recht stattlichen Exemplaren von *Ophrys apifera*. Die normalblütigen Pflanzen waren durchweg soweit abgeblüht, daß nur noch die oberste oder teilweise auch die beiden obersten Blüten vorhanden waren.



Abb. 9 verdunkelte Form, Baar 21. 6. 57



Abb. 10 verdunkelte Form, Baar 23. 6. 61

Abb. 11 Wachstumsstörung, Baar 13. 7. 68



Abb. 12 Wachstumsstörung, Baar 20. 7. 68





Abb. 13 var. *trollii*, bei Hechingen 5. 7. 69



Abb. 14 var. *trollii*, bei Hechingen 5. 7. 69

Abb. 15 lus. *flavescens*, bei Hechingen 5. 7. 1969



Abb. 16 var. *friburgensis* (f. *bicolor*), bei Freiburg 4. 6. 60



Die Pflanze mit den irregulären Blüten hatte eine Höhe von 17 cm und drei Blüten, zwei davon noch in Knospe. Auffallend war hier zunächst, daß sich nicht, wie sonst üblich, die unterste Blüte zuerst öffnete, sondern die mittlere (Abb. 11).

Am 20. Juli 1968, also eine Woche später, war auch die unterste Blüte voll geöffnet. Sie wies vier Perigonblätter auf. Diese waren verhältnismäßig breit und rosenfarbig. Die Lippe fehlte gänzlich; dafür waren sechs Säulchen in unterschiedlicher Größe vorhanden. Drei davon neigten sich etwa halbkreisförmig nach unten und drei ebenso nach oben, so daß ein zahnkranzähnliches Gebilde vorhanden war. In der Mitte war dann noch eine grüne Fläche zu sehen, die aber nicht als Narbe angesprochen werden konnte (Abb. 12). Die oberste Blüte war noch nicht voll offen. In diesem Stadium konnte man weiße äußere Perigonblätter feststellen, die je eine breite grüne Mittelader und je zwei dünne Adern hatten. Bei einem Blick in die halbgeöffnete Blüte konnte man meinen, es handle sich hier um eine normale *apifera*-Blüte. Weitere Beobachtungen waren damals leider nicht mehr möglich.

Bemerkenswerte Ergänzungen aus dem weiteren Umkreis

Um diese Zusammenstellung etwas abzurunden, sei mir gestattet, noch einige Varianten aus der weiteren Umgebung der Baar vorzustellen.

Zunächst die var. *trollii*: Bereits MAX SCHULZE, 1894, beschrieb sie: „Ähre 3-blütig, Deckblätter lanzettlich, ziemlich so lang als der Fruchtknoten, außen rötlich mit grünen Nerven, innen rosenrot, die beiden seitlichen, inneren Perigonblätter zwei Drittel so lang als die äußeren, linealisch, bräunlich. Lippe 3-lappig, Seitenlappen kurz, linealisch, gelb. Mittellappen schmallanzettlich, verlängert, lang zugespitzt, weder ausgerandet noch zurückgeschlagen, in der Mitte mit einem purpurroten Streifen, am Rande gelb, Säule grünlich, mit fast geradem, grünem, linealischem, spitzem Schnäbelchen.“ Diese Beschreibung bezieht sich auf zwei Exemplare, die am alten Schloß Wülfen bei Winterthur/Schweiz gefunden wurden.

Am 5. Juli 1969 fotografierte ich diese Varietät (Abb. 13, 14) bei 7450 Hechingen. Diese Hechinger Exemplare – es waren insgesamt fünf – stimmen in den grundlegenden Kriterien mit der eben zitierten Beschreibung überein. Dennoch aber sind einige Merkmale unterschiedlich. So fallen zunächst die breiteren und stumpfen Sepalen auf, ebenso die kleineren und grünen Petalen, die etwas an die ssp. *aurita* erinnern, hier aber am Grunde etwas breiter sind. Das spitze Schnäbelchen fehlt, das Anhängsel ist nicht zurückgebogen. Die Lippe ist nicht so lang, etwas breiter an der Basis. Sie ist also etwas mehr dreieckig. Auch hier sind nicht alle Erscheinungen haargenau gleich.

MAX SCHULZE fand bei Jena/Thüringen Exemplare mit nur wenig ausgezogener Lippe. Das Anhängsel war nicht oder kaum zurückgebogen. REICHENBACH fil.⁶⁾ bezeichnete diese Form als *trollii*. Er fand dann bei Bex/Schweiz Pflanzen, die in etwa den Hechinger entsprachen. Danach, so folgert MAX SCHULZE, machen die Jenaer Formen den Anfang dieser Abänderung, die bei den bei Winterthur gefundenen ihre höchste Entwicklung erfährt. – Nach dieser Beurteilung handelt es sich bei den Hechinger Pflanzen um Übergangsformen.

An anderer Stelle in der Umgebung von Hechingen wächst noch die albinotische *lus. flavescens* (Abb. 15). Bei ihr ist die Lippe gelb mit bräunlicher Zeichnung, die Petalen sind weiß.

An einigen Stellen im Raum 7800 Freiburg gibt es gelegentlich im Verein mit dem Typus die var. *mutelia* (Abb. 17), deren Seitenlappen groß und stark gehört sind. Für die Baar möchte ich diese Form nicht leugnen, doch habe ich sie da bislang noch nicht gefunden.

Am 4. Juni 1960 stieß ich, ebenfalls in der Umgebung von Freiburg, auf vier Exemplare, die gewisse Merkmale der var. *bicolor* (=zweifarbige) aufweisen. Bei meinem Fund



Abb. 17 var. *mutelia*, bei Freiburg 10. 6. 57

aber ist die Lippe an der Basis gelblich, fast weiß. Die Petalen sind *friburgensis*-artig (Abb. 16). Nach DANESCH gehen sie in Richtung *aurita*, die Basis des Labellums ist rosenrot überlaufen. Nach WILLAMS sind die Petalen gleich dem Typus.

NELSON meint dazu wörtlich: „Die var. *bicolor* ist von der var. *apifera* vor allem dadurch unterschieden, daß sich das Labellum in zwei farblich stark voneinander abweichende Zonen gliedert, eine basale bis etwa zur Mitte reichende, mit Ausnahme eines vertikalen braunen Striches über dem medianen Leitbündel, einheitlich blaßgelbe, und eine apikale nicht allzu dunkel gefärbte braune Region. Die Malzeichnung fehlt auch hier. Das Basalfeld ist stark reduziert, schmutzig-gelblich bis leicht bräunlich. Schließlich wäre noch eine mehr oder weniger ausgeprägte Reduktion der Seitenlappen des Labellums zu nennen. Die Sippe ist außerordentlich konstant.“

Nachdem unsere Form die Petalen von *friburgensis* aufweist und optisch zweifarbig (*bicolor*) ist, wäre *Ophrys* var. *friburgensis* f. *bicolor* als Name denkbar (briefl. RÜHLING, Hamburg, 19. März 1982).

Eben diese Form ist auch in RUSSENBERGER abgebildet, dort jedoch mit *friburgensis* bezeichnet. Ich glaube, man kann daher davon ausgehen, daß es sich hierbei um eine konstante Form handelt, die wie auch die var. *bicolor* von MAX SCHULZE nicht erwähnt wurde. In diesem Falle glaube ich auch nicht an eine Erscheinungsform, die durch Frost entstanden ist (s. u.). Dazu sind die Farbeinheiten zu regelmäßig und zu scharf voneinander getrennt.

Schlußbetrachtung

Die Bienen-Ragwurz ist eine sehr variable Art. An ihren Lebensstätten findet man kaum eine Pflanze, die der anderen vollkommen gleicht, vor allem, wenn man die Lippe betrachtet. Wie man in der Literatur gelegentlich feststellen kann, benutzen manche Autoren

diesen Anlaß, neue Arten und Ärtchen zu konstruieren. Ich halte dies nicht für sinnvoll. Meist nämlich sind diese so neu geschaffenen Produkte nicht konstant.

Außerdem, so meine ich aufgrund vieljähriger Beobachtungen, sind viele dieser „Ärtchen“ durch individuelle Frosteinwirkung entstanden. Solche Verschiebungen oder Verzerrungen der Gelbanteile habe ich schon etliche Male auch bei Spinnen-Ragwurz (*Ophrys araneifera*) feststellen können, analog auch beim Wohlriechenden Veilchen (*Viola odorata*), bei dem durch Frosteinwirkung die Kronblätter mit Weißanteilen durchzogen waren. Hier handelt es sich eindeutig um Kälte-Formen, also schlichtweg um Frostschäden.

Die gleiche Erscheinung tritt auch gelegentlich bei Schmetterlingen auf, vor allem bei Scheckenfaltern (Melitaea). Wenn deren Puppen längere Zeit dem Frost ausgesetzt waren, verschieben sich auch hier vor allem die Gelb- und Weißanteile der Flügelfärbung. Aus diesem Grunde habe ich hier nur die Aberrationen aufgeführt, die seit Jahrzehnten in dieser Form nachgewiesen wurden und auch heute noch aktuell sind.

Lediglich zwei Ausnahmen habe ich hier gemacht, um aufzuzeigen, welche Verspieltheiten die Natur gelegentlich für uns bereithält. Bei der dunklen Form (Abb. 6, 7) könnte man an eine Konstanz denken, nachdem sie in drei verschiedene Jahren aufgetaucht ist.

Naturschutz

Nach dem Naturschutzgesetz vom 30. Mai 1978 § 30 und der Landesartenschutzverordnung vom 18. Dezember 1980 § 1 ist die Bienen-Ragwurz besonders geschützt. Danach ist es verboten, sie zu pflücken, auszugraben oder sonstwie zu beschädigen. – Beim Fotografieren ist äußerste Vorsicht geboten!

Anmerkungen

- ¹⁾ 1955 habe ich das damals zuständige Landratsamt Donaueschingen – heute nicht mehr existent – wegen Unterschutzstellung dieses Vorkommens angeschrieben. In einem Antwortschreiben vom 8. August 1955, das auf einem Gutachten des zuständigen Forstamtes beruht, heißt es dann u. a.: „...das Forstamt hebt ausdrücklich hervor, daß es an der Erhaltung der Pflanzenwelt stark interessiert ist. Es besteht aber nach seiner Auffassung keine Gefahr, daß die geschützten Pflanzen im Rahmen der dort überhaupt möglichen Holzproduktion eingehen, da genügend Blößen, Ödland und Gebüsch bestehen bleiben und im Interesse des Forstamts auch bewußt erhalten werden. Das Forstamt hält es nicht für ratsam, den gesamten Westhang nicht zu nutzen, da dies nicht vertretbar und auch der Gemeinde Unterbaldingen nicht zumutbar wäre. Auch die Gemeinde schließt sich der Auffassung des Forstamtes an und bittet eindringlich, von der Erklärung zum Naturschutzgebiet in jedem Falle absehen zu wollen.“
So erlitt die Bienen-Ragwurz mit noch anderen geschützten Pflanzen den Aufforstungstod.
- ²⁾ Hier machte ich den Vorschlag, das Land Südbaden möge dieses Gelände kaufen. Das Land war damit einverstanden, der Gemeinderat des Dorfes Unterbaldingen jedoch nicht. Dies war 1963.
So stirbt auch diese Population den Aufforstungstod.
- ³⁾ Im Raum Geisingen wurden vor einem Standort Fichten angepflanzt. Die Fichten nehmen nun der Bienen-Ragwurz und etlichen anderen geschützten Pflanzen das Sonnenlicht weg. Der Besitzer dieser Anpflanzung hätte die Fichten weggenommen, wenn er dafür ein anderes Waldstück erhalten hätte. Der zuständige Gemeinderat von Immendingen wollte dies aber nicht. Dies war 1981.
Ergo, auch diese Population stirbt den Aufforstungstod.
- ⁴⁾ Diese Arten sind meist nur vorhanden, wenn *apifera* fast direkt an Waldändern steht.
- ⁵⁾ Des besseren Verständnisses wegen habe ich hier die bislang gebräuchlichen Namen verwendet. Die jetzt neuen Namen sind in eckige Klammern gesetzt.
- ⁶⁾ REICHENBACH fil.: H. G. REICHENBACH (1824 - 1889), Botaniker, besonders Orchideen-Kenner.

Literaturverzeichnis

- DANESCH, E. u. O.: Orchideen. – Hallwag Taschenbuch 114 Botanik, 1975, S. 119.
 FÜLLER, F.: Die Orchideen Deutschlands, *Ophrys*. 1975, S. 32 - 34.
 HEGI, G.: Illustrierte Flora von Mitteleuropa, Bd. II. 1931, S. 334.
 HERRMANN, H.: Orchideen der Baar. – Heimatblättle Schweningen, 5/1967, S. 5 u. 6/1967, S. 5.
 HERRMANN, H.: Die *Ophrys*-Arten und ihre Variationen in der Baar. – Schriften Ver. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar 20/1970, S. 274.

- HERRMANN, H.: *Ophrys apifera* mit irregulären Blütenformen aus der Umgebung von Schwenningen. 1968 (Eigendruck).
- MAYER, A.: Exkursionsflora der Universität Tübingen. 1929, S. 94 f.
- NELSON, E.: Gestaltwandel und Artbildung erörtert am Beispiel der Orchideen Europas und der Mittelmeerländer. 1962, S. 178.
- ROTHMALER, W.: Exkursionsflora für die Gebiete der DDR und der BRD, Bd. 2. 1981, S. 492.
- RUSSENBERGER, H.: Orchideen des Randens. – Neujahrsblatt d. Naturforsch. Gesellsch. Schaffhausen 25/1973, Abb. 33.
- SCHULZE, M.: Die Orchidaceen Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der Schweiz. 1894, Nr. 31.

Der ehemalige Altar in der Schloßkapelle zu Heiligenberg

Sein Aufbau und seine Skulpturen

von Ulrich Knapp

Einführung

In dem Schloß zu Heiligenberg und in der Wallfahrtskapelle in Baitenhausen befinden sich Fragmente eines Altares, der sich ehemals in der Schloßkapelle zu Heiligenberg befand. Bei diesen Fragmenten handelt es sich um 5 unterlebensgroße Skulpturen, 11 Putti bzw. Cherubinköpfe – heute in Heiligenberg – und das Altarblatt samt Rahmen – heute in Baitenhausen.

Letzteres befindet sich in einem guten Zustand, während die meisten Teile des plastischen Schmuckes beschädigt sind. Überreste der Altararchitektur konnten bislang nicht aufgefunden werden – sie muß wohl als verschollen gelten.

Die Entstehungsgeschichte des Heiligenberger Altares

Die Entstehungsgeschichte dieses Altares für die Schloßkapelle läßt sich aufgrund der erhaltenen Archivalien sehr gut rekonstruieren.

Nachdem man sich anscheinend seit längerer Zeit um eine Erneuerung des aus dem 16. Jahrhundert stammenden Hochaltars der Schloßkapelle bemüht hatte, suchte man am 7. September 1764 wiederum um eine Genehmigung für einen neuen Hochaltar nach. Diesem Gesuch wurde entsprochen.¹⁾

Am 10. September 1764 wandte sich der Heiligenberg'sche Verwalter an „den in dergleichen Verfertigung berühmten Stuckador und bildhauer Feuchtmayer falls derselben sich annoch zu Mimmenhausen od. Mörsburg befinden sollte,“ mit dem Auftrag, einen Entwurf zu einem neuen Hochaltar mit den Figuren der Mutter Anna, Elisabeth, Joachim und Friedrich sowie der Hl. Dreifaltigkeit im Auszug anzufertigen.²⁾

Die Planung scheint zügig vorangeschritten zu sein. Am 14. Oktober 1764 berichtet der Verwalter zu Heiligenberg nach Donaueschingen über den Stand der Arbeiten. Demnach hatte sich auf das Schreiben vom 10. September nicht Josef Anton Feuchtmayer gemeldet, sondern *Johann Georg Dirr*. Dirr hatte einen Altarriß angefertigt und vorgelegt, der von der Auftragsvorgabe abwich: Statt 4 Skulpturen hatte er nur Mutter Anna und Joachim als Vollfiguren vorgesehen. Elisabeth und Friedrich könnten – nach einem Vorschlag Dirrs – anstatt der Cherubine an den „oberen Schnecken“ (d. h. den Schweifgiebeln) angebracht werden.

Weiterhin schlägt Dirr vor, die seitlichen Wandteile sowie den Durchgang zur Sakristei in die Altararchitektur miteinzubeziehen. Auf diesem Entwurf waren seitliche Draperien vorgesehen, um die Wand zu verkleiden. Als Mindestpreis für diesen Altar nennt Dirr die Summe von 600 fl.³⁾

Hatte man der Reduzierung des Figurenprogrammes zugestimmt, so stieß der Vorschlag, die Wand durch Draperien zu verkleiden, auf Ablehnung.

Die Kritik an Dirrs erstem Entwurf scheint sich jedoch nicht nur hierauf bezogen zu haben, denn am 24. Januar 1765 lieferte er einen berichtigten Riß, der der Ausführung zugrunde gelegt wurde.⁴⁾

Die Mimmenhausener Werkstatt hatte den Altar am 6. September 1765 vollendet.⁵⁾ Die Fassung erfolgte 1766.⁶⁾ Ebenfalls im Jahre 1765 war bei *Joseph Esperlin* das Altarblatt in Auftrag gegeben worden. Als Thema war die Himmelfahrt Mariae vorgegeben.⁷⁾ Zusätzlich erhielt der Altar im Jahre 1766 noch „zwei Kindel“ an den Tabernakel.⁸⁾

Im Zusammenhang mit dem Neubau des Hochaltars bemühte sich *Johann Georg Dirr* noch um weitere Aufträge. Am 31. Januar 1766 verfertigte er einen Kostenüberschlag zu einer neuen Kanzel, dem ein Entwurf beigelegt ist. Diese Kanzel, die 200 fl. kosten sollte, wurde nie ausgeführt⁹⁾, wie auch weitere Eingriffe in den vom ausgehenden 16. Jahrhundert geprägten Kapellenraum unterblieben. Erst im 19. Jahrhundert erfolgten einschneidende Veränderungen: Im Jahre 1878 wurde der bei *Johann Georg Dirr* in Auftrag gegebene Altar wieder abgebaut, der Raum purifiziert und unter Verwendung originaler Teile neu ausgestattet. Die Altarwand erhielt einen neomanieristischen Altar von *Ludwig Seitz*. Heute ist auch dieser nur fragmentarisch sichtbar, denn im Laufe des 20. Jahrhunderts hatte man große Teile der Wandmalereien abgedeckt. Der Altar erscheint heute isoliert an der Nordwand, anstatt, wie ursprünglich geplant, in ein ornamentales Netz eingespannt zu sein.

Bisherige Forschungslage

In die Forschung sind die Figuren des Heiligenberger Hochaltars bereits früh eingeführt worden. Erstmals ausführlich vorgestellt wurden sie von *Ruth SCHWEISSHEIMER* im Jahre 1935. Aufgrund der von ihr aufgespürten Dokumente weist sie die Hauptfiguren ausnahmslos *Johann Georg Dirr* zu. Eine detaillierte Rekonstruktion wird von ihr nicht vorgeschlagen. Doch scheint sie von einem symmetrisch aufgebauten Baldachinaltar ausgegangen zu sein, da sie annimmt, daß ein Pendant zu dem knieenden Cherubin existiert habe und heute verloren sei. Die hl. Anna und den hl. Joachim sah sie auf isolierten Postamenten rechts und links des Altares, ähnlich wie in *Baindt*.¹⁰⁾

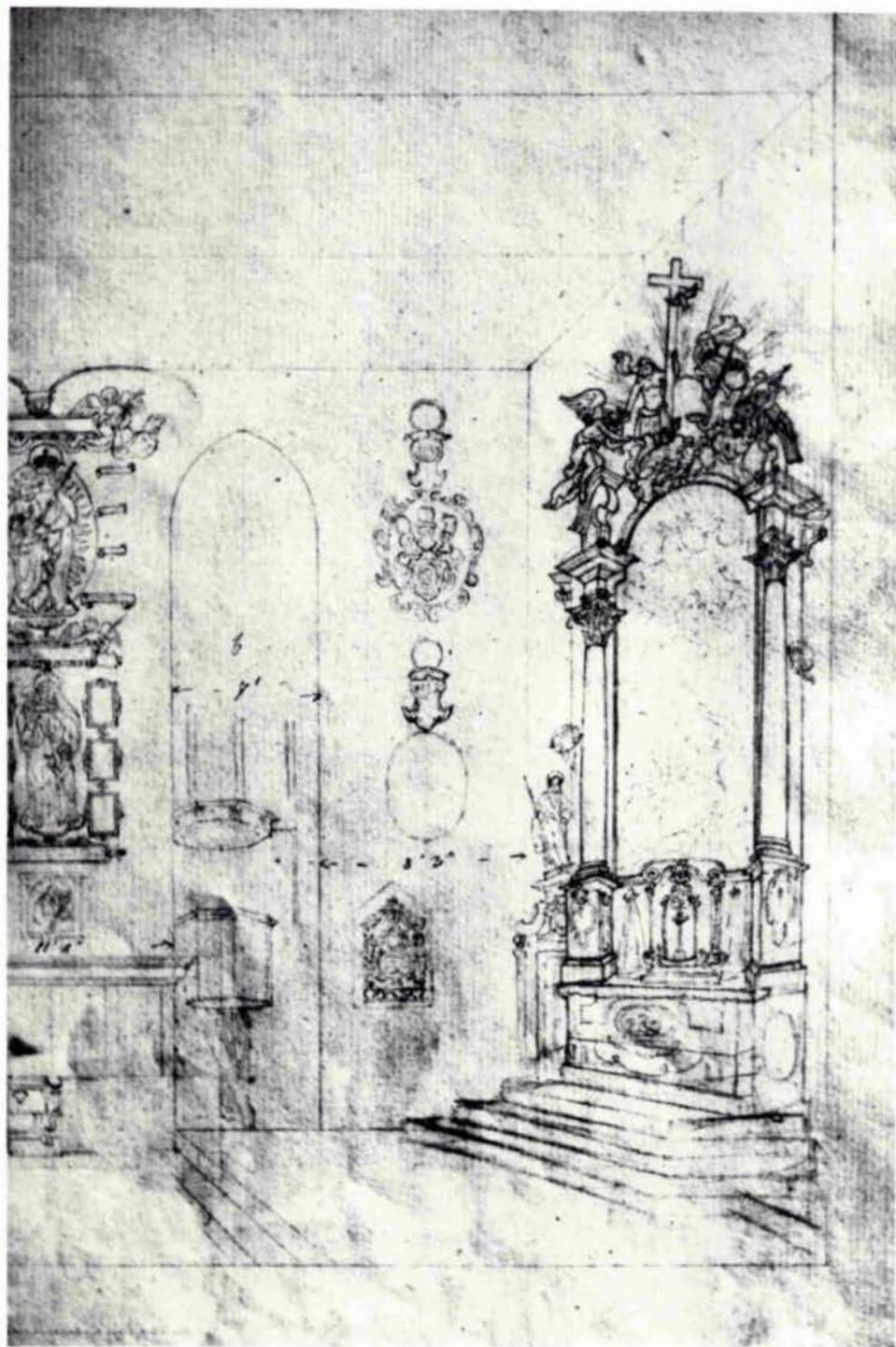
Wilhelm BOECK akzeptierte die Zuweisung der Figuren an *Johann Georg Dirr*. Als Rekonstruktion schlägt er, in Anlehnung an *Joseph Anton Feuchtmayers* Altar in der Schloßkapelle zu *Meersburg*, eine flache Säulenaedikula mit Außenstatuen und einer Dreifaltigkeitsgruppe im Auszug vor.¹¹⁾

Rekonstruktion des Altares

Bei den Nachforschungen konnte eine unpublizierte und bislang nur in einer Photographie faßbare Zeichnung aufgespürt werden, die die Altarwand und Teile der Westwand unmittelbar vor dem Abbruch des Altares im Jahre 1878 zeigt.¹²⁾ Aufgrund dieser Zeichnung läßt sich der Altar wie folgt rekonstruieren:

Über einem dreistufigen Steinsockel erhob sich der eigentliche Altaraufbau. Dieser war als Säulenaedikula mit – raumbedingt – sehr steilem Querschnitt konzipiert. Der Altartisch war zwischen die über Eck gestellten Sockel der Freisäulen eingespannt. In seiner Mitte befand sich ein ovales Relieffeld.

Der Tabernakel bildete mit der ihn hinterfangenden Rückwand und den Piedestalen der Säulen eine Zwischenzone, mit deren Hilfe der Aufbau weiter gestreckt wurde. Den Tabernakel bekrönte eine Pelikangruppe. Die 1766 erwähnten „Kindel“ zum Tabernakel sind auf der Zeichnung nicht wiedergegeben. Bei ihnen handelt es sich um die Putti VIII und IX, die sich rechts und links des Tabernakels befanden. Zum Vergleich sei auf die gleichzeitigen Putti am Tabernakel des Hochaltars in der Franziskanerkirche Überlingen verwiesen. Die Piedestale wurden an den Außenseiten mit Kartuschen geziert, deren oberen Abschluß die Cherubinköpfe VI und VII bildeten.



Der Heiligenberger Altar vor dem Abbruch 1878 – Foto einer (verschollenen) zeitgenössischen Zeichnung.

Über dieser Zwischenzone erhoben sich die auf attisch-ionischen Basen ruhenden Freisäulen mit ihren korinthisierenden Kapitellen. Sie trugen je ein Gebälkstück und einen geschweiften Sprenggiebel. Diese Freisäulenaedikula wurde von einer durch Pilaster gegliederten Rücklage hinterfangen.

Die Aedikula umschloß das „J. Esperlin“ signierte und „1765“ datierte Altarbild, das sich heute in Baitenhausen befindet. Das Gemälde, Öl auf Leinwand, zeigt die Himmelfahrt Mariae.

Etwa in halber Höhe der Freisäulen waren schwebende Putti angebracht. Es handelt sich hier um die Putti IV und V.

Bekrönt wurde der Altaraufbau durch eine Dreifaltigkeitsgruppe und Rahmenfiguren. Die gesamte Komposition wurde durch Wolken und eine Strahlenglorie hinterfangen.

Das Zentrum der Gruppe bildete die Heilig-Geist-Taube, die vor dem unteren rechten Zwickel des Kreuzes Christi schwebte. Auf der rechten Seite saß Gottvater, der sich leicht nach vorne beugte. In seiner Linken hielt er einen Himmelsglobus. Zu seiner Rechten, d. h. links neben ihm, befand sich der aufschwebende Christus mit dem Kreuz. Auch er wandte sich mit leicht gesenktem Haupt dem Betrachter zu.

Auf dem linken Sprenggiebel kniete der in Heiligenberg erhaltene Cherubin. Der rechte Schweifgiebel wurde von einer durch die Putti I und II gebildeten Gruppe geschmückt.

In der Mitte unter Gottvater und Christus schwebte unmittelbar über dem Altarbild Putto III.

Losgelöst von diesem engeren Aufbau des Hochaltares fanden die hl. Anna und der hl. Joachim ihre Aufstellung. Oberhalb des Sakristeieinganges war eine kleine Konsole geschaffen worden, die in loser Verbindung zur Altararchitektur stand. Auf diese Konsole war die hl. Anna postiert worden.

Aus Symmetriegründen schuf man auf der linken Seite der Altarwand eine Scheintüre mit einer ebensolchen Konsole, auf der der hl. Joachim seine Aufstellung fand. Demnach hat sich mit Ausnahme der Heilig-Geist-Taube, der Pelikan-Gruppe und des Reliefs am Stipes der gesamte figurative Schmuck des Altares ebenso wie das Altarbild erhalten. Verloren sind die Architekturteile und die Zwischenstücke des Aufsatzes.

Im folgenden sollen nun die erhaltenen Skulpturen im einzelnen vorgestellt werden.

Die einzelnen Skulpturen

1. Die hl. Anna

Höhe: 1,42 m

Breite: 0,72 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung, darunter originale Poliment-Weißfassung. Fassung z. T. stark beschädigt. Am Buch Vergoldung aus der Zeit der 2. Fassung.

Zustand: Die Figur weist größere Beschädigungen an der rechten Hand auf. Hier fehlen außer dem Daumen sämtliche Finger. Weitere Beschädigungen an der Plinte, dem rechten Fuß, dem linken Bein, der linken Hand und dem Buch.

Die einem rhombenförmigen Gesamtaufbau folgende Figur wendet sich in einem weiten C-Schwung nach links, entsprechend ihrem Aufstellungsort und unter Bezugnahme auf



Die hl. Anna

ihr Pendant, die Figur des hl. Joachim. Das an den Beinen eng anliegende Gewand bauscht sich in der Hüftgegend. Die Arme sind weit geöffnet, das mit der Linken gehaltene Buch ist mit den aufgeschlagenen Seiten dem Altartisch zugewandt. Auf diese Weise entsteht der Eindruck, die Figur öffne sich dem Betrachter gegenüber.

Das nach links geneigte und mit einem Schleier bedeckte Haupt wird durch die sehnige und kräftige Durchbildung gekennzeichnet. Einzig der kirschförmige Mund fällt heraus.

Im Gesamtaufbau entspricht die hl. Anna dem von Johann Georg Dirr bevorzugten Typus, der sich durch die charakteristische, dem Rhombus angenäherte Konzeption und die weite Öffnung in der Körpermitte auszeichnet.¹³⁾ Hier unterscheidet sich Johann Georg Dirr wesentlich von Joseph Anton Feuchtmayer, dessen Statuen schraubenförmig angelegt sind und insgesamt unruhiger und bewegter erscheinen.¹⁴⁾

Die hl. Anna entspricht im Aufbau wie in der Körperhaltung der Maria aus der ehemaligen Salemer Pfarrkirche St. Leonhard, heute Herdwangen, von 1765¹⁵⁾ und der hl. Katharina von Siena am südlichen Nebenaltar der Klosterkirche in Beuron, 1760/63 entstanden.¹⁶⁾ Die Gestaltung des Gesichtes, insbesondere die betonte Durchbildung der Augenlider, die Grübchen am Mund und die sehnige Gesamterscheinung findet ihre nächste Entsprechung in der Büste des Praestinari-Epitaphes in der Franziskanerkirche zu Überlingen. Dieses wird ebenfalls J. G. Dirr zugewiesen und um 1765/66 datiert.¹⁷⁾ Ähnlichkeiten zeigt weiter die hl. Anna, ehemals Salem, St. Leonhard, heute Herdwangen, 1765 von Johann Georg Dirr, die allerdings eine typologisch andere Darstellung aufweist und daher nur in Details vergleichbar ist. Unterschiede zeigen sich jedoch zu der hl. Anna am nördlichen Nebenaltar der Klosterkirche Beuron. Von SCHWEISSHEIMER der Hand Johann Georg Dirrs zugewiesen, ergeben sich bei genauerer Betrachtung dieser Figur, insbesondere bei Berücksichtigung gleichzeitiger Arbeiten Johann Georg Dirrs Zweifel an dessen Urheberschaft.¹⁸⁾ Im Vergleich zur Heiligenberger Annenfigur weist die streng vertikal stehende Beuroner Skulptur einen schraubenförmigen Aufbau auf. Die Gewandung ist bizarr gestaltet. Die Nervosität dieser Figur steht in Gegensatz zu Johann Georg Dirrs Beuroner Figuren der hl. Katharina von Siena und des hl. Dominikus. Eine nahe Verwandtschaft besteht jedoch zu dem hl. Laurentius am Hochaltar der Franziskanerkirche in Überlingen, die von BOECK als typisches Spätwerk Joseph Anton Feuchtmayers bezeichnet wird.¹⁹⁾

Angesichts dieses Vergleichsmaterials kann die hl. Anna aus Heiligenberg auch aus stilistischen Gründen *Johann Georg Dirr* zugewiesen werden.

2. Der hl. Joachim

Höhe: 1,43 m

Breite: 0,78 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Fassung über originaler Poliment-Weißfassung. Reste von Vergoldung aus dem 2. Fassungszustand am Buch. Die Fassung ist teilweise stark beschädigt.

Zustand: Die Figur ist in sehr schlechtem Zustand. Der rechte Arm und die dazugehörigen Gewandteile sind von der Figur gelöst und beschädigt. Große Teile der Plinte sind durch Holzwurmbefall zerstört. Der linke Arm ist verloren. Die Skulptur ist am gesamten Körper bestoßen und weist entsprechende Beschädigungen auf.

Die kontrapostisch aufgebaute Figur neigt sich mit ihrem Oberkörper – auf die hl. Anna Bezug nehmend – stark nach rechts. Durch die geöffnete Armhaltung weitet sie sich in der Hüftgegend aus, erreicht aber nicht die formal geschlossene Erscheinung wie die hl. Anna. Ein weites Manteltuch zieht sich spiralförmig um den Körper. Vor dem Unterkörper bauscht es sich stark nach vorne.



Der hl. Joachim

Im Gegensatz zur hl. Anna ist diese Figur jedoch großflächiger und weicher modelliert. Die scharfkantigen Brechungen in den Gewändern, wie wir sie an anderen gesicherten Werken Johann Georg Dirrs aus dieser Zeit finden, fehlen hier.

Das Gesicht des hl. Joachim wird ebenfalls durch sehr weiche, fließende Formen geprägt. Charakteristisch ist die kurze von Joseph Anton Feuchtmayer beeinflusste Nase. Besonders auffallend sind jedoch die schlitzförmigen Augen mit den nur schematisch angedeuteten Lidern und der tiefliegenden, vertikalen Augenfläche.

Diese Augenbildung findet weder bei Johann Georg Dirr noch bei Joseph Anton Feuchtmayer eine Parallele. In gleicher Weise ist sie jedoch an den von *Franz Anton Dirr* geschaffenen Figuren in der Franziskanerkirche zu Überlingen zu beobachten. Dieses Charakteristikum durchzieht Franz Anton Dirrs gesamtes Schaffen, es sei hier beispielsweise auf seine Hochaltarfiguren in St. Fiden (SG) verwiesen. Es wird später von seinem Mitarbeiter *Alois Dirr* übernommen.

Als weiteres hervorstechendes Merkmal ist das in großen isolierten Locken gestaltete Haupthaar zu nennen, wie es ähnlich an den Franz Anton Dirr zugewiesenen Figuren des hl. Stephanus und des linken Engels vom Hochaltar der Überlinger Franziskanerkirche zu sehen ist.²⁰⁾

Aufgrund dieses stilistischen Befundes muß der hl. Joachim von Heiligenberg aus dem Werk *Johann Georg Dirrs* ausgeschieden werden. Die Figur ist als eine Schöpfung *Franz Anton Dirrs* anzusehen. Vermutlich liegt ihr aber ein Entwurf *Johann Georg Dirrs* zugrunde.

3. Der knieende Cherubin vom linken Sprenggiebel

Höhe: 1,305 m

Breite: ca. 0,85 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung über originaler Poliment-Weißfassung, z. T. erheblich beschädigt.

Zustand: Die Figur weist mehrere kleine Fehlstellen auf. Überall sind Risse an den Nahtstellen der einzelnen Hölzer und an alten Fugenfüllungen zu sehen. Der rechte Flügel fehlt.

Der Engel kniete stark nach vorne gebeugt und mit dem Kopf zum Betrachter gewandt auf dem linken Schweifgiebel. Das rechte Bein ist beinahe in seiner ganzen Länge sichtbar und frei in den Raum ausgestreckt. Der Engel wird von einem über die linke Schulter gelegten Tuch, das sich über den Rücken und um die Hüften legt, eingehüllt.

Die Flügel sind weit ausgebreitet, die Hände in Gebetshaltung weit nach vorne gestreckt.

Stilistisch steht der Engel vor allem dem schwebenden Engel über dem Hochaltar in der Franziskanerkirche zu Überlingen nahe. Differenzen ergeben sich dagegen zu dem Engel an dem 1763/64 von Johann Georg Dirr angefertigten Hochaltar in der Klosterkirche Baidnt.²¹⁾ Besonders charakteristisch sind dabei die lange, stark durchgebogene Nase, die schematischen, tiefsitzenden Augen sowie das in wellenförmige Locken gelegte Haupthaar. Neben dem Engel im Auszug des Überlinger Hochaltars sind auch die unteren Engel dieses Hochaltars als nahe Vergleichsbeispiele heranzuziehen. BOECK konnte diese Arbeiten glaubhaft *Franz Anton Dirr* zuweisen.²²⁾ Aus diesem Grunde ist, vor allem wegen der stilistischen Verwandtschaft, auch der knieende Engel vom Hochaltar der Heiligenberger Schloßkapelle *Franz Anton Dirr* zuzuschreiben.



Der knieende Cherubin

4. Christus

Höhe: 1,24 m ohne Kreuz

2,09 m mit Kreuz

Breite: 0,75 m ohne Kreuz

1,10 m mit Kreuz

Material: Linde, der obere Teil des Kreuzes in Fichte ergänzt

Fassung: Neuere Weißfassung über originaler Poliment-Weißfassung, das Kreuz und die Wolken ursprünglich mittelgrau. Am Kreuz Reste von Vergoldung aus der 2. Fassungsphase.

Zustand: Die Figur ist z. T. stark beschädigt. Der rechte Arm fehlt ab dem Ellbogengelenk. Zahlreiche Fugen sind aufgebrochen, hier befinden sich auch mehrere Fehlstellen. Das Kreuz ist in seinem oberen Teil (erhöht?) ergänzt worden.

Christus schwebt, in der Linken das Kreuz haltend, das rechte Bein leicht angezogen und den Oberkörper nach vorne gebeugt, auf einer Wolkenbank. Der Unterkörper und das linke Bein werden von einem Tuch umspielt, dessen eines Ende sich hinter dem Kopf einem Kissen gleich bauscht. Der Oberkörper und das rechte Bein sind vollkommen unbekleidet.

Stilistisch steht diese Figur in unmittelbarem Zusammenhang mit der hl. Anna (Heiligenberg), der Praestinari-Büste (Überlingen) und der hl. Anna in Herdwangen. Sie ist als eigenhändiges Werk *Johann Georg Dirrs* anzusprechen. Die stark gebeugte Haltung Christi ist hier vor allem auf die beengten räumlichen Verhältnisse in der Kapelle und den Umstand, daß der neue Altar bis unter die Decke reichte, zurückzuführen.

Ein gelöstere und insoweit fortgeschrittenere Lösung zeigt die im Württ. Landesmuseum in Stuttgart aufbewahrte Christusfigur, die *Johann Georg Dirr* zugeschrieben und um 1770 datiert wird.²³⁾

5. Gottvater

Höhe: 1,41 m

Breite: 0,84 m

Material: Linde

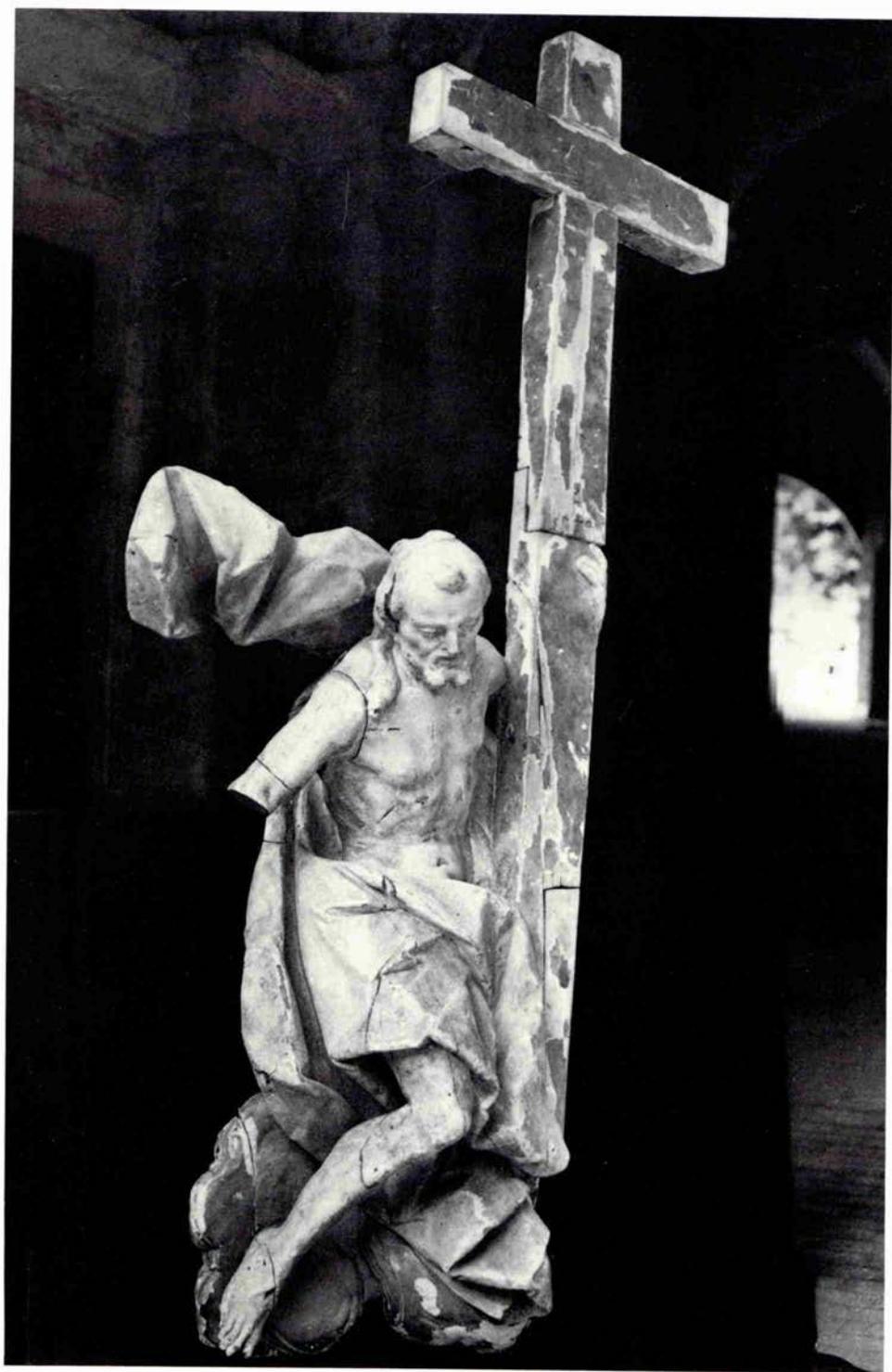
Fassung: Neuere Weißfassung, darunter Poliment-Weißfassung; Wolken und Himmelsglobus ursprünglich mittelgrau. Der Himmelsglobus zeigt Spuren einer Vergoldung aus der 2. Fassungsphase.

Zustand: Neben mehreren kleineren Beschädigungen sind zahlreiche Fugen gesprungen, dort z. T. auch Fehlstellen. Die rechte Hand ist verloren.

Die vollständig bekleidete Figur thront, das linke Bein übergeschlagen und in der Linken den Himmelsglobus haltend, auf einer Wolkenbank. Der Kopf ist leicht nach rechts geneigt. Das Gewand bauscht sich hinter dem Körper auf und hinterfängt das Haupt.

Die Gewandung ist großflächig angelegt, besitzt aber scharfkantige Brechungen der Binnenfalten, die eine bewegte Oberflächenstruktur hervorrufen. Das Gesicht weist trotz der Stilisierung sehr markante Züge auf, die allerdings durch die späteren Fassungen heute teilweise verschwommen sind. Im Gegensatz zu der Figur des hl. Joachim sind die einzelnen Partien weniger schematisch, insbesondere an der Augen-Nasenpartie. Das Haupt- und Barthaar liegt – mit Ausnahme der Locke an der rechten Kopfseite – eng am Körper an und fällt in weiten weichen Wellen.

Diese Charakteristika weist in gleicher Weise die Figur des hl. Joachim am nördlichen Seitenaltar in der Klosterkirche Beuron auf. Ruth SCHWEISSHEIMER konnte diese Figur aus stilistischen Gründen überzeugend *Johann Georg Dirr* zuweisen. *Franz Anton Dirr*



Christus



Gottvater

muß als Urheber wegen der nicht unwesentlichen Unterschiede zwischen der Figur Gottvaters und der des hl. Joachim (Heiligenberg) ausscheiden. Aus diesen Gründen ist die Figur Gottvaters in Heiligenberg ebenfalls als eine Arbeit *Johann Georg Dirrs* anzusehen.

6. Putto I

Höhe: 0,80 m

Breite: 0,48 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Fassung über Poliment- Weißfassung, die Oberfläche ist teilweise beschädigt.

Zustand: Mehrere Fugen sind aufgegangen. Beschädigungen befinden sich an beiden Händen und am rechten Fuß.

Der senkrecht aufschwebende Putto hat das linke Bein nach oben angewinkelt, ebenso den linken Arm erhoben, während die Rechte nach hinten ausgestreckt ist. Der Kopf ist nach links gedreht und leicht nach unten geneigt. Der Putto nimmt in seiner Haltung auf den Putto II Bezug, mit dem zusammen er die rechte Giebelgruppe bildete.

Der Putto steht in nahem Zusammenhang mit den Putti am Hochaltar der Franziskanerkirche in Überlingen, unterscheidet sich aber grundlegend von den Putti der Altäre in Zeil und Baidt. Besonders hingewiesen sei auf die Unterschiede in der Physiognomie und der Haarbehandlung.



Die Putti I und II

Es handelt sich hier um keine Arbeit *Johann Georg Dirrs*, aber auch eine Autorschaft *Franz Anton Dirrs* bleibt bei einem Vergleich mit den seiner Hand zuzuweisenden Arbeiten am Heiligenberger Altar zweifelhaft. Wir müssen daher davon ausgehen, daß hier eine *dritte, bislang unbekannt Hand* beteiligt war.

7. Putto II

Höhe: 0,68 m

Breite: 0,38 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Fassung z. T. beschädigt oder abgeblättert.

Zustand: Sämtliche Fugen sind gesprungen; der rechte Arm fehlt ab der Mitte des Oberarmes; Beschädigungen an der linken Hand und an den Füßen.

Der ehemals auf dem rechten Sprenggiebel liegende Putto dreht sich nach links oben. Die Beine sind übergeschlagen, der linke Arm ist erhoben.

In seiner stilistischen Gestaltung entspricht er den Putti an den Altären in Zeil und Baidt.²⁴⁾ BOECK schreibt diese Putti unter Verweis auf die Arbeiten in Überlingen *Franz Anton Dirr* zu.²⁵⁾ Dem ist auch hier zu folgen.

8. Putto III

Höhe: 0,54 m

Breite: 0,335 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Fassung z. T. stark beschädigt.

Zustand: Teilweise sind die Fugen aufgesprungen. Beschädigungen an den Händen und an den Füßen.

Der schwebende Putto krümmt sich nach rechts oben. Die Arme sind nach vorne (rechts) bzw. zur Seite (links) ausgestreckt. Um den linken Arm trägt er ein Band, wie auch das um die Hüften gelegte Tuch von einem solchen Band gehalten wird.

Der Putto, der Parallelen zu den Putti unter den Büsten der Mater Salvatoris und des Salvator auf der Galerie der Wallfahrtskirche Birnau aufweist, steht *Johann Georg Dirr* nahe.

9. Putto IV

Höhe: 0,66 m

Breite: 0,285 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung über Poliment-Weißfassung.

Zustand: Mehrere Fugen sind gesprungen und alte Kittung aufgegangen. Es fehlt das linke Bein; Beschädigungen befinden sich am rechten Bein, am rechten Fuß, an den Händen und am Haupthaar.

Der horizontal schwebende, ehemals vor der rechten Freisäule angebrachte Putto blickt streng nach vorne. Die Linke ist nach vorne, die Rechte nach hinten ausgestreckt. Stilistisch gilt für ihn dasselbe wie für Putto III. Auch er steht *Johann Georg Dirr* nahe.

10. Putto V

Höhe: 0,57 m

Breite: 0,26 m

Material: Linde

Fassung: Neuere Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Fassung stark beschädigt.

Zustand: Dem Putto fehlen beide Arme, ebenso der rechte Fuß, der linke ist beschädigt.

Der leicht gekrümmt schwebende Putto befand sich vor der linken Freisäule. In seinen Stilmerkmalen entspricht er Putto II und den dort genannten Vergleichsbeispielen. Er kann somit *Franz Anton Dirr* zugewiesen werden.

11. Cherubinkopf VI

Höhe: 0,40 m

Breite: 0,24 m

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Fassung an wenigen Stellen abgeplatzt.

Zustand: Weitgehend unbeschädigt, nur einige kleinere Bestoßungen.

Der leicht nach rechts gewandte Kopf befand sich an der Außenseite des rechten Piedestales. Der Kopf steht in Zusammenhang mit entsprechenden Köpfen am Hochaltar der Überlinger Franziskanerkirche und ist als Arbeit *Franz Anton Dirrs* anzusprechen.²⁶⁾

12. Cherubinkopf VII

Höhe: 0,42 m

Breite: 0,24 m

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung über Poliment-Weißfassung.

Zustand: Mit Ausnahme einiger Bestoßungen nahezu unbeschädigt.

Der nach links blickende Cherubinkopf befand sich an der Außenseite des linken Piedestales. Der Kopf mit seinem etwas fülligen Gesicht und den tief eingeschnittenen Augen steht in engem Zusammenhang mit den Putti VIII und IX. Aufgrund dieser Charakteristika kann er als Arbeit *Johann Georg Dirrs* angesprochen werden.

13. Putto VIII

Höhe: 0,55 m

Breite: 0,29 m

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Anker vergoldet.

Zustand: Mehrere Bestoßungen. Am Anker fehlt eine Spitze, ansonsten weitgehend unbeschädigt.

Der stark zusammengekauerte Putto war wohl rechts neben dem Tabernakel angebracht. Er dreht sich nach links, zum Betrachter hin.

Die charakteristische Physiognomie der Gesichter, die ihre Entsprechung in den Putten an der Büste des Salvator und der Mater Salvatoris in der Wallfahrtskirche Birnau



Die Putti VIII und IX

ebenso, wie in einem fortgeschritteneren Stadium an den Putti der Hauptaltargalerie im Salemer Münster findet, spricht ebenso wie die plastische Gestaltung für *Johann Georg Dirr* als Autor.

Die stark gebeugte, beinahe deformierende Haltung scheint von Johann Georg Dirr in den 60er Jahren für tabernakelflankierende Putti bevorzugt worden zu sein. Diese sehr introvertierte Haltung steht dabei in krassem Gegensatz zu den extrovertierten Putti Joseph Anton Feuchtmayers.

Ähnlich wie in Heiligenberg sind die ebenfalls von Johann Georg Dirr geschaffenen Putti rechts und links des Tabernakels am Hochaltar der Überlinger Franziskanerkirche gestaltet. In bedeutend kleinerem Format hat sich noch ein weiterer Putto dieses Typs in der Kapelle von Wangen bei Markdorf erhalten. Auch diese Arbeit ist Johann Georg Dirr zuzuweisen. Einen weiteren Hinweis auf Johann Georg Dirr als geistigen Urheber dieses Typus, der ansonsten in der Mimmenhausener Werkstatt nicht gebräuchlich war, liefert ein von Johann Georg Dirr signierter Entwurf zu einem Hochaltar.²⁷⁾ Die in den 60er Jahren entstandene Zeichnung zeigt links neben dem Tabernakel einen kauernenden Putto, der in der Haltung den Heiligenberger Putti VIII und IX entspricht. Der Putto kann daher als eigenhändige Arbeit *Johann Georg Dirrs* angesehen werden.

14. Putto IX

Höhe: 0,58 m

Breite: 0,42 m (mit Kreuz)

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung über Poliment-Weißfassung; Kreuz vergoldet.

Zustand: Mit Ausnahme einiger Bestoßungen weitgehend unbeschädigt erhalten.

Dieser Putto befand sich wahrscheinlich links neben dem Tabernakel als Gegenstück zu Putto VIII. Er kann aus denselben Gründen *Johann Georg Dirr* zugewiesen werden.

15. Puttenkopf X

Höhe: 0,17 m

Breite: 0,10 m

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung, darunter ältere Fassung.

Zustand: Beide Armstummel abgebrochen.

Der Puttenkopf befindet sich heute an einem Tabernakel aus dem ehemaligen Kloster Bächen aus dem 18. Jahrhundert. Er ist dort zweifelsfrei sekundär verwendet. Fassungen und Stilistik entsprechen den Putti VIII und IX. Der Kopf entspricht in Ausmaß und Gestaltung den Puttenköpfen an dem ab 1765 geschaffenen Chorgestühl im Salemer Münster. Sie sind wohl als *Arbeiten der Mimmenhausener Werkstatt* anzusprechen. Vermutlich waren sie am Tabernakel oder an dessen Rückwand angebracht.

16. Puttenkopf XI

Höhe: 0,16 m

Breite: 0,125 m

Material: Linde

Fassung: Neue Weißfassung über älterer Fassung.

Zustand: Leichte Beschädigungen am unteren Ende, der rechte Armstummel wurde abgesägt.

Der Kopf ist leicht nach links gewandt und nimmt so auf den Puttenkopf X Bezug. Für ihn gilt dasselbe wie für die obengenannte Arbeit. Auch er ist in der *Mimmenhausener Werkstatt* entstanden.

Zusammenfassung

Der ehemalige Hochaltar aus der Schloßkapelle in Heiligenberg zeigt sich nach dieser Untersuchung in seinen plastischen Teilen als das Produkt sehr unterschiedlicher Hände. Als Bildhauer können *Franz Anton* und *Johann Georg Dirr* nachgewiesen werden. Bei den Putti ist in hohem Maße auch die *Werkstatt* beteiligt. Obwohl ein einheitlicher Gesamtentwurf *Johann Georg Dirrs* dem Altar zugrunde lag, flossen sehr unterschiedliche Konzeptionen in das ausgeführte Werk ein: Es können bereits deutlich die kennzeichnenden Merkmale der beiden nach dem Tode Joseph Anton Feuchtmayers selbständig arbeitenden Werkstätten abgelesen werden: Der etwas schematische und spröde Stil *Franz Anton Dirrs*, der in seiner Extremform von dessen Mitarbeiter *Alois Dirr* weitergeführt wird, und die

eher weichen, zerbrechlich wirkenden Arbeiten *Johann Georg Dirrs*, der einen beinahe höfisch verfeinerten Stil bevorzugt.

Der Heiligenberger Altar ist in dieser, von mehreren so unterschiedlichen Bildhauern geschaffenen Form kein Einzelfall. Als Vergleichsbeispiel sei der bereits mehrfach erwähnte Hochaltar in der Überlinger Franziskanerkirche genannt. Als Mitarbeiter dieses 1759 in Auftrag gegebenen Werkes können Joseph Anton Feuchtmayer, Franz Anton Dirr und Johann Georg Dirr namhaft gemacht werden.²⁸⁾ Von der Hand Joseph Anton Feuchtmayers stammt hier der hl. Laurentius, Franz Anton Dirr schuf den hl. Stephanus und die Engel, Johann Georg Dirr ist der Autor der Puttengruppen am Tabernakel. Diese Puttengruppen, in Überlingen ebenso wie in Heiligenberg, stellen einen eigenen schöpferischen Beitrag Johann Georg Dirrs dar, mit dem er sich deutlich von Joseph Anton Feuchtmayer und den von ihm beeinflussten Arbeiten absetzt.

In ihrer Gesamtheit kann die Konzeption des Altares *Johann Georg Dirr* zugewiesen werden, ein direkter Einfluß *Joseph Anton Feuchtmayers* ist nicht zu spüren. Hierfür sprechen die reduzierte Tiefenräumlichkeit und der im Vergleich zu den Entwürfen Feuchtmayers schlichtere Aufbau der Altararchitektur.

Der Heiligenberger Altar beleuchtet insoweit interessante Aspekte der Mimmenhausener Werkstatt. Hierbei handelt es sich vor allem um die in hohem Maße arbeitsteilige Organisation, die zur Folge hatte, daß die Hauptfiguren nicht von einer Hand, sondern von den gerade verfügbaren Bildhauern geschaffen wurden. Andererseits bieten die Altäre in Heiligenberg und in Überlingen gute Ansatzpunkte, um die Arbeiten Feuchtmayers und der Brüder Dirr voneinander zu scheiden bzw. die Zusammenhänge zwischen ihnen, insbesondere nach der Trennung der Werkstätten, aufzuzeigen. Bei den Figuren des Heiligenberger Altares konnte nachgewiesen werden, daß sich die Hauptmerkmale dieser später selbstständigen Werkstätten bereits in dem großen Werkstattbetrieb Feuchtmayers herausgebildet hatten und dort auch eine gewisse Autonomie beanspruchen konnten. Folge dieses werkstattinternen Pluralismus, zu dem später noch der Stil Johann Georg Wielands, des ersten klassizistischen Bildhauers im Bodenseegebiet, kam, waren derart heterogene Werke wie die Hochaltäre in Heiligenberg und in Überlingen. Das bindende und vereinigende Glied bildet jeweils die Altararchitektur. Durch sie wird jeweils eine der verschiedenen Gestaltungsrichtungen zur dominierenden – in Heiligenberg wird der Altar durch die Konzeption Johann Georg Dirrs bestimmt, in Überlingen überwiegt die Feuchtmayer'sche Komponente.

Die Altäre in Heiligenberg und in Überlingen kennzeichnen in ihrer künstlerischen Uneinheitlichkeit einen kritischen Punkt in der Entwicklung der Mimmenhausener Werkstatt. Unmittelbar auf die Vergabe und Anfertigung des Heiligenberger Hochaltars folgten die Entwürfe für einen neuen Hochaltar in das Salemer Münster.²⁹⁾ In den zahlreichen Planungsänderungen und verworfenen Entwürfen dokumentiert sich einerseits die künstlerische Zerrissenheit der Werkstatt, andererseits aber auch die Unentschlossenheit der Auftraggeber. Der entscheidende Konflikt, das grundsätzlich unterschiedene Form- und Körperempfinden, verbunden mit einer veränderten Religiosität, ist aber bereits in den frühen Altären der 60er Jahre angelegt und kommt am Heiligenberger Hochaltar besonders deutlich zum Ausdruck.

Anmerkungen

- ¹⁾ F. F. Archiv Donaueschingen, Eccl. 60, Fasc. VI⁹. Diese Archivalien wurden erstmals von RUTH SCHWEISSHEIMER publiziert.
- ²⁾ a. o. O.
- ³⁾ a. o. O.
- ⁴⁾ a. o. O.
- ⁵⁾ a. o. O.
- ⁶⁾ a. o. O.
- ⁷⁾ a. o. O.
- ⁸⁾ a. o. O.
- ⁹⁾ a. o. O.
- ¹⁰⁾ SCHWEISSHEIMER, R.: Johann Georg Dirr – Der Bodenseeplastiker des Louis XVI, Diss. München 1935, pp. 19-24.
- ¹¹⁾ BOECK, W.: Joseph Anton Feuchtmayer, Tübingen 1948, p. 133.
- ¹²⁾ F. F. Archiv Donaueschingen, WOWES Katalog (Band „Geschichte der Restauration der Schloßkapelle“).
- ¹³⁾ Zur Charakterisierung vgl. weiter die entsprechenden Kapitel bei SCHWEISSHEIMER (Anm. 10) und im Vergleich zu J. G. Wieland bei KNAPP, U.: Johann Georg Wielands Tätigkeit für die Reichsabtei Salem, Friedrichshafen 1983, pp. 14 ff., jeweils mit weiteren Vergleichsbeispielen.
- ¹⁴⁾ Die Heiligenberger Figuren waren früher Joseph Anton Feuchtmayer zugeschrieben worden, vgl. die bei SCHWEISSHEIMER (Anm. 10) p. 20 zitierte ältere Literatur.
- ¹⁵⁾ SCHWEISSHEIMER (Anm. 10) pp. 37 ff.
- ¹⁶⁾ a. o. O. pp. 9 ff.
- ¹⁷⁾ a. o. O. p. 79.
- ¹⁸⁾ a. o. O. p. 13.
- ¹⁹⁾ BOECK (Anm. 11) p. 284.
- ²⁰⁾ a. o. O. pp. 283 ff.
- ²¹⁾ SCHWEISSHEIMER (Anm. 10) pp. 14 ff., Barock in Baden-Württemberg, Katalog der Ausstellung Bruchsal 1981, I, Kat. Nr. B 11.
- ²²⁾ BOECK (Anm. 11) p. 286.
- ²³⁾ WLM Stuttgart
- ²⁴⁾ BOECK (Anm. 11) Abb. 447 p. 279.
- ²⁵⁾ a. o. O. p. 283.
- ²⁶⁾ vgl. BOECK p. 284 und Abb. 454.
- ²⁷⁾ Die Zeichnung wurde im Jahre 1981 vom Bodenseekreis erworben und ist publiziert in: 25 Jahre Kunstsammlung Städtisches Bodensee-Museum Friedrichshafen 1957-1982, Friedrichshafen 1982, Verz. Nr. 6 und Abb. p. 53.
- ²⁸⁾ vgl. BOECK pp. 279 ff.
- ²⁹⁾ Eine Zusammenstellung der bislang bekannten Zeichnungen zu diesem Hochaltar findet sich bei KNAPP, U.: Katalog der Zeichnungen zur Bau- und Ausstattungsgeschichte der Reichsabtei Salem, Friedrichshafen 1984 (oder '85).

Frühmittelalterliche Wehranlagen an der Keuper-Lias-Kante in der Baar bei Schwenningen

von Dieter Knaupp

Die Feststellung des Standortes einer frühmittelalterlichen Burg auf dem Burgrain am Törnleberg bei Schwenningen, später auch „Falkenstein“ genannt und nicht zu verwechseln mit der ehemaligen Keltenburg auf dem Törnleberg, sowie die Erkenntnis, daß diese Burg offenbar Teil eines überlokalen Wehr- oder Wachsystems war, gab Anlaß, die Hintergründe ihrer Entstehung zu klären.

Die Burg „Falkenstein“

Lange blieb die Suche nach der Burg „Falkenstein“ bei Schwenningen erfolglos, weil sie mit der Keltenburg auf der Bergspitze des „Törnleberg“ identifiziert worden war. Der Name ist der Oberamtsbeschreibung von Tuttlingen aus dem Jahre 1879 entnommen; er rührt offensichtlich von den letzten Besitzern her.

Erst mit Erscheinen des Schwenninger Lägerbuches von 1703 (O. BENZING, 1979) und der Auswertung des Vorgängers von 1570 konnte der Standort anhand der Grenzbeschreibung und durch Geländebegehung ziemlich eindeutig bestimmt werden.

Die erste und bisher einzige Beurkundung ist dem Buch „Quellen zur Schwenninger Geschichte von 890 bis 1600“ von Otto BENZING, 1983, zu entnehmen (S. 46).

Der Burgstall befindet sich 2,4 km südöstlich des Schwenninger Marktplatzes auf der Flur „Burgrain“, hart an der Markungsgrenze gegen Hochemmingen und Mühlhausen im ehemaligen Herrschaftswald „Kaufholz“.

Man kann nur noch überwachsene Trümmerhaufen und Erdmulden erkennen, und der mutmaßliche Grabenverlauf zeichnet sich gerade noch ab. Früher eventuell vorhandenes Mauerwerk ist total abgetragen. Der ehemalige Zugang vom „Zollersbühl“ her wird praktisch nicht mehr benutzt, ist jedoch in den Karten noch als Waldweg eingetragen und durch mehrere Hohlstellen deutlich auszumachen.

Auch die Flurnamen haben die Erinnerung an die ehemalige Burg und ihre Umgebung bewahrt: „Uff dr Burg“, „Hinter der Burg“, „Burgrain“, „Guckenbühl“, „Zollersbühl“, „Rosengärtle“ und „Tiergarten“ sprechen eine deutliche Sprache.

Ein kleiner Sagenkreis rankt sich um die Burg, und es ist sicher nicht uninteressant, ihrem Wahrheitsgehalt einmal nachzuspüren.

Eine glänzende Ritterburg darf auf dem Burgrain nicht erwartet werden. Auf gar keinen Fall war Schutz geboten gegen die um die Mitte des 14. Jahrhunderts aufkommende Artillerie. Damit hatte die Burg bei Übergang an die Falkensteiner wohl kaum noch wehrtechnische Bedeutung.

Selbst für die pulverlose Zeit sind eigentlich für einzelne Anlagen dieser Art ernstzunehmende Abwehrfunktionen kaum denkbar, Wachaufgaben waren sicherlich eher angemessen.

Name: Burgrain – Türnleberg – Falkenstein
 Standort: 2,4 km SO Marktplatz Schweningen,
 Markung Schweningen
 Überreste: Überwachsene Erdhaufen u. -mulden,
 keine Mauern
 Bewuchs: Überwiegend Buchen, Umgebung
 Tannen
 Zugang: Alter Weg im Wald vom Zollersbühl
 zum Burgrain

Beurkundet: Lehenurkunde 1349,
 Schwenninger Lägerbuch
 v. 1570
 Flurnamen: Uff u. hinter d. Burg,
 Burgrain, Guckenbühl,
 Rosengarten, Tiergarten
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: März 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp

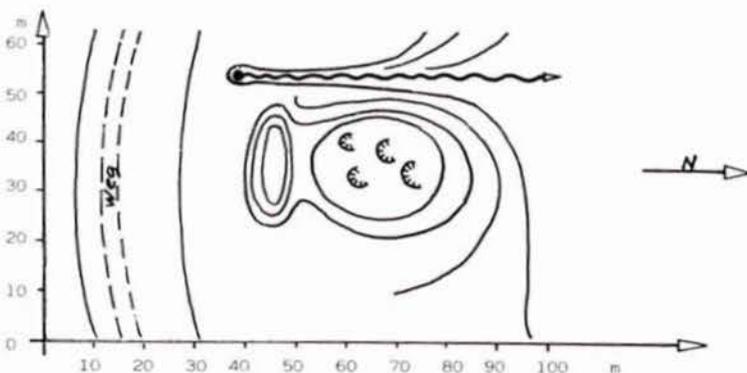
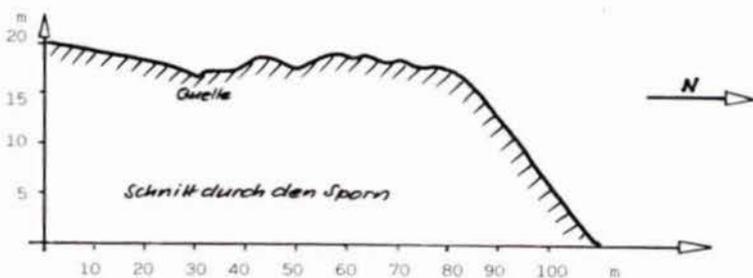
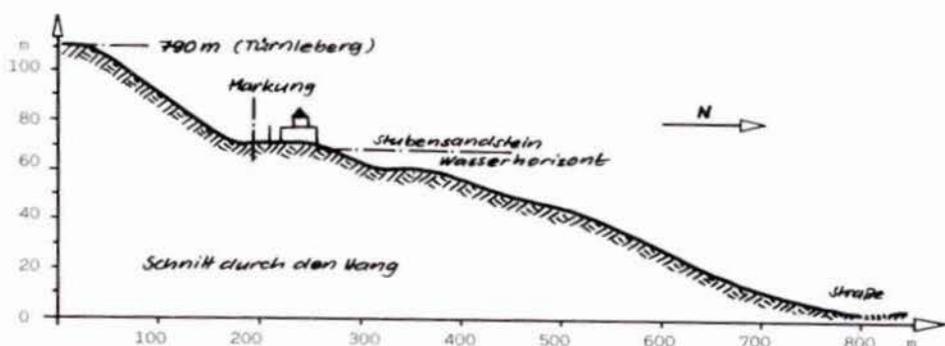


Abb. 1 Schematische Darstellung der Merkmale des Burgstalles am Burgrain

Art und Beschaffenheit der Burg „Falkenstein“

Wie bereits erwähnt wurde, sind die Mauern unserer Burg total abgetragen. Reste können auch verwittert sein, da das Baumaterial der näheren Umgebung im Gegensatz zu Hochemmingen oder Bad Dürkheim aus wenig beständigem Stuben- und Schilfsandstein besteht.



Burgberg



Horgen



Dwaningen



Kappel



Rehwaldstein



Zimmern

Es ist weiterhin damit zu rechnen, daß bei eventuellen Grabungen nicht einmal Fundamente gefunden werden können, da früher auch solche Bauten direkt auf den gewachsenen Boden gestellt wurden, wie dies beispielsweise bei Abbruch der Brandruine des Schwenninger „Steinernen Hauses“ beobachtet wurde.

Trotzdem gibt es Hinweise, wie diese Burg ausgesehen haben könnte: Die „Püschgerichtskarte der ehemals Freien Reichsstadt Rottweil“ aus dem Jahre 1564 gibt Merkmale wieder, die für Kleinburgen unserer engeren Heimat typisch waren.

Reizvoll ist es, das folgende Haus mit der oben gezeigten Reihe zu vergleichen, es kann heute noch in Aasen bewundert werden. Eine Jahreszahl über dem Eingang deutet auf eine Erbauung im Jahre 1416 hin.

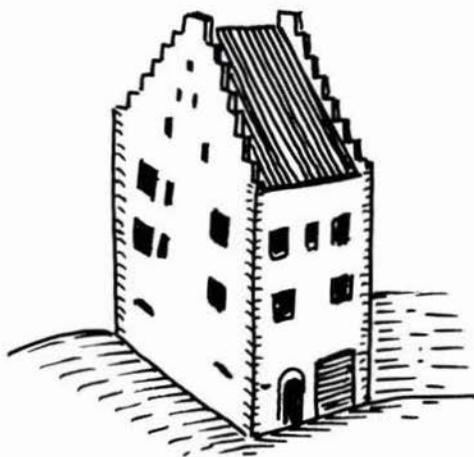


Abb. 5 Dorfburg (?) in Aasen („Friedli-Huus“)

Über interessante Parallelen berichten die „Blätter des Schwäbischen Albvereins“, XXIII. Jahrgang (1911), Nr. 4, S. 109 ff.: Im Hohenloher Land kennt man die „Rothenburger Landhege“. Dort wurden alle bedeutenden Straßen von sog. „Landtürmen“, die große Ähnlichkeit mit den dargestellten Burgen haben, überwacht. Insgesamt neun dieser Türme sicherten das Gebiet der ehemaligen Reichsstadt.

Noch ein Hinweis kann dem Bericht über die „Rothenburger Landhege“ entnommen werden:

Unter den Flurnamen in unmittelbarer Nachbarschaft unseres alten Burgstalles am Burgrain findet man die Bezeichnung „in Riegeln“ (Lägerbuch 1703).

Von Rothenburg wird nun diesbezüglich berichtet, daß neben den bereits erwähnten Hauptverbindungen die Nachbarschaftswege mit „Riegeln“, das sind mit „Schellenschlössern“ absperrbare Schlagbäume, gesperrt wurden.

Der „Bettelweg“, der von Dürheimer Gebiet zur „Setze“ führte, konnte an der Burg vorbei Richtung Tuttlingen benutzt werden und war vielleicht auf dieselbe Art gesichert. Heute noch kann man einen Waldweg verfolgen, auf dem man in stetigem Anstieg die Flur „Stock“ erreicht. Dieser würde genau die Fortsetzung des „Bettelweges“ bilden.

Das Blickfeld der Burg

Auf den ersten Blick steht die Burg „Falkenstein“ bezüglich Dorf und Markung Schwenningen im Abseits. Durch verschiedene Ortsbegehungen wurde zu klären versucht, was von der Burg aus beobachtet werden konnte. Das Ergebnis ist in dem nachstehenden Kartenausschnitt eingetragen:

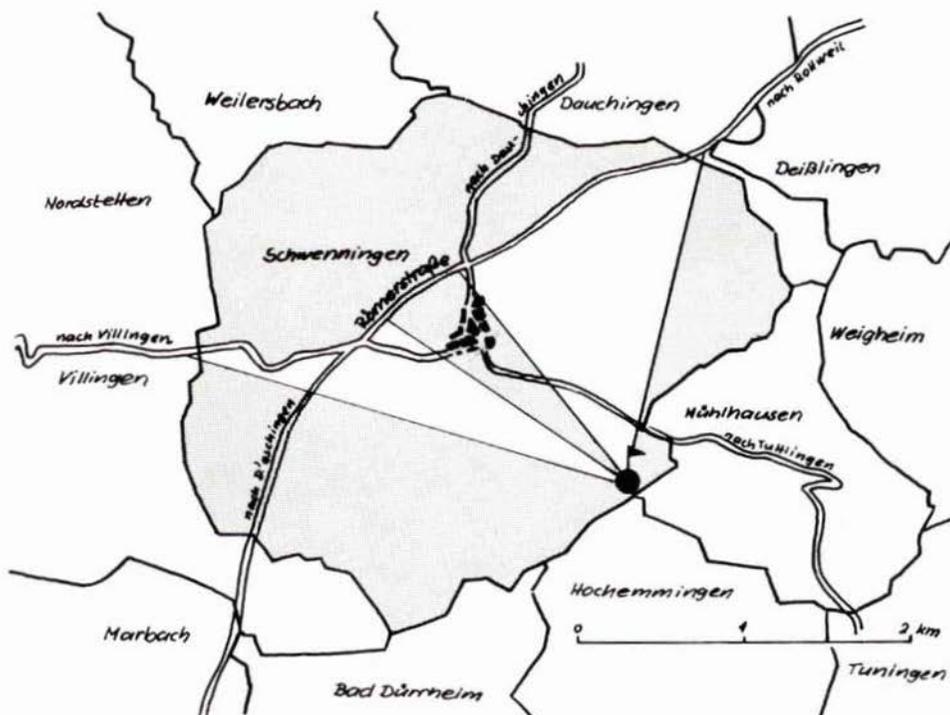


Abb. 6 Blickfeld der Burg „Falkenstein“

Die alten Wege konnten überraschend gut eingesehen werden:

- die Römerstraße: ca. 60%
- die Straße von Villingen zwischen Markungsgrenze und Ortsmitte: ca. 50%
- die Straße nach Tuttlingen zwischen Ortsmitte und Markungsgrenze: ca. 80%.

Zum Turm der evangelischen Stadtkirche besteht Sichtverbindung, es darf außerdem angenommen werden, daß von dem vorgelagerten „Guckenbühl“ (evtl. Standort eines Wachturmes) der Schloßbühl Mühlhausen zu sehen war. Ein besserer Standort ist auf der Schwenninger Markung kaum zu finden.

Geologische Voraussetzungen

Eine der Geländestufen unserer engeren Heimat zieht sich von Aasen (Aasener Kapf) vorbei an Bad Dürrenheim (Hirschhalde, Kapfwald), Schwenningen (Türnleberg), Weigheim (Erdbeerenbühl), Trossingen (Kätenen, Hintere Halde) nach Aixheim (Hessenhart). Dann wird dieser Höhenzug vom Prinntal unterbrochen.

Am östlichen Steilabfall dieser Stufe stehen von oben nach unten Knollenmergel, Stubensandstein, Bunte Mergel, Schilfsandstein und dann Gipskeuper an. Wichtig für die folgende Darstellung ist die Schicht des Stubensandsteins. Auf der Schwenninger Markung zieht sie sich in 750 m über NN am Türnleberg entlang und bildet die „Setze“, eine Terrasse unterhalb der höchsten Erhöhung. In oder an dieser Schicht treten gerne Quellen auf; am bekanntesten ist für uns das „Setzebrünnele“.

Das Wasser dieser Quellen hat teilweise tiefe Tobel in den Hang eingeschnitten und zahlreiche Sporne (= zungenartige Vorsprünge) herausmodelliert.

Die Landschaft östlich dieser Stufe zieht sich als Ebene bis zum eigentlichen Alb-Anstieg hin. Schon sehr früh siedelten sich hier Alemannen an, – die „-ingen-Orte“ des betrachteten Gebietes legen davon Zeugnis ab: Trossingen, Tuningen, Hochemmingen, Öfingen, Baldingen.

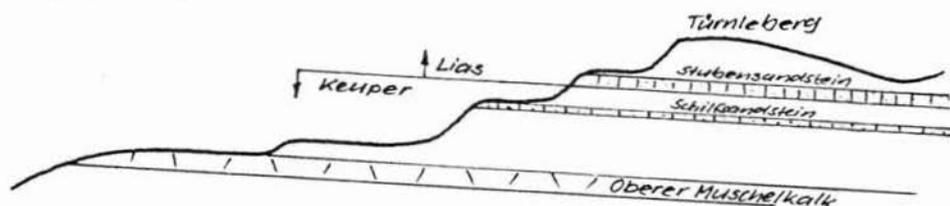


Abb. 7 Schnitt durch die Keuper-Lias-Stufe am Türnleberg bei Schwenningen

Aus den frühesten Urkunden geht hervor, daß man diese Gegend „Fildira“ (=Felder) nannte; diese Bezeichnung begegnet uns noch 1612 in der „Chorographia Ducatus Wirtenbergici“ von J. ÖTTINGER. Auf dieser Karte des Amtes Tuttlingen findet man zwischen Tuningen und Öfingen die Bezeichnung „uff den Filtern“.

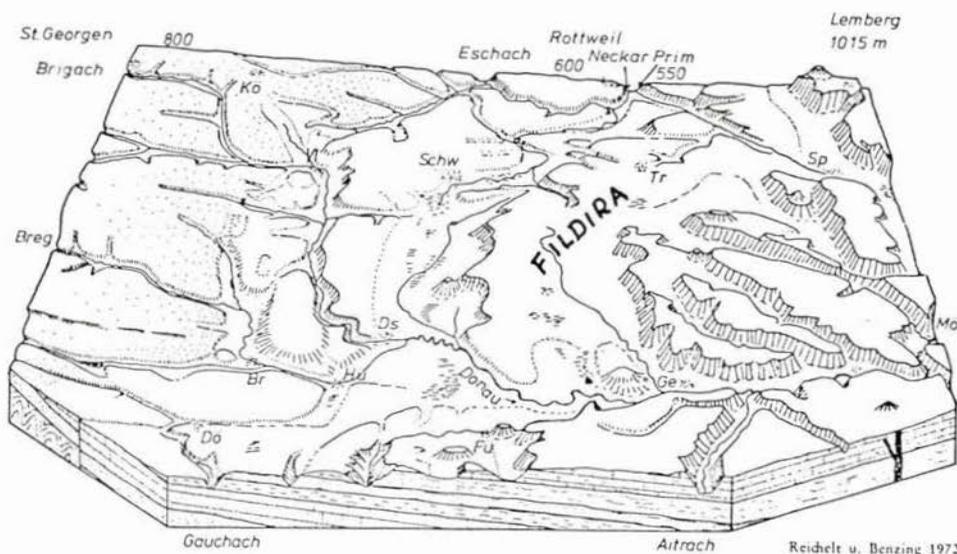


Abb. 8 Lage der „Fildira“ in der Baar-Hochmulde

Eingegrenzt werden die „Fildira“ der geologischen Situation entsprechend im Nord-Westen von den Wasserläufen der Stillen Musel und des Neckars, im Süden von der Donau und im Nord-Osten von Prim und Faulenbach.

Verkehrslage

Dem beschriebenen Gewässerdreieck folgen alte, wichtige Römerstraßen: Fast parallel zu Musel und Neckar finden wir heute noch Reste der Straße von Windisch (*Vindonissa*) bei Zurzach in der Schweiz über Hüfingen (*Brigobane*), Rottweil (*Aræ Flaviae*) nach Königen (*Grinario*) am damaligen Limes. Auf Schwenninger Markung wird sie bis zur Gegenwart als „Schopfelenstraße“ und „Römerstraße“ genutzt.

Dem Donaulauf folgt eine Straße von Hüfingen nach Tuttlingen, wo sie sich mit der wichtigen West-Ost-Verbindung von Straßburg (*Argentorate*) nach Regensburg (*Castra Regina*) vereinigt, die zwischen Rottweil und Tuttlingen durch das Prim- und Faulenbachtal führt.

Tuttlingen spielte offenbar die Rolle eines Tores nach Osten. Über die Keuper-Lias-Stufe hinweg gibt es mehrere Nebenverbindungen in Richtung des Tuttlinger Straßenknotens. Sie sind heute noch bei Aixheim, Trossingen, Weigheim, Schwenningen/Mühlhausen, Hochemmingen und Bad Dürkheim nachzuweisen.

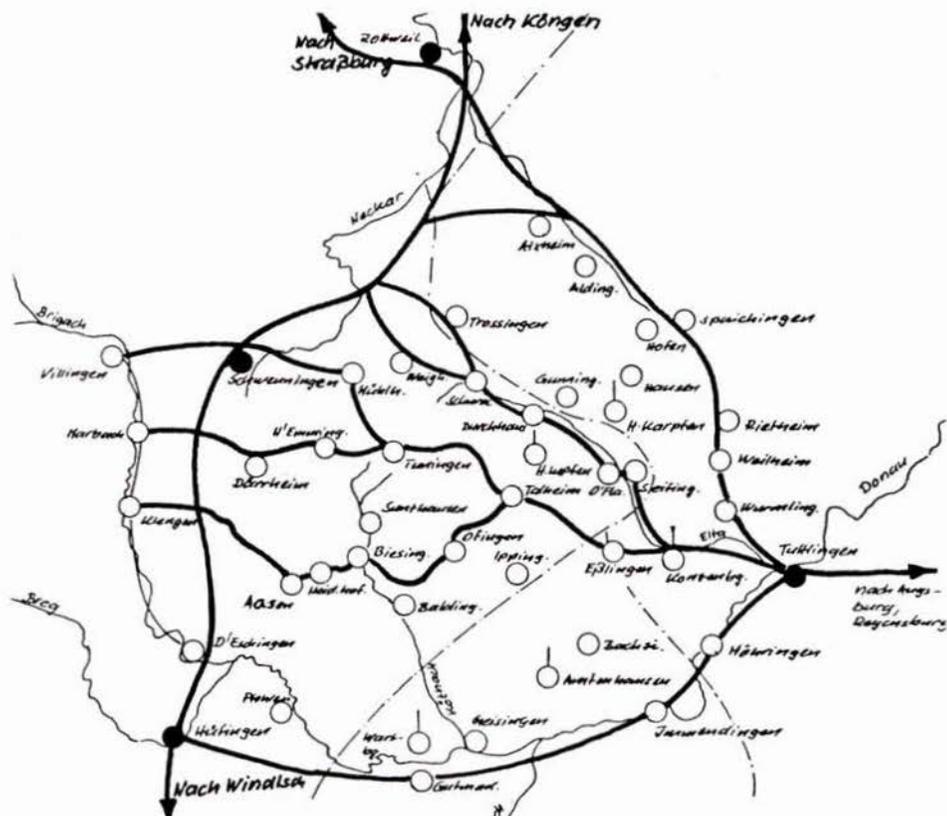


Abb. 9 Alte Wege im Fildiradreck

Es ist überliefert, daß die Franken die Ausübung ihrer Hoheitsansprüche über Alemannen auf das alte Straßennetz stützten und die Römerstraßen intakt hielten. Oft dienten diese Straßen auch als Grenzen der fränkischen Verwaltungsbezirke.

Für Schwenningen besonders wichtig war neben der obengenannten Römerstraße die heutige „Alte Tuttlinger Straße“, die von der Ortsmitte herkommend über die „Wanne“, durch das „Kindletal“ und beim „Rosengarten“ über den „Zollersbühl“ weiter Richtung Tuttlingen führte.

Ein Befestigungsgürtel?

Wenn man den inzwischen bestimmten Standort der Burg „Falkenstein“ bei Schwenningen genau betrachtet, so findet man an den obengenannten Verbindungswegen auffallende Analogien. Dadurch drängt sich der Eindruck auf, daß das beschriebene, im folgenden „Fildira-Dreieck“ genannte Gebiet einst gegen Westen durch ein verhältnismäßig altes Befestigungssystem gesichert war. Im Norden beginnend, ist jeder West-Ost-Verbindung ein alter Burgstall zugeordnet:

Maria im Tann bei Aixheim	(siehe Landkarte)
Hürnburg bei Trossingen	(siehe Landkarte = „Altes Schloß“)
Schloßbühl bei Weigheim	(siehe Landkarte)
Schloßbühl bei Mühlhausen	(siehe Landkarte)
Burgrain bei Schwenningen	(siehe Lägerbücher)
Eichbühl bei Hochemmingen	(Spuren im Gelände)
Kapfwald bei Bad Dürrhein	(Spuren im Gelände)

Es sind ihnen gemeinsam:

- Spornlage am Hang mit einfachem Abschnittsgraben und Quellnähe
- gute Übersicht über einen nahen West-Ost-Weg
- relativ kleine Anlage, keine „Festung“
- Standort auffallend nah an heutiger Markungsgrenze
- Mauerreste nicht mehr feststellbar
- in drei Fällen liegen Fluren in der Nähe, deren Name mit „Thurn“ zusammenhängt (Türnleberg und zweimal Türnen).

Die vermuteten Burgställe Dürrhein und Hochemmingen lassen im Baugrund Sandsteinabbau erkennen. Es liegt nahe, daß nach Ausbeutung der Ruinen noch weitere Steine als Baumaterial aus dem Terrain selbst gewonnen wurden. An den beiden vermuteten Standorten findet sich Stubensandstein sehr guter Qualität.

Die anderen Kleinburgen des Burgengürtels

„Zufall oder System“ ist die Frage, die sich bei Betrachtung der einzelnen Standortdarstellungen erhebt. Die Gleichartigkeit der meisten Merkmale ist augenfällig.

Deutlich lassen sich aber auch die Unterschiede zwischen den noch vorhandenen Resten feststellen. Daraus lassen sich vielleicht Schlüsse über die Dauer der Benutzung ziehen.

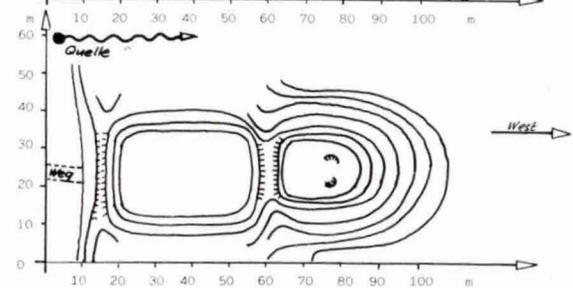
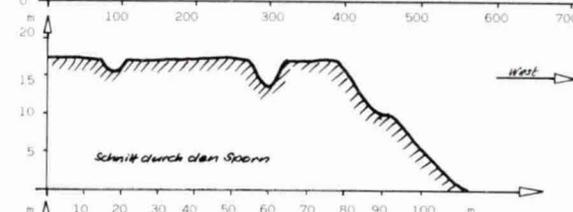
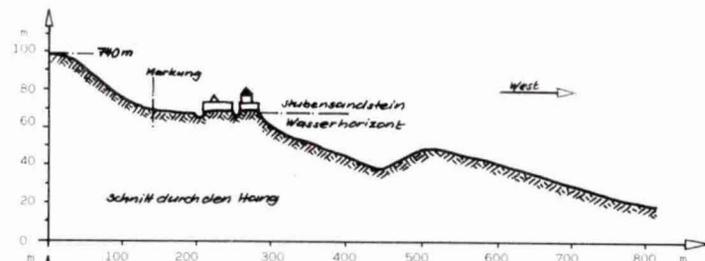
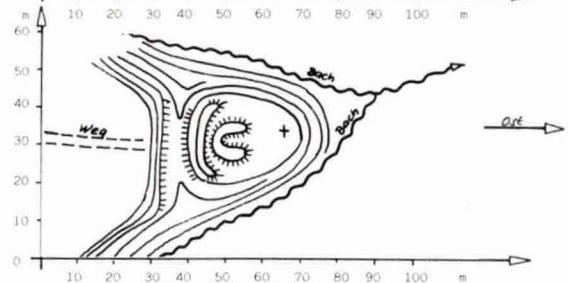
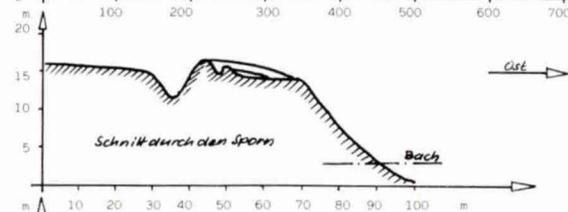
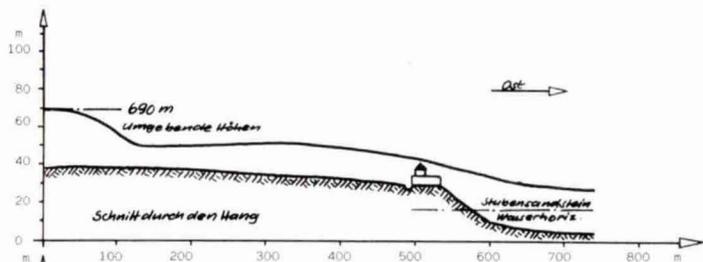
Eine Skala über die Deutlichkeit der Spuren sieht folgendermaßen aus:

sehr deutlich:	Aixheim und Trossingen
deutlich:	Mühlhausen und Bad Dürrhein
noch deutlich:	Schwenningen
schwach:	Weigheim und Hochemmingen

Im Hinblick auf Schwenningen ist anzumerken, daß F. W. STURM im Jahre 1823 in seiner Ortschronik noch von Spuren berichtet, die von einem Waldschlosse stammen, das einst in der Nähe Schwenningens gestanden hat.

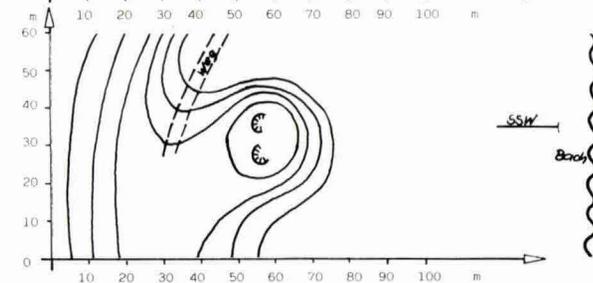
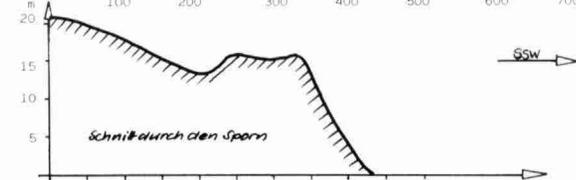
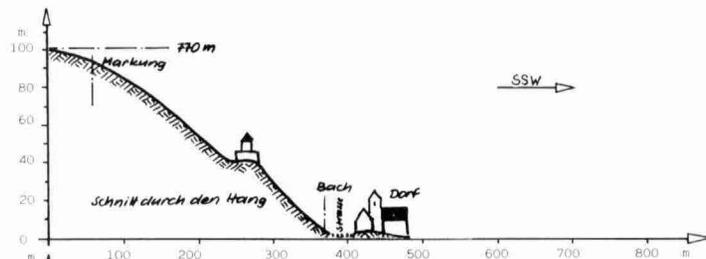
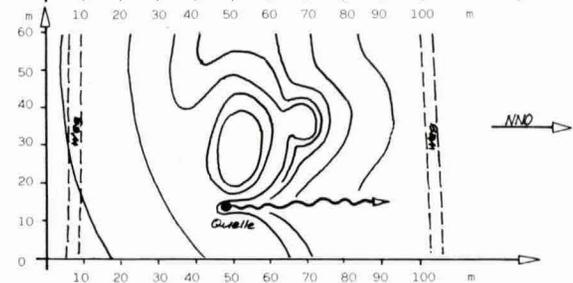
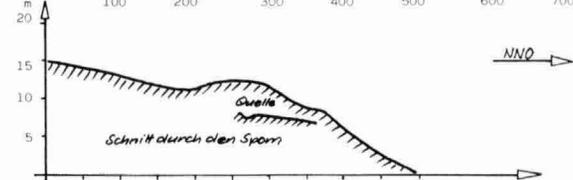
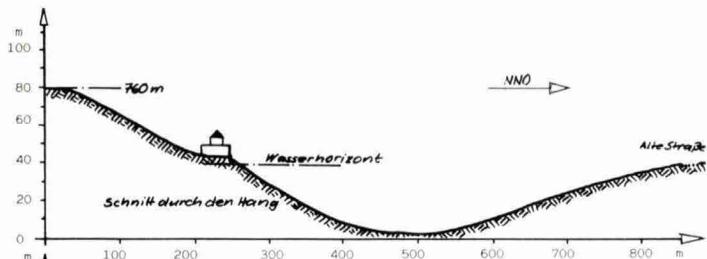
Name: Maria im Tann/Aixheim
 Standort: 1,5 km W Kirche v. Aixheim
 Überreste: Überwachsene Erdhaufen u. -mulden, Gräben, keine Mauern
 Bewuchs: Nadelwald
 Zugang:
 Beurkundet: Topogr. Karte 1:25000, 7817
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: März 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp

Name: Hürnburg, Altes Schloß b. Trossingen
 Standort: 2,6 km NW Bahnhof Trossingen Stadt, Markung Deißlingen
 Überreste: Überwachsene Erdhaufen u. -mulden, Gräben, keine Mauern
 Bewuchs: Nadelwald
 Zugang:
 Beurkundet: Topogr. Karte 1:25000, 7917
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: März 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp



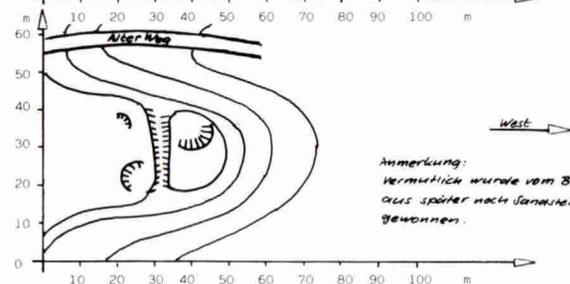
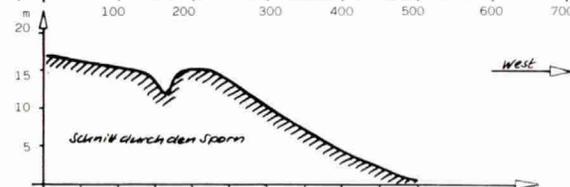
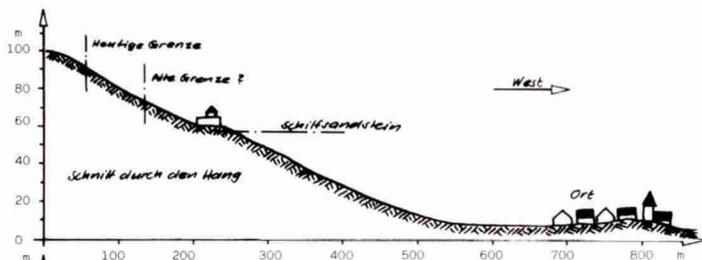
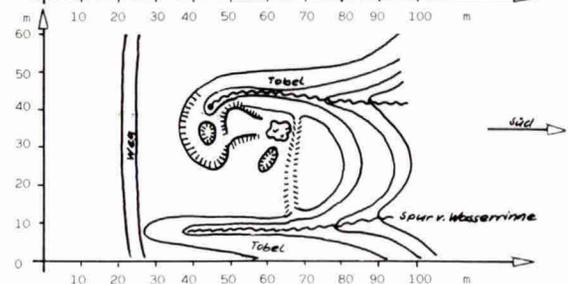
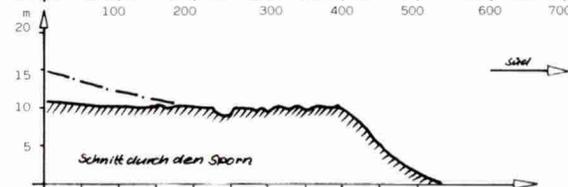
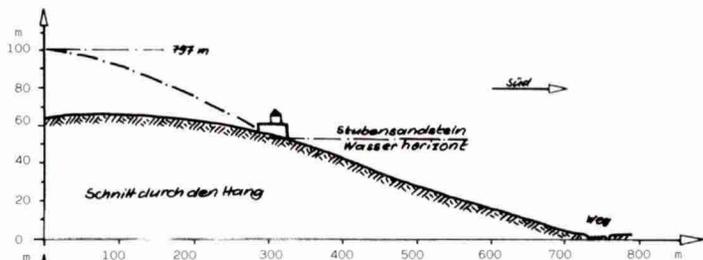
Name: Schloßbühl (Weigheim)
 Standort: 1 km NW Kirche v. Weigheim, Markung Weigheim
 Überreste: Überwachsene Erdhaufen u. -mulden, keine Mauern
 Bewuchs: Nadelwald
 Zugang:
 Beurkundet: Topogr. Karte 1:25000, 7917
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: März 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp

Name: Schloßbühl (Mühlhausen)
 Standort: 0,25 km N St. Georgskirche, Markung Mühlhausen
 Überreste: Erdhügel, Graben, keine Mauern
 Bewuchs: Grasmatte - am Hang Hecken - Reste v. Immergrün
 Weg v. Dorf:
 Beurkundet: Topogr. Karte 1:25000, 7917
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: März 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp



Name: Elbental/Eichbühl
 Standort: 1,2 km W Kirche Hochemmingen, Markung Hochemmingen
 Überreste: Erdhaufen u. -mulden, schwache Grabenreste, keine Mauern
 Bewuchs: Nadelwald, ca. 80 Jahre alt
 Zugang: Weg Hochemmingen-Elbental
 Beurkundet: Nein (Karte in Riezler: Burgsymbol)
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: Mai 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp
 Hinweis von: Herrn Heinzelmann, Techn. Lehrer, Hochemmingen

Name: Kapfwald
 Standort: 1,25 km W kath. Kirche Bad Dürkheim
 Überreste: Abschnittsgraben 3,5 m, Erdhaufen, keine Mauern
 Bewuchs: Nadelwald 80-100 Jahre alt
 Zugang: Alter Weg, Hohlweg v. Bad Dürkheim
 Beurkundet:
 Flurnamen:
 Lage: Spornlage am Hang
 Datum: Mai 1983
 Aufgenommen von: D. u. J. Knaupp u. H. Heinzmann
 Hinweis von: K. Heinichen



Anmerkung:
 Vermutlich wurde vom Burgwall
 aus später noch Terrainen
 gewonnen.

Die Einheitlichkeit der Anlagen muß zur Kenntnis genommen werden. Die geologische Gegebenheit allein genügt nicht, die eingangs aufgeworfene Frage zu beantworten, es sind hierfür noch weitere Kriterien heranzuziehen.

Die Abb. 10 bis 15 der vorausgehenden Seiten geben die Standortdarstellungen der Burgställe Aixheim, Trossingen, Weigheim, Mühlhausen, Hochemmingen und Bad Dürreheim wieder.

Gründe für den Bau dieser Burgen

Annahme 1: Ein fränkisches Überwachungssystem

Die Burgen entstanden nach dem Jahre 746, als mit dem Tag von Cannstatt der fränkische Hausmeier Karl Martell den alemannischen Adel ausgeschaltet hatte, im Rahmen fränkischer Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen zur Befriedung des alemannischen Kernraumes.

Die Franken erkannten die Bedeutung des noch vorhandenen römischen Straßennetzes und verstanden es, dieses ihren Absichten nutzbar zu machen. Maßnahmen zur Sicherung sind deshalb nicht auszuschließen.

Ein interessantes Merkmal der betrachteten Burgen ist auch ihre Lage in der Nähe der heutigen Markungsgrenzen. Dies könnte bedeuten, daß sie zu einer Zeit gebaut worden sind, als der heutige Verlauf noch nicht genau festlag und sie deshalb seinerzeit auf sog. Königsland standen.

In der folgenden Abbildung sind die Verwaltungsbezirke gemäß der fränkischen Gebietseinteilung dargestellt. Es waren dies:

Die Adalhartsbear,
der Scherragau,
die Grafschaft Rottweil,
der Verwaltungsbezirk Aitrachtal.

Annahme 2: Schutzmaßnahme gegen die Ungarneinfälle

Die Ungarneinfälle, die weit über unsere Gegend bis nach dem heutigen Frankreich hineinreichten, beunruhigten in der Zeit zwischen 907 und 955 (Schlacht auf dem Lechfeld) drei Generationen und könnten zu der Errichtung von Wehrbauten geführt haben. Die Zimmerische Chronik führt beispielsweise den Bau der Burg Wildenstein im Donautal auf diese Ereignisse zurück.

Für diese Möglichkeit würde auch sprechen, daß die betrachteten Burgen in wenig auffälliger Lage angelegt sind und deshalb die Chance boten, übersehen zu werden.

Zuflucht auf diesen Burgen war aber nur wenigen Leuten möglich, einer ganzen Dorfgemeinschaft hätten sie nicht Raum geboten. Einer ernsthaften Belagerung konnten sie kaum lange standhalten, und so muß eine reine Schutzfunktion fernab von menschlicher Hilfe doch erheblich bezweifelt werden.

Zu einer Klärung der Entstehungsgeschichte müssen deshalb noch andere Gründe herangezogen werden.

Annahme 3: Eine Grenzüberwachung der einstigen Grafschaft Scherragau

Bei Beantwortung dieser Frage interessiert insbesondere die territoriale Herrschafts- bzw. Besitzsituation während des Entstehungszeitraumes. Mit Sicherheit war diese Situation für Schweningen schicksalhaft. Aus den verschiedenen Schwerpunktforschungen

über das Wesen der fränkischen Verwaltungsbezirke (JÄNICHEN), über die Zähringer (HEYCK), die Fürstenberger (RIEZLER und TUMBÜLT), die Zollern (SCHMID) und die Herren von Lupfen (WAIS) läßt sich für unsere Gegend folgende Rekonstruktion zusammenfügen:

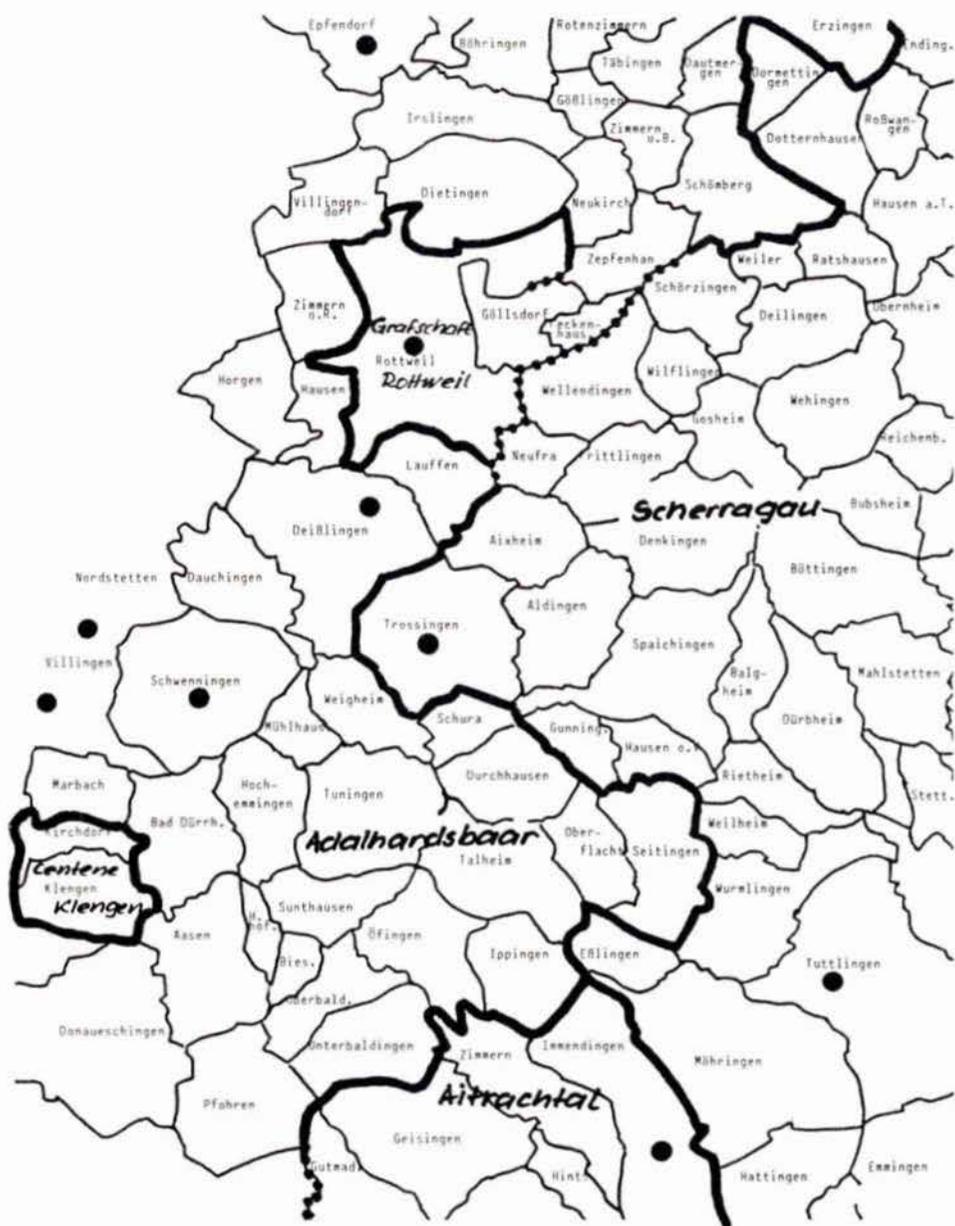


Abb. 16 Grafschaftseinteilung im 9. Jh. nach JÄNICHEN.

Die Grenzen sind entlang der heutigen Markungsgrenzen eingezeichnet und entsprechen nicht unbedingt dem damaligen Verlauf.

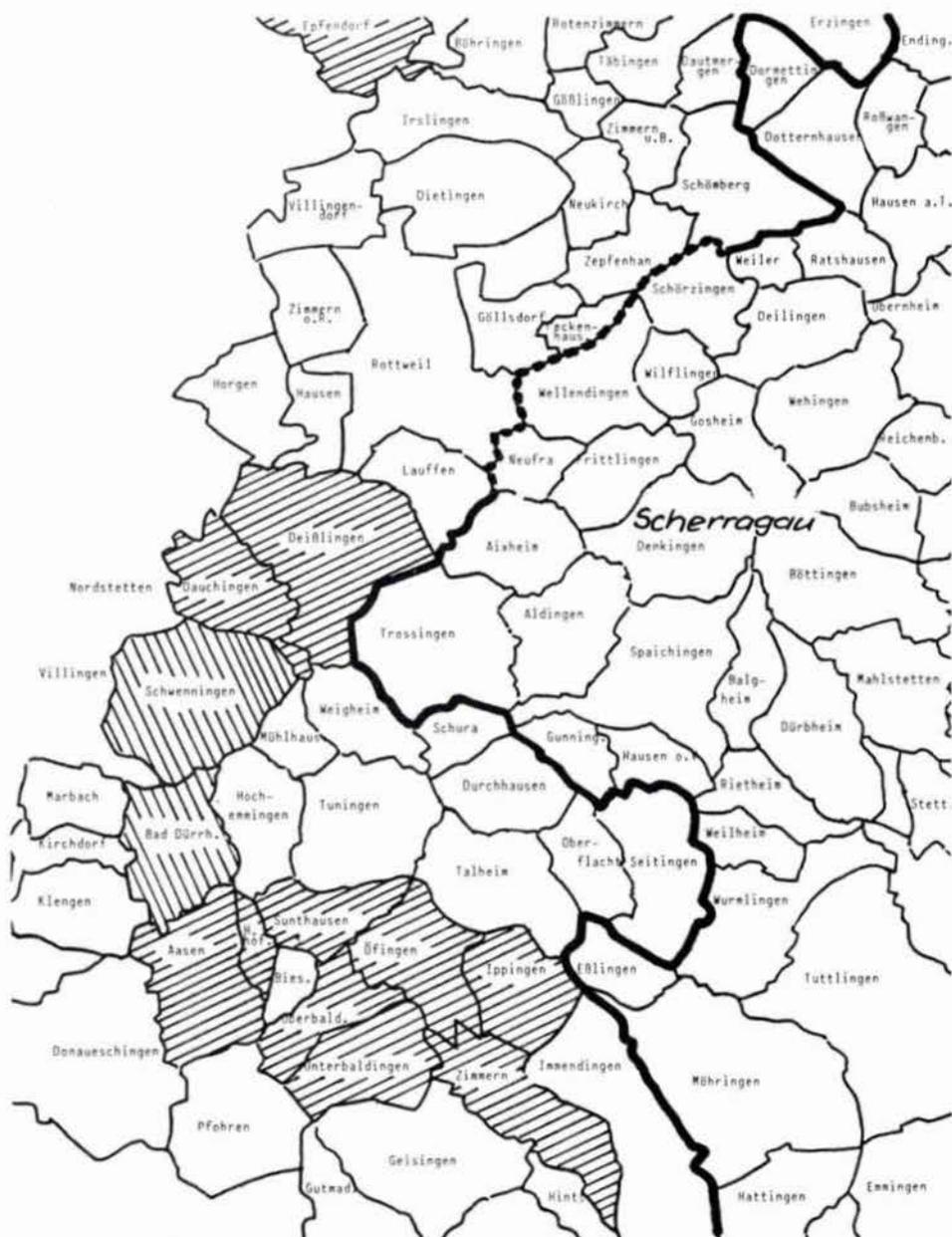


Abb. 17

-  Grenze des Scherraggaues um 800 nach JÄNICHEN.
 Die Grenze ist entlang der heutigen Markungsgrenzen eingezeichnet.
-  Hunfridinger Besitz in der Baar nach L. SCHMID
-  Hunfridinger Besitz- oder Einflußorte in der Baar nach anderen Quellen

Nach der Unterwerfung ganz Alemanniens durch die Franken in der Mitte des 8. Jahrhunderts wurde das Land in Verwaltungsbezirke eingeteilt, die von Amtsgrafen verwaltet wurden. Diese Amtsgrafen konnten für mehrere Grafschaften zuständig sein, besaßen sie aber nicht zu eigen. In ihren Gebieten konnten sie jedoch Eigengut erwerben; so wurden sie oft auch die namhaftesten Grundbesitzer in ihrem Amtsbezirk (Abb. 17).

Von besonderer Bedeutung für unsere Region waren die beiden Grafschaften „Adalhartsaar“ und „Scherragau“. Nach dem Jahre 860 finden wir beide unter der Verwaltung desselben Grafen, nämlich Adalberts II. aus dem Hause der Hunfridinger.

Adalbert II. wurde auch „der Erlauchte“ genannt. Sein Großvater war Hunfrid, welcher Kaiser Karl dem Großen wichtige Dienste leistete. Hunfrid wurde 799 als Markgraf von Istrien sowie 807 bis 824 als Graf in Rätien bekannt. Er ist der älteste namentlich bekannte Ahn seines Geschlechtes, das deshalb nach ihm benannt wird. Häufig werden seine Nachkommen aber auch nach ihrem bekanntesten Zweig „Burkardinger“ geheißen.

Adalbert II. war mit Judith von Friaul verheiratet. Judith war eine Enkelin Kaiser Ludwigs des Frommen und über die mütterlichen Linien direkte Nachkomm(in) des alemannischen Herzogs Gotefrid. L. SCHMID vertritt die Ansicht, daß ihm insgesamt die Grafschaften Thurgau, Zürichgau, Scherragau und die Adalhartsaar unterstanden.

Seiner Ehe entstammten zwei (bekannte) Söhne, nämlich Adalbert III. und Burkard I.; Adalbert III. ist 894-911 als Graf im Thurgau und Scherragau ausgewiesen, Burkard I. 890-911 als Markgraf in Rätien und 889-893 als Graf in der Baar.

Nach den jüngsten Erkenntnissen war Burkard I. mit Swanila verheiratet, die als Eigenkirche St. Vincenz in Schwenningen besaß. Dieser Umstand deutet daraufhin, daß ihre Familie in unserem Ort ansäßig war. Um das Jahr 890 schenkten Burkard und Swanila St. Vincenz mit dem zugehörigen Dorfteil Unterschwenningen an das Großmünster in Zürich.

Burkard I. und sein Bruder Adalbert III. verloren in den Jahren 911/12 ihr Leben wegen „Hochverrats“. Man nimmt an, daß sie bei Auseinandersetzungen um die schwäbische Herzogswürde ihren Widersachern unterlagen. Ihre Familien mußten flüchten, konnten aber offenbar später wieder zurückkehren. Die Einzelheiten darüber liegen jedoch noch im Dunkeln.

Wie die Stammtafel der Hunfridinger ausweist, hatte Burkard zwei Söhne: Ulrich und Burkard II.; Nachkommen von Ulrich sind nicht bekannt.

Burkard II. gelang es jedoch, die Herzogswürde zu erlangen. Er ging als Herzog Burkard I. von Schwaben (917-926) in die Geschichte ein. Gleichzeitig war er Herr von Rätien.

Herzog Burkard II. von Schwaben war sein Sohn. Er hatte das Herzogsamt von 954-973 inne und wird in der Familienstammtafel als Burkard III. geführt. Verheiratet war er mit Hadwig, der J.V. v. Scheffel mit seinem „Ekkehard“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Das Herzogspaar hatte keine Nachkommen, so daß mit ihm die bekannteste Linie der Hunfridinger erlosch.

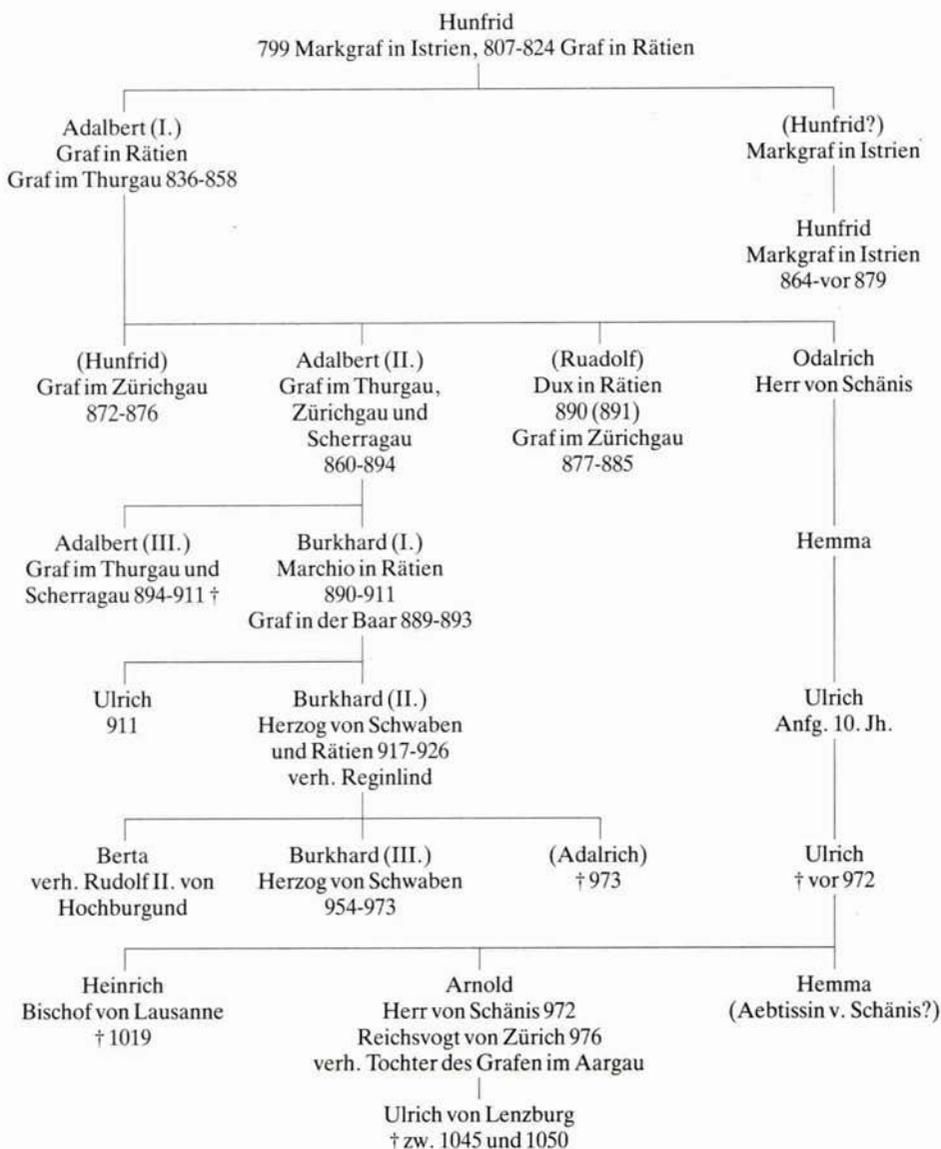
Gleichzeitig versiegen auch die Nachrichten über ihre Nachfolger in Baar und Scherragau; erst drei Generationen später können in ihrem ehemaligen Gebiet wieder weltliche Herrschaften festgestellt und zugeordnet werden.

Konkrete Hinweise über die maßgeblichen Herrschaftsinhaber erreichen uns erst wieder nach der Mitte des 11. Jahrhunderts. Inzwischen waren die einzelnen Geschlechter dazu übergegangen, sich nach Stammsitzen zu benennen, und so finden wir in dieser Zeit wieder Herren des Scherragaus: es sind die Grafen von Zollern. Diesen Namen konnten sie frühestens um 1050 angenommen haben, da sie erst um diese Zeit in den Besitz ihres nachmaligen Stammschlosses kamen. Beurkundet ist erstmals 1061 der Tod der (Brüder) Burkhard und Wezel „de Zolorin“. Das von der Zollernforschung festgestellte Herrschaftsgebiet der „Altzollern“ weicht nur unwesentlich von der früheren Scherragengrenze ab.

Während aber der Besitzbereich der Hunfridinger früher bis in die Baar hineinreichte, findet sich nun zwischen dem alten Besitz in der Baar und den jüngeren Grenzen Altzollerns eine Lücke, die sich von Tuttlingen bis nach Rottweil hinzieht.

Es ist deshalb naheliegend, zu überlegen, welche Rolle in dieser Konstellation der Lupfen und das nach ihm benannte Geschlecht spielten. Der Berg trug einst eine der stattlichsten Burgen Schwabens und die ersten Namensträger tauchen etwa um dieselbe Zeit auf wie die Zollern.

Stammtafel der Hunfridinger nach MEYER-MARTHALER, Rätien im frühen Mittelalter:



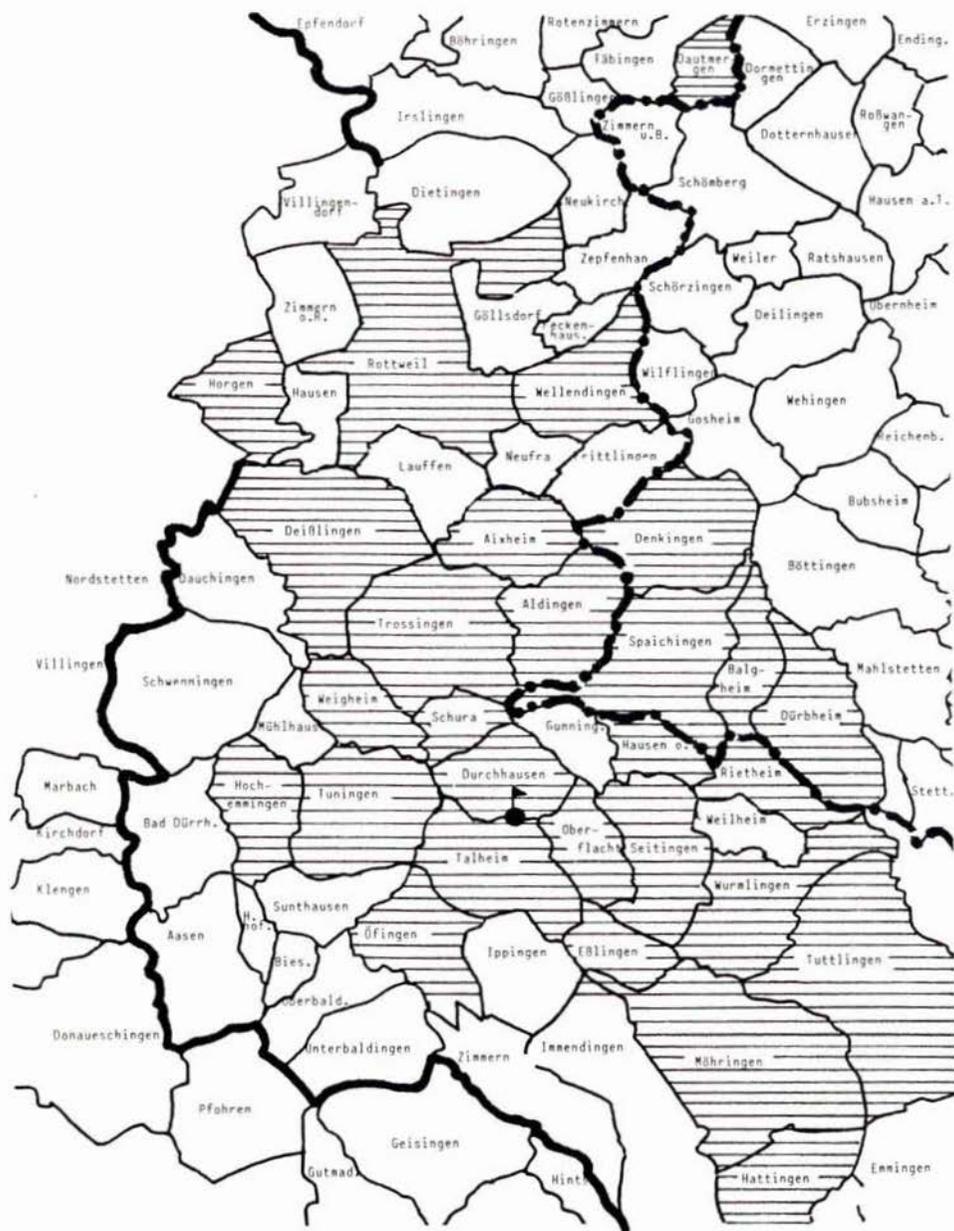


Abb. 18 Lufpfandsche Güterzone nach R. WAIS

- Westgrenze der Hunfridinger Güterzone nach L. SCHMID
- - - Westgrenze Altzollerns nach L. SCHMID
- ▨ Zone aller Güter und Rechte

Zu den bisherigen Forschungsergebnissen über die Herren von Lupfen-Stühlingen gehört auch eine Liste der Güter und Rechte dieser Familie. Wenn man nun die Ausbreitung ihres Besitzes auf der Karte betrachtet, so kann damit fast nahtlos die oben aufgezeigte Lücke geschlossen werden (Abb. 18).

Bei der Betrachtung dieser Karte drängt sich unwillkürlich der Eindruck auf, daß die Westgrenze eines ursprünglich geschlossenen Gebietes allmählich abbröckelt und nach Osten zurückweicht. Von Schwenningen wissen wir, daß der fragliche Besitz, nämlich Unterschwenningen, vom Markgrafenpaar um das Jahr 890 dem Großmünster in Zürich geschenkt wurde.

Die Betrachtung der Lupfenschen Zone läßt eine systematische Güterabtrennung vermuten; diese könnte innerhalb der besitzenden Verwandtschaft vorgenommen worden sein, wie dies um das Jahr 1170 bei Abtrennung der Grafschaft Hohenberg von Altzollern der Fall war.

Dabei bleibt die Frage offen, wann genau die „Besitzzonen“ sich zur flächenhaft geschlossenen Herrschaft wandelten.

In diesem Zusammenhang muß auf den Grenzverlauf hingewiesen werden, der im 15. Jahrhundert für den „Forst uff der Scheer“, auch „Hohenberger Forst“ genannt, dokumentiert ist. Er verläuft ein ganzes Stück westlich der Grenze Hohenbergs und damit Altzollerns und wird vom Zollernforscher L. SCHMID als *e i n e* einstige Grenze der Grafschaft Scherragau gedeutet. Der westlichste Punkt dieses Forsts erreicht fast die Schwenninger Markung. Es ist die Neckarfurt der ehemaligen Römerstraße kurz vor Eintritt des Neckars in das „Neckartäle“ (siehe Abb. 19).

Wie an anderer Stelle ausführlich beschrieben ist, kann die Burg am Burgrain als Glied einer ganzen Kleinburgenkette gesehen werden. Als natürliche Vorgabe nutzen diese Burgen für ihre Standorte die Keuper-Lias-Stufe in unserer engeren Heimat aus.

Abb. 20 zeigt, daß diese Kette in oder am Rande der Lupfenzone liegt. Vom Burgstall Aixheim ist beurkundet, daß er bei seinem Verkauf im Jahre 1461 noch Lupfenlehen war, obwohl der Ort zu Rottenmünster gehörte.

Im Zuge der beschriebenen Grenzverschiebung konnte nun diese Keuper-Lias-Stufe selbst Grenze gewesen sein, oder Gelegenheit geboten haben, eine nahe Grenze wirksam zu überwachen.

Diese Möglichkeit bedeutet, daß es dann auch eine übergeordnete Instanz gegeben hätte, die eine planmäßige Erstellung der Burgen veranlaßte. Diese Instanz konnten aber nur das Geschlecht Lupfen *o d e r* seine Herrschaftsvorgänger gewesen sein.

Auf den überlokalen Charakter der Wehranlagen deutet auch der Umstand hin, daß sie meist in auffallender Markungsnähe erstellt sind und vielleicht in einem Gebiet lagen, das seinerzeit keine der benachbarten Gemeinden direkt für sich beanspruchte. Der Burgstall der ehemaligen Burg der „Maier von Trossingen“ liegt heute auf Deißlinger Grund.

Die Schwenninger Burg am Burgrain könnte jedoch auch von Osten her erbaut worden sein.

Der Beweis für diese Annahmen muß vorläufig noch offen bleiben. In der Zollernforschung wurde zwar versucht, eine Familienkontinuität von den Hunfridinger bis zu den Altzollern nachzuweisen. Dabei wurden u. a. als Indizien geltend gemacht, daß die „Leitnamen“ der Hunfridinger, nämlich Adalbert und Burkhard, bei den Altzollern wiederkehren und daß Altzollerngüter im wesentlichen im einstigen Hunfridinger Herrschaftsbereich zu finden sind. Offensichtlich waren aber bisher hierüber keine Urkunden zu finden, und so ist das Resultat nur eine Hypothese.

Allgemein leidet die Forschung unter dem Nachrichtenmangel aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Man kann sich aber kaum vorstellen, daß von einer Besitzumschichtung dieses Ausmaßes zu einem anderen Geschlecht überhaupt keine Nachricht zu uns gedrungen sein sollte.

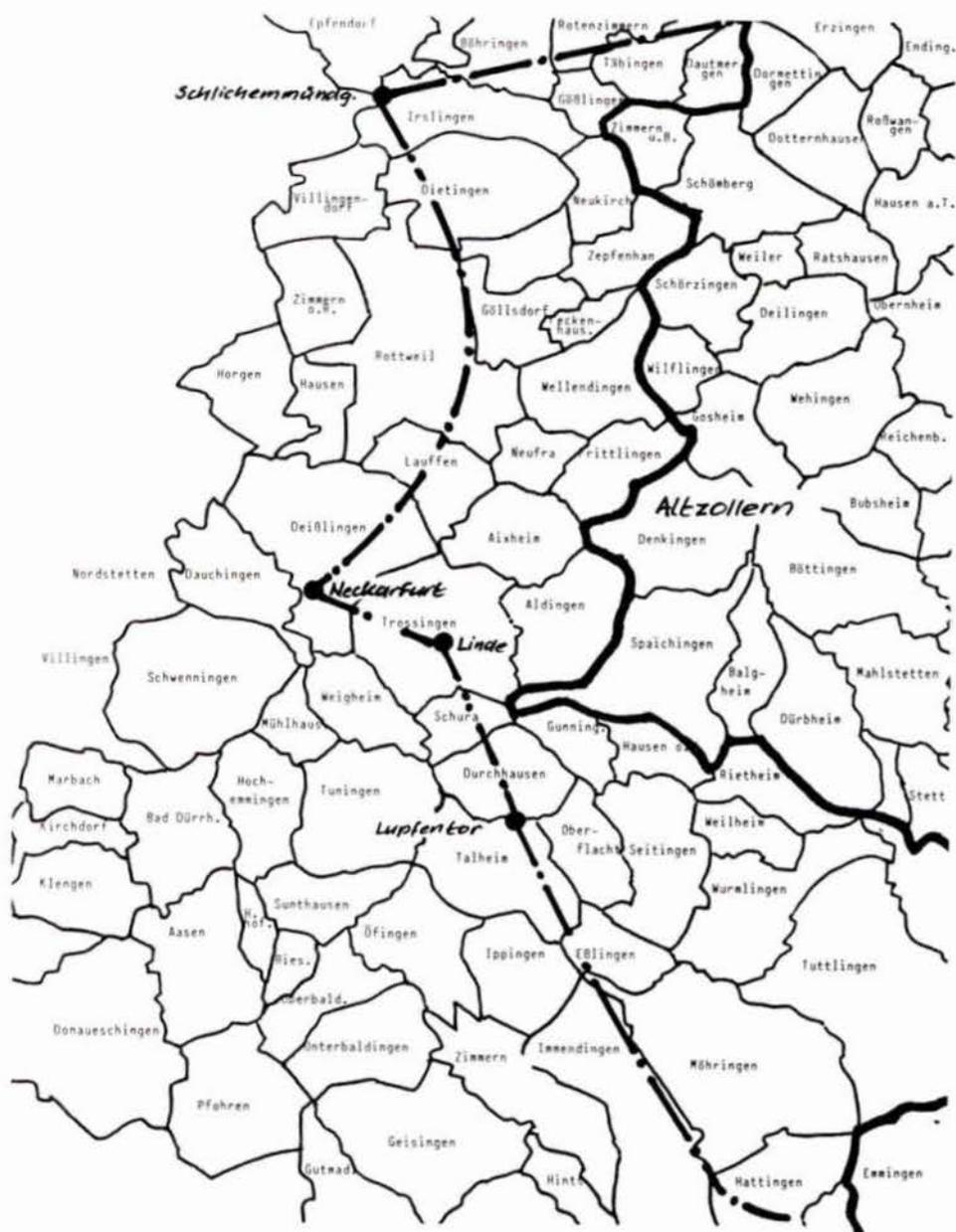


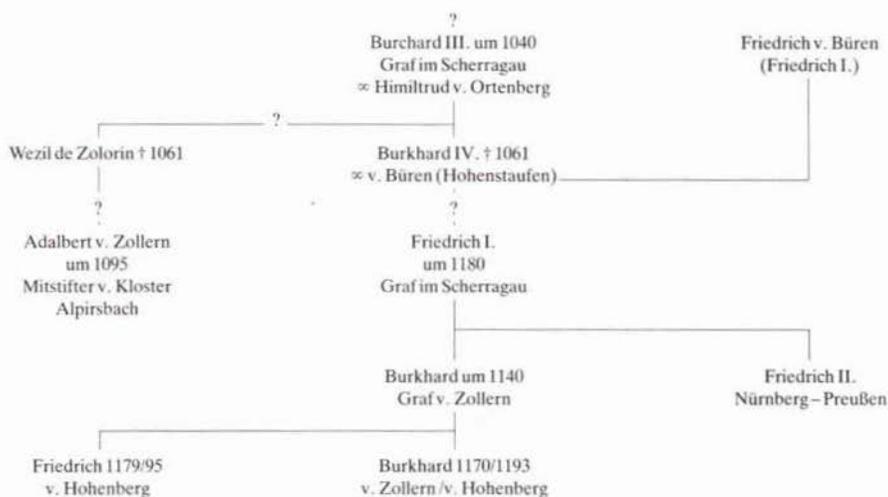
Abb. 19

- Westgrenze Altkollerns nach L. SCHMID
- - - Westgrenze des Hohenberger Forstes (= Forst uff der Scheer) um 1480

Wenn man sich die Grundgedanken dieser Hypothese zu eigen macht, dann gelangt man in unserem Falle rasch zu der Erkenntnis, daß die erwähnten Kriterien auch auf das Geschlecht Lupfen anwendbar sind und ein ähnliches Ergebnis zeigen. Auch hier finden wir Gleichheit der Leitnamen und Güterstandorte zu den Hunfridingern. (Siehe Abb. 18 und Stammtafeln S. 188 und 189).

Aufschluß kann vielleicht eine Untersuchung der Hunfridinglinien Adalbert III. (894-911) und Ulrich (um 911) bringen. Ein Blick auf die Stammtafel S. 183 zeigt, daß es in der Schweiz gelungen ist, einen anderen Zweig des Geschlechtes bis zum Jahre 1050 zu verfolgen.

Stammtafel der Zollern und Hohenberg von ca. 1040 bis 1200 nach L. SCHMID

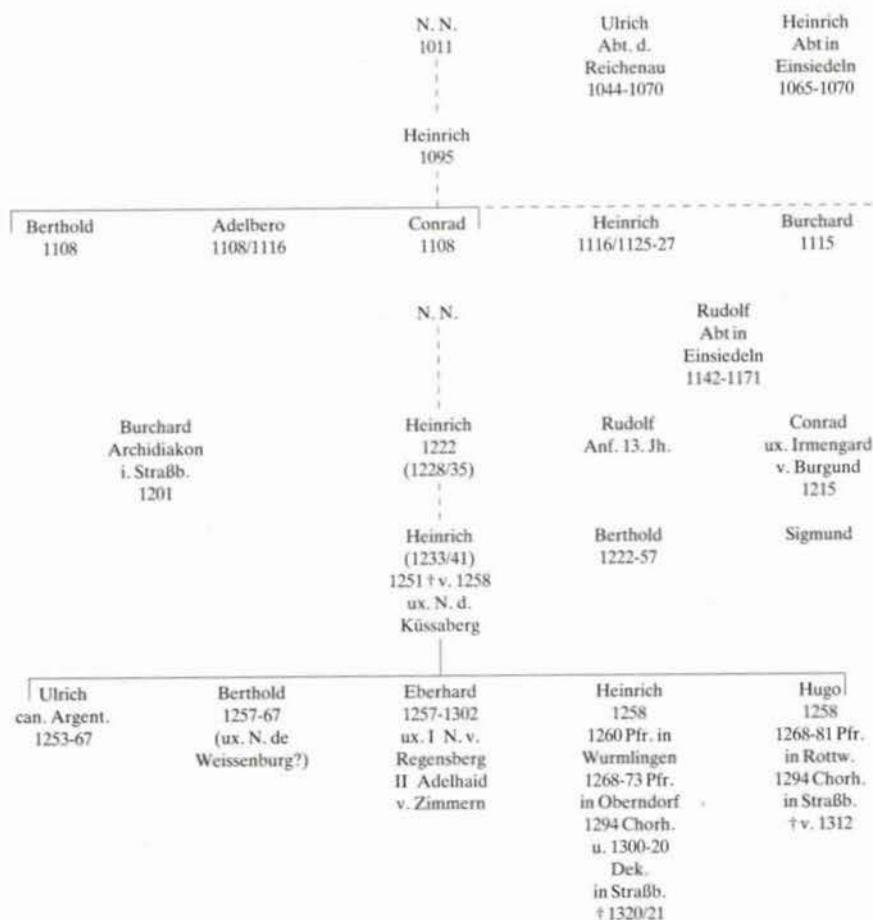


Ergebniszusammenfassung

1. Die Landschaft östlich der Keuper-Lias-Stufe (= Linie Aasen-Aixheim) trug einst die Bezeichnung „Fildira“.
2. Die Fildira sind von einem alten Römerstraßendreieck eingeschlossen, nämlich der Verbindung Straßburg-Regensburg über Rottweil-Tuttlingen, sowie der Straße Windisch-Köngen über Hüfingen-Schwenningen-Rottweil und außerdem der Querspange Hüfingen-Tuttlingen.
3. Weitere alte Straßen oder Wege führen von der Römerstraße Hüfingen-Rottweil nach Osten abweigend durch die Fildira auf Tuttlingen zu.
4. An jeder dieser Abzweigungen lassen sich in ähnlicher Lage am Hang alte Burgställe feststellen. Einer davon ist der Standort der ehemaligen Burg „Falkenstein“ am Burgrain bei Schwenningen. Die anderen liegen bei Aixheim, Trossingen, Mühlhausen und Bad Dür rheim. Ein weiterer kann bei Hochemmingen vermutet werden.
5. Auffallende Analogien in der Anlage dieser Burgen lassen einen „zentralen Plan“ vermuten.

6. Es könnte sich um ein fränkisches Straßenüberwachungssystem, um Wehrbauten während der Ungarneinfälle oder um Grenzburgen der Scherragrafschaft handeln.
7. Es bestehen möglicherweise Zusammenhänge mit dem Lupfen; deshalb ist es denkbar, daß die Burg am Burgrain nicht von Schwenningen aus erbaut wurde.

Stammtafel der Lupfen von ca. 1040 bis 1300 nach R. WAIS



Daneben gehören noch Anna, Äbtissin i. Kl. St. Stephan z. Straßb. 1291, und Johann, Prior d. Johannit. 1288, die beide nicht einreihbar sind.

Nachbemerkung

Für Beratung bzw. Mithilfe bei der Informationsbeschaffung danke ich Herrn Dr. A. Benzing, VS-Schwenningen, Herrn StD a. D. O. Benzing, Flözlingen, Herrn S. Heinzmann, VS-Schwenningen, und Herrn Dr. M. Reinartz, Stadtarchiv Schwenningen.

Schrifttum

- BARACK, K. A.: Die Zimmerische Chronik. Freiburg u. Tübingen 1881.
- BENZING, O.: Quellen zur Schwenninger Geschichte von 890 bis 1600. Villingen-Schwenningen 1983.
- BENZING, O.: Das Schwenninger Lägerbuch Anno 1703. Villingen-Schwenningen 1979.
- FLECK: Der Landturm von Lichtel und die Landwehr. Blätter d. Schwäb. Albvereins **XXIII** (1911), Nr. 4, S 110 ff.
- HEYCK, E.: Geschichte der Herzöge von Zähringen. Freiburg i. B. 1891.
- JÄNICHEN, H.: Baar und Huntari. Grundfragen der alemannischen Geschichte. Sigmaringen 1970.
- MEYER-MARTHALER, E.: Rätien im frühen Mittelalter. Zürich 1948.
- REICHELT, G.: Die Baar. Villingen 1972.
- REICHENMILLER, M.: Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rottenmünster. 1964.
- REITZ, A.: Von des Neckars Quelle. 2. Aufl. 1919.
- RIEZLER, S.: Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen. Tübingen 1883.
- SCHMID, L.: Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern. Tübingen 1884.
- STÄLJN, P. F.: Geschichte Württembergs. Gotha 1882.
- STRÖBEL, R.: Vor- und frühgeschichtliche Funde beim Bau des Städt. Krankenhauses in Schwenningen a. N. von 1952-56. Monatsblättle des Schwenninger Heimatvereins **5** (1957), Heft 7.
- TUMBÜLT, G.: Das Fürstentum Fürstenberg von den Anfängen bis heute. Freiburg 1908.
- WAIS, R.: Die Herren von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen bis 1384. Allensbach 1961.
- Beschreibung des Oberamts Rottweil. Stuttgart 1875.
- Beschreibung des Oberamts Tuttlingen. Stuttgart 1879.
- Gemarkungskarte v. Baden-Württemberg 1 : 200000. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg.
- ÖTTINGER, J.: Chorographia Ducatus Wirtenbergici. Das Tvtlinger Amt vnd Hohentwiel 1612. (Nachdruck).
- Püschgerichtskarte der Freien Reichsstadt Rottweil aus dem Jahre 1564.
- PUTZGER: Historischer Weltatlas. 83. Aufl. Berlin-Bielefeld-Hannover 1961.
- Topographische Karten 1 : 25000, Nr. 7817, 7917, 7918, 8017, 8018. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg.

Buchbesprechungen

EDGAR HERMANN TRITSCHLER: Ebenemoos – Hof- und Familiengeschichte Tritschler. 1984. 573 Seiten mit 60 Abbildungen, zahlreichen Tabellen und 3 Anlagen. Vertrieb: Josef Tritschler, Ebenemooshof, Titisee-Neustadt/Schwarzenbach.

Es ist sicherlich ein besonderer Glücksfall, wenn ein Schwarzwaldhof eine Geschichte aufweisen kann, die in ununterbrochener Folge über fast fünf Jahrhunderte hinweg mit ein und derselben Familie – den Tritschler – verbunden ist. Fast noch erstaunlicher ist die Tatsache, daß sich zur Geschichte von Hof und Familie eine Fülle von Dokumenten und Nachrichten erhalten hat, teils in großen Archiven wie GLA und FF Archiv, teils – und das ist besonders bemerkenswert – im familiären Besitz der Ebenemooshof-Bauern. Letzteres erklärt sich aus dem Zusammentreffen mehrerer ungewöhnlicher Gunststände: Der Ebenemooshof blieb – wie in dem hier vorgestellten Buch schlüssig bewiesen wird – mindestens seit der Zeit der Bauernkriege von Brand ganz und von kriegerischen Ereignissen dank seiner abgeschiedenen Hochlage weitgehend verschont; hinzu kam ein seltenes Maß an Traditionssinn bei der Familie über all die vielen Hofbauergenerationen hinweg.

Die ungewöhnlich vielversprechende Quellenlage veranlaßte einen anderen Träger des Namens Tritschler, der Geschichte des bedeutenden (heute immer noch 180 ha umfassenden) Hofes, seiner Bewohner und ihres Namens nachzugehen. Aus den umfangreichen Forschungen des Autors ist schließlich ein im doppelten Sinne des Wortes gewichtiges Werk hervorgegangen, das einen vorzüglichen Einblick in die Lebens-, Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse des Schwarzwaldes und in die dadurch geprägten persönlichen Lebensumstände einer Bauerdynastie gibt. Breitgefächert in der Thematik, vielschichtig in den wissenschaftlichen Fragestellungen und Methoden, ansprechend in der Formulierung und reichhaltig in der Dokumentation – so bietet sich dem Leser diese Monographie dar, deren Bedeutung weit über die einer familienbezogenen Hauschronik hinausreicht. Tritschler versteht es vorzüglich, die spezifischen Verhältnisse des Ebenemooshofes mit den allgemein- und regionalgeschichtlichen Ereignisabläufen zu verknüpfen und bietet so im Spiegel der Geschichte eines Hofes und einer Familie einen guten Einblick in die Regionalgeschichte.

Bei der Lektüre mag sich der Leser gelegentlich fragen, ob nicht da und dort die Freude am Geschichte-Schreiben mit dem Autor durchgegangen ist, so, wenn sich die Ausführungen zu Teilthemen wie Besiedelung des Schwarzwaldes, Bauernkriege, Schwarzwälder Hausformen oder Namen- und Wappenkundliches zu kleinen Sonderstudien auszuwachsen scheinen; im weiteren Verlauf der Lektüre aber wird er bald erkennen, daß ihm eine knappere Darstellung viele Einsichten in überraschende Zusammenhänge verbaut hätte.

Zwei kritische Anmerkungen seien zum Schluß noch erlaubt: Die vielfältigen Ansätze des Autors, Name und Herkunft der Tritschler zu erklären, sind außerordentlich interessant, ja geradezu faszinierend; jedoch kann der Versuch des Autors, zwischen dem ältesten urkundlich belegten Tritschler über einen nur vermuteten noch älteren Tritschler zum ersten namentlich genannten Ebenemoos-Bauer Jeckly Switzer eine verwandtschaftliche Linie herzustellen, nicht ganz überzeugen; hier setzt wohl die Quellenlage eine endgültige Erkenntnissschranke.

Ein weiteres noch, eher ein Wunsch: Ein Register, das sich nicht allein auf Personen-namen beschränkt, würde den Gebrauchswert des vorzüglichen Buches noch erhöhen.

Man kann das rundum gelungene Werk nur empfehlen und möchte ihm viele Leser wünschen.

W. Hilpert

KARL S. BADER: Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte. Bd. I/II: Schriften zur Rechtsgeschichte, ausgewählt und herausgegeben von CLAUDIETER SCHOTT, 639 + 620 S.; Bd. III: Schriften zur Landesgeschichte, ausgewählt und herausgegeben von HELMUT MAURER, 747 S. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983/84.

Herausgeber und Verleger dieser umfassenden Sammlung sind über den ursprünglichen Plan, verstreut und entlegen erschienene Aufsätze von Karl S. Bader neu vorzulegen, hinausgegangen und bieten jetzt in zwei (allerdings nicht streng thematisch zu trennenden) Abteilungen von ihnen ausgewählte Schriften des Verfassers in breiter Streuung. Für unsere Vereinszeitschrift ist natürlich der dritte, der Landesgeschichte gewidmete Band besonders ergiebig; er enthält neben allgemeinen methodischen Ausführungen in landschaftlicher Gliederung u. a. acht Arbeiten zur Geschichte von Baar und Otschwarzwald, darunter auch einen bisher ungedruckten Vortrag und den Nachdruck des im 25. Heft unserer „Schriften“ erschienenen Aufsatzes über die Landgrafschaft Baar vor und bei ihrem Übergang an das Haus Fürstenberg, sowie – zugleich zum Abschluß des Gesamtwerkes – im biographischen Teil den in der Zeitschrift „Hegau“ 1959 gedruckten Nachruf auf Prinz Max Egon zu Fürstenberg, der den Verfasser seinerzeit zum Leiter des F. F. Archivs berief. Auch in den beiden von Baders Nachfolger im Zürcher Lehramt herausgegebenen Schriften zur Rechtsgeschichte befinden sich unser Gebiet berührende Arbeiten, da der Verfasser ja auch bei seinen rechtshistorischen Forschungen häufig von Erscheinungen seiner Baarerer Heimat ausging. Es sei nur beispielsweise auf zwei Aufsätze hingewiesen, in denen auf Grund fürstenbergischen Archivmaterials Prozesse vor dem Reichskammergericht bzw. kaiserlichen Reichshofrat geschildert werden. Die selbständig in Buchform erschienenen Arbeiten Baders sind in die vorliegende Sammlung nicht einbezogen, ebenso auch nicht die besonders zahlreichen Rezensionen (rund 700 Buchbesprechungen und Anzeigen); dagegen ist eine der Erstlingsschriften, die im Buchhandel längst nicht mehr greifbare Freiburger juristische Dissertation über das Schiedsverfahren in Schwaben im Mittelalter (1929), neu nachgedruckt. Insgesamt reichen die dargebotenen Stücke von der Gymnasialzeit Baders bis in die Altersjahre (1922 bis 1980). Beide Herausgeber haben ihren Bänden charakteristisch sich unterscheidende Vorworte, die Lebensgang und Lebenswerk des Verfassers schildern, beigegeben, der letztere ein Dankeswort an Herausgeber und Verlag beigelegt. Im Impressum ist, worauf besonders hingewiesen werden darf, erwähnt, daß S. D. Joachim Fürst zu Fürstenberg die Drucklegung durch einen namhaften finanziellen Zuschuß unterstützt hat.

G. Goerlipp

HERMANN MILDENBERGER: Der Maler Johann Baptist Seele. 308 Seiten Text, 8 Farbtafeln, 24 Tafeln mit 96 Schwarzweißabbildungen. Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte, Band 5. Verlag Ernst Wachsmuth, Tübingen 1984.

Johann Baptist Seele (1774-1814), Sohn eines Fürstenbergischen Soldaten (miles) in Meßkirch, aufgewachsen in Hüfingen, nachmals Hofmaler und Galeriedirektor des Königs Friedrich I. in Stuttgart: ihm gilt Hermann Mildenbergers Monographie „Der Maler Johann Baptist Seele“, die als Band 5 in der Reihe „Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte“ 1984 im Verlag Ernst Wachsmuth Tübingen erschienen ist.

In der aus einer Promotionsarbeit hervorgegangenen Untersuchung kommt der Autor zu der Erkenntnis, Seele habe die ihm zustehende Beachtung in der neueren Literatur nicht

nur nicht gefunden, sondern sei auch in seinem Schaffen bis in die jüngste Zeit falsch eingeschätzt worden. Vielen war er nur als Schlachtenmaler bekannt. Als Porträtmaler stand er mehr oder weniger im Schatten der Vertreter des „Schwäbischen Klassizismus“. An diesem bis in die jüngste Zeit vorherrschenden Bild die notwendigen Korrekturen anzubringen und Seele den ihm zustehenden Platz als zentrale Figur der südwestdeutschen Kunst um 1800 zuweisen, ist die eigentliche Aufgabe der vorliegenden Arbeit.

In den Jahren 1789-1792 Zögling der Hohen Karlsschule, einer zur Hochschule erho-benen Herzoglichen Militärakademie, schwärmte der junge Seele für die Französische Re-volution – gleich seinem Mitzögling Joseph Anton Koch, dem nachmaligen Landschaftsmaler. In einen Fluchtplan verwickelt, der verraten wurde, erhielt der knapp 18jährige Seele fünf Monate Haft. Durch die Intervention seiner Gönnerin, der Fürstin Maria Antonia zu Fürstenberg, einer Prinzessin aus dem Hause Hohenzollern-Hechingen, kam Seele nach Donaueschingen zurück und ist bis 1796 an verschiedenen Orten nachweisbar.

Um diese Zeit – so Mildenberger – „schulte er sich im revolutionären Frankreich an den Porträts von Jacques Louis David mit ihren frührealistischen Zügen und an den Genresze-nen von Louis Leopold Boilly, deren Kompositionsmerkmale er häufig übernahm“. Die beiden französischen Vorbilder wurden für Seeles ganze weitere Entwicklung bestimmend. Mit vielen seiner Porträts und Genreszenen erweist er sich „als prononciertester Vertreter des frühen deutschen Realismus“. Die mehrfach geäußerte Meinung, Seele könnte in der Schweiz oder in Württemberg Wiedergaben von Bildern der beiden Franzosen gesehen ha-ben, erklärt nach Mildenberger nicht „die Vielseitigkeit und die Intensität des Einflusses, der sich auch in maltechnischer Hinsicht durchschlagend ausgewirkt hat“.

Es ist hier nicht der Raum, auf den fraglichen Parisaufenthalt, für den es archivalische oder biographische Zeugnisse bisher nicht gibt, näher einzugehen. Mildenberger setzt ihn „gegen 1795“ – ein Jahr vor dem Schweizer Aufenthalt – an.

Endgültig – und dies geht den Lokalhistoriker an – räumt der Autor des 308 Seiten star-ken Werkes auf mit der Zuschreibung der im Hüfinger Stadtarchiv verwahrten sogenannten „Autobiographie“ an den Maler Seele, wie es durch die bisherigen Editoren Kurt Senn und Lucian Reich geschah. Das Manuskript trägt in Wirklichkeit die Handschrift des fiktiven Empfängers J. B. Wölflin, des Onkels von Seele. Weder die Schrift noch die Unterschrift stammen von Seele, wie Mildenberger anhand eines Schriftvergleichs mit Seeles erhaltenen Briefen und Eingaben im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und im Staatsarchiv Ludwigsburg feststellen konnte.

Die Biographie, datiert auf den 20. Juli 1812, fällt – wie man weiß – in eine Zeit, da Wölflin, seit 1806 F. F. Gefällverwalter in Hüfingen, unter seinen Mitbürgern äußerst un-populär war. Hauptgrund: er war verwickelt in Seeles Schenkung eines großformatigen Kreuzigungsbildes an die Bürgerschaft der Stadt. Aus der Schenkung entstanden hohe, ver-tragsmäßig abgesicherte Folgekosten, die sich auf über 675 Gulden (ein Siebtel der damali-gen Hüfinger Jahreseinnahmen) beliefen. Wölflin, der ehrgeizige Organisator der „unbe-liebten“ Schenkung, – so folgert Mildenberger – war als erster interessiert an einem Doku-ment, das die kostspielige Schenkung rechtfertigen sollte. Mithin eine Biographie, der die Tugend des „sine ira et studio“ abgeht, die als Quelle über den Maler mit äußerster Vorsicht zu lesen ist.

Das gilt insbesondere für die Angaben über die Beziehungen des Malers Seele zum Do-naueschinger Hof in den Jahren 1792-96. Entgegen den Behauptungen in der Biographie gibt es laut Mildenberger keinen einzigen dürftigen Beweis, daß „eines der rund 40 Ge-mälde und bildmäßig durchgeführten Zeichnungen“, die in den Donaueschinger Sammlun-gen sich finden, vor 1796 entstanden ist. Die frühesten, soweit sie im Besitz der F. F. Sammlun-gen sind, datiert Mildenberger ins Jahr 1796. Nach dem, was an Bildern greifbar sei, habe Seele im Zeitraum 1796/97 bis 1800 intensiv, wenn auch nicht ausnahmslos, für die

Fürsten zu Fürstenberg gearbeitet. Gut die Hälfte der heute im Besitz des Hauses Fürstenberg befindlichen Seele-Bilder sind, wie der Autor der Seele-Monographie nachweist, Arbeiten, die nach 1800, in Stuttgart und Karlsruhe, entstanden sind. Und er bescheinigt dem Fürstenhaus, daß es den einst geförderten Maler auch nach seinem Weggang von Donauschingen, geschätzt und Werke von ihm zielbewußt gesammelt habe.

L. Honold

BURKHARD KRUPP, MATTHÄ KLEISER und andere: Schollach – Heimatgeschichte einer Talgemeinde. Gemeinde Eisenbach 1983. 488 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Die nahezu 500 Seiten umfassende Chronik von Schollach ist ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Buch: Bemerkenswert ist zunächst, daß sich in einem Dorf von nicht einmal 300 Einwohnern mehrere Autoren gefunden haben, um die Geschichte dieses Dorfes und seiner Bewohner zusammenzutragen, und daß es ihnen gelungen ist, als Ergebnis ihrer Arbeit ein Werk aus einem Guß vorzulegen. Bemerkenswert ist auch, daß die Autoren, allesamt Laien, ihr Werk auf gründlicher Quellenforschung aufgebaut haben, wenngleich sie ihr Buch nicht als wissenschaftliche Arbeit, sondern als „Heimatbuch“ verstanden wissen wollen. Ein Heimatbuch ist in der Tat daraus geworden, jedoch nicht eines, das eine eindimensionale, romantisierende Darstellung im Sinne des kommerzialisierten Heimat- und Trachtenrummels bietet, sondern eines, das, wie es im Geleitwort treffend formuliert ist, zur Zwiesprache zwischen Vergangenheit und Gegenwart anregt.

Bemerkenswert ist schließlich die überraschende und sinnreiche Einteilung in Chronik des Gesamtortes (mit seinen Bezügen zu den übergeordneten Herrschaften des Klosters Friedenweiler und der Fürstenberger) und Chronik der einzelnen Höfe und ihrer zugehörigen Familien. Hierdurch gelingt den Autoren eine Einbindung nahezu jedes Schollachers in Vergangenheit und Gegenwart seines Heimatortes.

Die Chronik ist jedoch auch über die Talschaft hinaus von Bedeutung, zeigt sie doch am Einzelbeispiel allgemeine und spezielle Strukturen in ihren Wechselbezügen auf. Herrschafts- und Lebensverhältnisse, kirchliche, schulische und politische Entwicklungen – hierbei sei besonders auf das ausführliche Kapitel über Schollach im Dritten Reich verwiesen –, land- und forstwirtschaftliche und gewerbliche Strukturveränderungen in Vergangenheit und Gegenwart bis hin zu den Auswirkungen der äußeren Lebensbedingungen auf die jeweilige Einwohnerzahl werden verdeutlicht. Die Auswanderungen nach Südosteuropa und Amerika kommen dabei ebenso zur Sprache wie Kriegsverluste und Flüchtlingszuzüge, aber auch Fremdenverkehr und modernes Pendlerwesen.

Der interessant und kenntnisreich dargestellte Inhalt wird ergänzt durch eine ansprechende Aufmachung: zahlreiche Fotos, Reproduktionen von Karten und Originaldokumenten und über 60 Zeichnungen Schollacher Gehöfte von Alfons Braunbarth sowie ein ausführlicher Registerteil runden das Buch ab.

Über kleine Schwächen wie die uneinheitliche Zitierweise originaler Quellentexte, die nicht immer konsequente Systematik der Anmerkungen oder die unkritische Übernahme fehlerhafter Angaben (Albert Kleiser kann unmöglich im November 1940 in London Opfer einer V2 gewesen sein: V1 und V2 wurden erstmals im Juni bzw. September 1944 eingesetzt) sieht man bei diesen engagierten Laienhistorikern in Anbetracht ihrer lobenswerten Gesamtleistung gerne hinweg.

W. Hilpert

HERBERT BERNER (Hrsg.): Fasnet im Hegau und Linzgau.

Mit Beiträgen von: H. Bäurer, H. Berner, A. Eble, P. Fischer, F. Götz, M. Ill, H.-P. Jehle, K. Keller-Uhl, W. Kutter, P. R. Müller, H. Rehm, H. Ruck, A. Salewski, Ch. Sauter, F. G. Schmieder, W. Wetzler und W. Wiedemann. Verlag des SÜDKURIER, Konstanz 1982. 336 Seiten mit 208 Abbildungen, davon 100 in Farbe, vierfarbiger Einband.

Mit diesem stattlichen Werk, das eine vollständig neu bearbeitete Auflage des 1959 im Selbstverlag des Vereins für Geschichte des Hegaus e.V. Singen (Hohentwiel) erschienenen Werkes „Fasnet im Hegau“ (ebenfalls herausgegeben von Herbert Berner) ist, wird dem interessierten Leser umfassend Auskunft gegeben über die Fasnet in einem großen Teilgebiet der schwäbisch-alemannischen Fasnachtslandschaft.

Nicht nur die Ausweitung bzw. Hinzunahme des Bodenseegebietes und des Linzgaus macht diesen informativen Band, der mit einer guten Auswahl von ausgezeichneten und markanten Fotos ausgestattet ist, zu einem echten Nachschlagewerk in Sachen Fasnet, auch die Themenwahl des Herausgebers und seiner Mitautoren zum „Phänomen Fasnacht“ im Allgemeinen verdient Lob und Anerkennung.

Ehe die „alten Narrenhochburgen“ Engen, Konstanz, Markdorf, Meersburg, Meßkirch, Pfullendorf, Radolfzell, Singen, Stockach und Überlingen zu Wort kommen, indem ihre Geschichte und Eigenheiten vorgestellt werden, befassen sich einige Autoren mit historischen, volkskundlichen und theologischen Fragen und Problemen, wobei die neuesten Ergebnisse der Fasnachtsforschung miteinbezogen werden. So ein Beitrag des 1980 verstorbenen Wilhelm Kutter: „Die Schwäbisch-alemannische Fasnacht – ihr Ursprung und ihr Ablauf“; Herbert Berner behandelt „Das Werden und Wesen unserer Fasnacht“ und „Fasnet im Hegau, Grundmotive – Brauchtumsfiguren – Geschichtliches“, und Friedrich Georg Schmieder setzt sich mit dem Problem „Warum Fasnacht?“ auseinander.

Hauptanliegen dieser ganz im närrischen Geist zusammengestellten Gemeinschaftsarbeit aber ist es, das überraschende und nicht einfach zu erklärende Entstehen von rund 150 neuen Fasnachtsvereinigungen seit den 50er Jahren festzuhalten und die „jungen Narren“ im Kreise der „alten Hasen und Fuchse“ hoffähig zu machen. So werden, in 6 Landschaften (Randen, Rosenegg, Höri-Bodanrück, Nellenburg, Linzgau und Heuberg) unterteilt, die seit der Nachkriegszeit aus dem Boden geschossenen neuen Zünfte und Vereinigungen vorgestellt, deren Gründung auf das Jahr genau angegeben werden kann (was meist leichter ist als bei den alten Zünften!), die Maskengestalten werden beschrieben und die Besonderheiten im „Brauchtum“ festgehalten. Erfreut zeigen sich dabei die Verantwortlichen, daß man allerorten allmählich zu den salonfähigeren Holzmasken und -larven übergeht. Was in den ländlichen Orten früher noch undenkbar gewesen wäre: heutzutage ist man stolz auf schwankhafte Ortsbegebenheiten und Necknamen und nimmt oder nahm diese auf, um eine ortseigene Narrengestalt zu kreieren und mit viel Phantasie auszubauen.

Über „Entstehung, Wirken und Nachwirkung“ des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (Herbert Berner) wird ebenso ausführlich berichtet wie über „Das Langensteiner Fasnachtsmuseum“ (Franz Götz). Heischebräuche, ihre Hintergründe, Fasnetverse allgemein und Spottverse speziell werden behandelt (Hans-Günther Bäurer) und in großer Zahl im Wortlaut wiedergegeben. Eine Zuschreibung auf einzelne Orte kann dabei nur anzeigen, wo sie der Bearbeiter in Erfahrung gebracht hat, eine große Anzahl davon gibt es in gleicher oder leicht abgewandelter Form im gesamten Gebiet der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, außer das „Fasnetliedle“ bezieht sich auf eine ganz bestimmte Person eines Ortes!

Eine „Ausgewählte Bibliographie zur Fasnacht im Hegau und Linzgau“, zusammengestellt von Albrecht Salewski, rundet diese „Bibel der Narren vom Hegau und Linzgau“ ab und macht sie zusammen mit einem Ortsregister und dem Verfasserregister zu einem sehr

informativen und echten Nachschlagewerk über die Fasnacht, das nicht nur für den Hegau und Linzgau interessant ist. Alle ernsthaften Fasnachtsforscher sollten es in ihrem Bücherschrank stets zum Greifen nahe haben.

G. Goerlipp

HUGO SCHNEIDER (Hrsg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden.

Sonderveröffentlichung als 64. Jahresband des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. mit Sitz in Offenburg. Gesamtherstellung: A. Morstadt Buch- und Offsetdruck, Kehl 1984. 520 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Zeichnungen.

Mit dieser wohl gelungenen Publikation, die eine Neubearbeitung eines 1931 erschienenen und längst vergriffenen Bandes mit demselben Titel ist, haben, wie das Verzeichnis der Mitarbeiter zeigt, 43 Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden für das Gebiet von Rastatt bis zur Kirnburg bei Herbolzheim alle Burgen, Schlösser, Burgställe und bekannten ehemaligen Burgplätze erforscht und für die interessierte Allgemeinheit zusammengetragen. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter waren sich bewußt, daß sich die Betrachtungsweise während der letzten 50 Jahre geändert hat und sich das Wissen über einzelne Burgen und Schlösser durch intensive Einzelforschungen beträchtlich vermehrt hat. Trotzdem aber wurde des Umfanges wegen auf eine knappe sachbezogene Darstellung Wert gelegt, und die Forderung an die Bearbeiter, „wissenschaftlich zuverlässig und leserfreundlich“ zu schreiben, wurde befolgt.

Das Inhaltsverzeichnis mit der Aufzählung der insgesamt 104 Objekte ist unterteilt in die Gebiete: Von der Murg zur Oos, Von der Oos bis zur Rench, Von der Rench bis zur Kinzig, Der Raum Offenburg, Hanauerland und Ried, Von der Kinzig bis zur Bleiche und Kinzig- und Gutachtal, und mit Nummern versehen, die wiederum auf einer großen Übersichtskarte den jeweiligen Standort der gesuchten Burg, des Schlosses etc. angeben. Um das geschaffene Werk vollends lexikonartig benutzen zu können, ist noch eine alphabetische Auflistung angeschlossen.

Von Prof. Dr. Hans-Martin Maurer, Stuttgart, bekannt als Burgenspezialist, erfährt man eingangs ausführlich Allgemeines über „Die Burg“, wie Burgenbau, Adelspolitik, Gestalt und Funktion, Befestigungsrecht und Burgfrieden.

Es folgen dann auf über 450 Seiten die 104 Burgen, Schlösser, Burgställe und Burgplätze, wobei zuerst jeweils die Stadt, die Gemarkung und die Lage angegeben werden, danach folgt bei den meisten Objekten eine Aufzählung ihrer im Laufe der Zeit abgewandelten Namen. Knapp, für ein solches Inventar aber ausführlich genug, wird dann die Geschichte der Objekte mit den einzelnen bekannten Bau- und Erweiterungsperioden behandelt, und die Erbauer, die Besitzer-Familien und die Lehensherren werden aufgeführt. Soweit genaue Jahreszahlen der Übergaben bekannt oder zu ermitteln waren, sind diese festgehalten.

Dankenswerterweise erfährt der Leser auch gleich in Kurzform den Inhalt der sich um die einzelnen Burgen, Schlösser etc. rankenden Sagen. Ausführliche Literaturangaben zu den besprochenen Objekten runden die Information jeweils ab und geben dem, der weiter in die Geschichte einer Burg etc. eindringen will, genügend wertvolle Hinweise. Mit einer kurzen Auflistung und Beschreibung der „Schanzen und Linien in Mittelbaden“ schließt diese neue Bestandsaufnahme.

Für den Laien ist zum besseren Verständnis des Textes bzw. der „Fachausdrücke“ in Sachen Burgen- und Befestigungsbau ein alphabetisches Verzeichnis beigegeben, das vor Ort die gewünschte Auskunft geben kann.

Der Historische Verein für Mittelbaden hat sein gestecktes Ziel, den Fachleuten und interessierten Laien ein brauchbares Nachschlagewerk in die Hand zu geben, dank zahlreicher Mitarbeiter erreicht und das Problem der Übersichtlichkeit durch ein einheitliches System auch gut gelöst, wofür ihm ein sicherlich großer Leserkreis dankbar sein wird. Durch den Abdruck sehr vieler aufschlußreicher Abbildungen, seien es neue Aufnahmen der behandelten Objekte, die gleichzeitig den derzeitigen Bestand festhalten, oder durch die Wiedergabe alter Stiche, Lithographien oder Ausschnitte von Karten und zahlreicher Grundrisse und Lageskizzen, erfährt das Werk eine erfreuliche Abrundung.

Burgenspezialisten und Freunde der Vergangenheit ihrer Heimat werden diese Zusammenstellung gerne zur Hand nehmen oder bei „Burgenexkursionen“ in ihren Rucksack stecken, der suchende Genealoge aber, der sich wertvolle Hinweise für seine Geschlechterforschung verspricht, wird ein Namensregister sicherlich vermissen. Dies ist aber nicht die eigentliche Aufgabe dieses Burgen- und Schlösserinventares eines geschichtlich bedeutenden Teiles des deutschen Südwestens.

Es ist insgesamt gesehen ein Werk, zu dem man den Herausgeber und den Historischen Verein für Mittelbaden nur beglückwünschen kann.

G. Goerlipp

AUGUST VETTER: Hüfingen. Das einstige Brigobanne, bedeutende alemannische Siedlung, ehemaliger Herrschaftssitz, fürstenbergische Oberamts- und badische Amtsstadt, die Künstlerstadt im Herzen der Baar. Herausgeber: Stadt Hüfingen 1984. 715 zweispaltige Seiten mit zahlreichen Abbildungen, darunter 16 in Farbe.

Wenn ein Städtchen, dessen greifbare geschichtliche Spuren so weit zurückreichen, wie dies bei Hüfingen der Fall ist, die erste urkundliche Erwähnung seines jüngsten Namens zum Anlaß nimmt, eine 900-Jahr-Feier zu veranstalten, so mag man dies entweder für allzu große Bescheidenheit oder aber für ein geradezu klassisches „Understatement“ halten. Wenn jedoch das an ein mehr oder minder zufällig erhaltenes Datum anknüpfende Jubiläum zu einer solch umfassenden Bestandsaufnahme der Ortsgeschichte führt, wie dies für Hüfingen geschehen ist, so ist eine Jubiläumsfeier mehr als gerechtfertigt.

August Vetter hat mit seiner Ortschronik eine immense Fleißarbeit geleistet. In dem umfangreichen Werk ist nicht nur eine Fülle von Archivalien ausgewertet, sondern es wird auch die gesamte – oft nur schwer zugängliche – Literatur zu Hüfingen darin aufgearbeitet. Somit liegt nun ein Kompendium vor, das den neuesten Kenntnis- und Erkenntnisstand in Sachen Hüfingen wiedergibt und damit eine solide Basis für künftige Forschungen darstellt.

Vetter führt zunächst gründlich in die bis auf die Bronzezeit zurückreichenden Bodenfunde ein, wobei er den Leser die interessante Fundgeschichte anschaulich miterleben läßt. Die römische Militärsiedlung Brigobanne und die durch ungewöhnlich bedeutende Gräberfunde belegte alemannische Folgesiedlung sind weitere Schwerpunkte im vor- und frühgeschichtlichen Teil der Chronik.

Mit der erstmaligen Nennung des Namens Hüfingen in einer Gütertauschurkunde von 1083 leitet Vetter dann den mittelalterlichen Teil der Hüfinger Geschichte ein. Trotz der für die erste Zeit nur dürftigen Quellenlage versucht Vetter geschickt, etwas mehr Licht in die frühen Herrschaftsverhältnisse Hüfingens zu bringen; er führt gute Gründe für seine Vermutung an, daß die starke Rechtsstellung des Klosters St. Märgen in Hüfingen im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung Zähringer-Zollern und damit auch Papst-Kaiser gesehen werden muß.

Im folgenden behandelt der Autor den Übergang der Herrschaftsrechte an die Herren von Blumberg, den merkwürdigen Doppelstatus von Stadt und Dorf Hüfingen und die Epoche der Herrschaft der Schellenberger bis zum Niedergang dieses Geschlechtes im 17. Jahrhundert, der zum Verkauf Hüfingens an das Haus Fürstenberg führte.

Hüfingen während des Dreißigjährigen Krieges, die berühmt-berüchtigten Hexenprozesse, die zahllosen Rechtshändel zwischen Herrschaft und Stadt, die vielfältigen kriegerischen Auseinandersetzungen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts sowie die wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl im agrarischen wie im gewerblichen Bereich sind Themen der weiteren Kapitel. Eingehend und unter vielerlei Gesichtspunkten wird schließlich die Entwicklung Hüfingens im 19. und 20. Jahrhundert gewürdigt.

In Sonderabschnitten beschäftigt sich Vetter detailliert mit der Kirchen- und Schulgeschichte Hüfingens, insbesondere aber mit dem, was Hüfingen über andere Städte seiner Größenordnung hinaushebt: mit den zahlreichen bedeutenden Künstlern. In einem letzten Abschnitt geht der Autor schließlich auf Brauchtum und Vereinsleben ein.

An den chronikalischen Teil schließt sich ein Anhang an, der u.a. differenzierte Einwohner- und Berufsstatistiken aus dem 18. Jahrhundert, die Erklärung alter Maße, Gewichte und Münzen und ein umfassendes, sorgfältig gearbeitetes Flurnamenverzeichnis enthält. Abgerundet wird das Werk schließlich durch ein Register, das es ermöglicht, die gewichtige Chronik auch als Nachschlagewerk zu benutzen.

Vetters Chronik von Hüfingen geht weit über den Rahmen einer reinen Stadtgeschichte hinaus. Zwar stellt sie die individuelle geschichtliche Entwicklung eines Ortes in den Mittelpunkt, läßt aber an zahlreichen Stellen Zeittypisches deutlich werden. Darüber hinaus öffnet sie den Blick auf größere Zusammenhänge. Sie leistet damit einen gewichtigen Beitrag zur Erschließung und zum Verständnis der Vergangenheit der Baar.

So manchen Druckfehler, irreführende Fußnotenziffern und kleine Flüchtigkeiten bei Text oder Bild nimmt man in Kauf angesichts der kurzen Zeitspanne, in der dieses grundlegende und gelungene Werk fertiggestellt werden mußte.

W. Hilpert

JOACHIM MAIER: *Schulkampf in Baden 1933–1945. Die Reaktion der katholischen Kirche auf die nationalsozialistische Schulpolitik, dargestellt am Beispiel des Religionsunterrichts in den badischen Volksschulen.* – Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Band 38. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1983. 304 Seiten.

Maiers Studie, eine etwas veränderte Fassung seiner Freiburger Dissertation, stellt auf der Grundlage umfangreichen Materials aus kirchlichen und staatlichen Archivbeständen die systematische Ausdünnung und Abschnürung des kirchlichen Einflusses in der Erziehung und die versuchte Ersetzung durch eine systemkonforme Ideologie sowie die Reaktion von Kirchenverwaltung, Klerus und Lehrerschaft sehr eindrucksvoll dar.

In weitgespanntem Bogen greift Maier zunächst auf die schulpolitische Auseinandersetzung um Bekenntnisschule oder Simultanschule im Baden des 19. Jahrhunderts zurück, zeichnet dann die weiteren Stationen der Entwicklung bis zum Abschluß von Badischem und Reichs-Konkordat (beide 1933) nach, um auf diesen Grundlagen die Auseinandersetzung – hauptsächlich während der dreißiger Jahre – ausführlich zu untersuchen. Nicht zuletzt dank vorzüglicher sprachlicher Gestaltung gelingt es dem Autor, deutlich zu machen, wie der Anspruch des totalitären Staates, alle Lebensbereiche unter seine Kontrolle

zu bringen, mit geradezu unheimlicher Konsequenz und bürokratischer Lückenlosigkeit durchgesetzt wurde: Mit dem Gesetz über die Grund- und Hauptschulen 1934 wurden die Weichen gestellt; über eine systemkonforme Lehreraus- und -weiterbildung und durch Druck von Seiten des NSLB auf die Lehrer, die Erteilung des Religionsunterrichts zu verweigern, wurde die „Entkonfessionalisierung“ der Schule vorangetrieben. Die Kirche sah sich nun gezwungen, die Lücken in steigendem Maße durch Geistliche auszufüllen, die wiederum via Treuegelöbnis staatlicher Kontrolle unterworfen wurden. Schulverbote für politisch mißliebige Geistliche, Abdrängen des Religionsunterrichts in ungünstige Tageszeiten und Beeinflussung von Schülern mit dem Ziel, sie zur Abmeldung vom Religionsunterricht zu bewegen, drängten die Kirche weiter in die Enge. Am Ende standen schließlich behördliche Eingriffe in die inhaltliche Gestaltung des Unterrichts, die im Verbot von Unterrichtsmaterialien wie der – freilich fragwürdigen – „Katechismus-Wahrheiten“ oder einer neuen Biblischen Geschichte gipfelten. All diese Schikanen und die zahllosen auf Denunziation zurückgehenden Verfahren werden vom Autor in ausführlichen Fußnoten und unter Nennung von Orten und Personen auch aus der Baar detailliert belegt.

Weniger konsequent als das Vorgehen des nationalsozialistischen Staates erscheint dagegen das Reagieren der Kirche. Anpassung oder Widerstand, Fügung ins Unabänderliche oder standhaftes Stehen zu tradierten Grundsätzen, Nonkonformismus zwischen den Zeilen oder Bekennermut, kluge Zurückhaltung oder törichte Offenheit, ängstliches oder anklagendes Schweigen? – Fragen, die sich dem Leser des angezeigten Buches förmlich aufdrängen. Doch es erweist sich auch hier wieder, daß die Ausschließlichkeit einer „Entweder – oder“-Antwort der geschichtlichen Wahrheit kaum entspricht; durch ein „Sowohl – als auch“ wird die Reaktion der Katholischen Kirche in dieser Auseinandersetzung wirklichkeitsnäher beschrieben, wie Maiers Studie zweifelsfrei erweist.

Maier befaßt sich eingehend mit der Haltung der kirchlichen Obrigkeit, insbesondere mit den Wandlungen des Erzbischofs Conrad Gröber. Die Blauäugigkeit des Diözesanoberhauptes in den ersten Monaten nach der Machtergreifung, das sinnlose Hoffen auf Kompromißmöglichkeiten, hervorgehend aus einer Fehleinschätzung der eigenen Machtposition, in den folgenden Jahren, die manchmal allzu beflissene Nachgiebigkeit und das späte-allzuspäte Pochen auf kirchliche Rechts- und Grundsatzpositionen werden von Maier jedoch nicht einfach referiert. Er macht auch deutlich und belegt seine Feststellungen, wie sehr das als Kapitulation verstandene Verhalten des Ordinariats gegenüber den Machthabern das Vertrauensverhältnis zu der nicht gerade geringen Zahl der Geistlichen belastet hat, die sich nicht mit dem Grundsatz „Seid klug wie die Schlangen“ zufriedengeben wollten, sondern die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als geistige Herausforderung anzunehmen und durchzustehen bereit waren.

Schließlich wird anhand des für die Kirche heiklen Themenbereichs „Altes Testament“ an zahlreichen konkreten Fällen sehr eindrucksvoll gezeigt, wie die Kirche zwischen die Mühlsteine ihres eigenen religiös begründeten Antijudaismus und der Ablehnung des vom Staat vertretenen rassistisch begründeten Antisemitismus geriet, und wie sie zuguterletzt in einer „Wende zu Christus“ einen Ausweg zu finden hoffte.

So kann man dem Autor dieser sehr gründlich gearbeiteten und lesenswerten Studie in seinem Urteil, daß „die Kirche der Verantwortung, die ihr 1933 überlassen wurde, nur teilweise gerecht wurde“, nur zustimmen.

Vereinschronik

1982 – 1984

War zu Beginn der 80er Jahre eine geradezu stürmische Entwicklung der Mitgliederzahlen unseres Vereins festzustellen, ist der Berichtszeitraum durch eine Stabilisierung der Zahl der Vereinsmitglieder gekennzeichnet. Dies war weniger durch eine geringere Zahl von Beitritten bedingt als durch den Tod relativ vieler, zum Teil langjähriger Mitglieder. Während dem Verein per 1. Januar 1982 538 Mitglieder angehörten, waren es ein Jahr später bei 17 Zu- und 15 Abgängen 540 Mitglieder. Im Laufe des Jahres 1983 waren dann bei 16 Neuanmeldungen 24 Abgänge zu verschmerzen, so daß der Verein am Jahresende 1983 532 Mitglieder zählte. Im Jahre 1984 verlor unser Verein 16 Mitglieder, konnte dagegen 15 neue in seinen Reihen begrüßen. Somit betrug der Mitgliederstand des Vereins am 31. Dezember 1984 531, davon 490 persönliche und 41 korporative.

Folgende Mitglieder verlor der Baarverein durch Tod:

1982:

Maria Barth, Donaueschingen
Regina Hall, Hüfingen
Ludwig Henrich, Freiburg
Prof. Helmut König, Donaueschingen
Dr. Siegfried Kretzdorn, Schussenried
Hubert Mahler, Donaueschingen

Adolf Mark, VS-Schwenningen
Elisabeth Rothweiler, Donaueschingen
Hedwig Stadelmann, Donaueschingen
Dr. Max Weber, Freiburg
Paul Willimski, Blumberg

1983:

Josef Barth, Langenselbold
Emil Billing, Donaueschingen
Edwin Gleichauf, Donaueschingen
Dr. Arthur Graf, Donaueschingen
Maria Lieb, Geisingen

Prof. Dr. Wolfgang Müller, Freiburg
Martin Münzer, VS-Villingen
Ella Wehinger, Donaueschingen
Leo Wittenberg, Donaueschingen

1984:

Prof. Dr. Franz Kirchheimer, Freiburg
Helene Mall, Donaueschingen
Dr. Josef Pawlita, VS-Marbach

Gottfried Schafbuch, Hüfingen
Max Waldvogel, Donaueschingen

Der Verein hat in den jeweils auf das Todesjahr folgenden Mitgliederversammlungen seiner Toten gedacht.

*

Eine positive Entwicklung nahmen – bedingt durch den hohen Mitgliederstand und durch die seinerzeitige Beitragserhöhung, aber auch durch Spenden – die Vereinsfinanzen, so daß der Hauptausgabeposten „Schriften“ auch für die absehbare Zukunft finanziell abgesichert sein dürfte. Über die Einzelheiten der Finanzen wurde jeweils im Rahmen des Kasensberichtes der Jahresversammlungen Rechenschaft abgelegt.

*

Im folgenden seien die Veranstaltungen des Berichtszeitraumes mit den jeweiligen Teilnehmerzahlen (in Klammern) aufgeführt:

1982:

1. 4. Lichtbildervortrag von Herrn Dr. K. Kunze, Freiburg, über „Symbolik am Freiburger Münster“ (57)
24. 4. Halbtagesexkursion zum Wasserwerk und zum Klärwerk Donaueschingen (14)
9. 5. Halbtagesexkursion mit Herrn E. Ketterer, Bachheim, in die Enge-Schlucht und nach Bachheim (27)
16. 5. Wiederholung der Jahresexkursion des Vorjahres nach St. Gallen und ins Appenzeller Land (42)
24. 6. Lichtbildervortrag von Herrn Prof. Dr. Schweiniköper, Freiburg, zum Thema „Was ist eine Zähringerstadt?“ (44)
22. 8. Jahresexkursion in den Klettgau, nach Schaffhausen und Rheinau (116)
11. 9. Halbtagesexkursion mit Herrn Prof. W. Paul, Vöhrenbach, unter der Themastellung „Wenig bekannte Vulkanbauten am Rande des Hegaus“ (25)
2. 10. Halbtagesexkursion mit Frau Dr. E. Huber und Herrn Dr. L. Honold, beide Donaueschingen, nach Bonndorf und Ewatingen (24)
4. 11. Lichtbildervortrag von Frau Dr. E. Huber, Donaueschingen, über „Bildschnitzer des 18. Jahrhunderts im Schwarzwald-Baar-Kreis“ (20)

Zusätzlich fanden 6 „Kleine Abende“ statt.

1983:

14. 5. Halbtagesexkursion mit Herrn Prof. W. Paul, Vöhrenbach, in den Ost-Hegau und zum Bodanrück unter dem Thema „Auf den Spuren des jungeszeitlichen Rheingletschers und des Gletscherrheins“ (17)
19. 5. Lichtbildervortrag von Herrn Präs. a.D. Prof. Dr. K. Sauer, Merzhausen, zum Thema „Erdwärme als alternative Energie in Europa – Vorkommen, Nutzungsmöglichkeiten und Zukunftsaussichten“ (38)
21. 6. Lichtbildervortrag von Frau Dr. E. Huber, Donaueschingen, über „Bildschnitzer des 18. Jahrhunderts im Schwarzwald-Baar-Kreis“ (25)
25. 6. Halbtagesexkursion mit Herrn Dr. H.-L. v. Sperber, Donaueschingen, zur Thematik „Waldsterben im Schwarzwald“ (70)
2. 7. Halbtagesexkursion mit Herrn H. Herrmann, VS-Schwenningen, zur botanischen Erkundung des Raumes Obere Gauchachschlucht, Mundelfingen, Aubächle, Aselfingen (30)
17. 7. Jahresexkursion unter dem Arbeitstitel „Auf den Spuren der Herren von Zimmern“ (75)
24. 9. Halbtagesexkursion nach St. Blasien zum Besuch der historischen Ausstellung über das Kloster St. Blasien (50)
15. 10. Halbtagesexkursion nach Schwenningen zum Besuch des Heimatmuseums mit Führung durch Herrn Dr. M. Reinartz (10)
15. 11. Lichtbildervortrag von Herrn Prof. Dr. C. Grimm, München, über das Thema „Werkstattforschungen für altdeutsche Malerei – dargestellt an Beispielen der Donaueschinger und Münchener Sammlungen“ (43)
1. 12. Lichtbildervortrag von Herrn Oberforstdirektor Dr. K. Kwasnitschka, Donaueschingen, über „Die Waldpflege im Wandel der Zeit“ (38)

Es fanden außerdem 7 „Kleine Abende“ statt.

1984:

10. 4. Lichtbildervortrag von Herrn Präs. a.D. Prof. Dr. K. Sauer, Merzhausen, mit dem Thema „Weinrebe und Untergrund – ein Zusammenhang?“ (31)
5. 5. Halbtagesexkursion mit Herrn Präs. a.D. Prof. Dr. K. Sauer, Merzhausen, zum geologischen Weinlehrpfad nach Achkarren mit anschließender Weinprobe (47)
21. 5. Vortrag – im Rahmen der Tübinger Universitätstage vom Baarverein mitveranstaltet – von Herrn Prof. Dr. V. Press, Tübingen: „Das Haus Fürstenberg in der deutschen Geschichte der Neuzeit“ (ca. 120)
25. 5. Lichtbildervortrag – im Rahmen der Tübinger Universitätstage vom Baarverein mitveranstaltet – von Herrn Prof. Dr. G. Korfmann, Tübingen: „Neue deutsche Ausgrabungen im sogenannten Hafen von Troja“ (56)
26. 5. Geologische Ganztagesexkursion – im Rahmen der Tübinger Universitätstage vom Baarverein mitveranstaltet – unter Führung von Herrn Priv.-Doz. Dr. K.-D. Balke, Tübingen, ins Titiseegebiet und in die Wutachschlucht (23)
28. 6. Vortrag von Herrn Dr. A. Nauwerck, Lulea/Schweden, über „Entstehung, Verbreitung und Entwicklung von Wirtshausnamen im südwestdeutschen Sprachraum“ (27)
15. 7. Jahresexkursion ins Wiesental (91)
15. 9. Halbtagesexkursion mit Herrn Prof. W. Paul, Vöhrenbach, unter der Themenstellung „Quer durch die Schichtstufenlandschaft der Ost-Baar“ (30)
27. 10. Historischer Spaziergang durch den F.F.Park in Donaueschingen unter Führung von Herrn Dr. H.-L. v. Sperber, Donaueschingen (45)
22. 11. Farbfilm von Herrn K. Zimmermann, Blumberg, über „Die Haubentaucher“ (35)

Außer diesen Veranstaltungen fanden noch 4 „Kleine Abende“ statt. Hinzu kam eine erste Kontaktaufnahme mit der „Association des amis du musée de Saverne“, die am 23. September 1984 Donaueschingen besuchte und von Vereinsmitgliedern geführt wurde. Im Rahmen eines kleinen Empfangs hielten Monsieur R. Lutz für die Gäste, Frau Brigitte Leiber für die Stadt Donaueschingen und Wolfgang Hilpert für den „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ Begrüßungsansprachen.

*

Im Berichtszeitraum fanden jährlich 1–2 Vorstands- und Beiratssitzungen statt, die der Vorbereitung der Jahresversammlungen, der Programmberatung sowie den Vereinschriften galten.

Die satzungsgemäß vorgeschriebenen Mitgliederversammlungen wurden am 28. Januar 1982 (siehe Bericht in Bd. 34 der Schriften), am 13. April 1983 und am 15. März 1984 veranstaltet. Zum letztgenannten Datum waren Neuwahlen des gesamten Vorstandes fällig.

Es wurden gewählt bzw. wiedergewählt

a) in den geschäftsführenden Vorstand:

Wolfgang Hilpert als Vorsitzender der Abteilung Geschichte

Dr. Hans-Leopold von Sperber als Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte

Georg Goerlipp als Geschäftsführer

Hildegret Sattler als Schriftführerin

Karl Münch als Rechner;

- b) in den Erweiterten Vorstand:
Hildegard Minges
Karl Dörner
Emil Ketterer
Wolfgang Martin
Karl Zimmermann.

An die Regularien schloß sich bei beiden Mitgliederversammlungen – einer guten Tradition folgend – jeweils wieder ein kleinerer Lichtbildervortrag an: 1983 führte Herr Otto Huber, Donaueschingen, eine Serie vorzüglicher Dias unter dem Titel „Nur Blumen“ vor; 1984 erläuterte Herr Prof. Willi Paul, Vöhrenbach, unter dem Titel „Zum modernen Bild der Erde“ neueste naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu Entstehung und Ausbildung unseres Planetensystems.

Wolfgang Hilpert

Anschriften der Verfasser

- Aschoff, Dieter, Günterstalstraße 20, 7800 Freiburg
Banse, Horst, Katrepeler Landstraße 6, 2800 Bremen 33
Goerlipp, Georg, Hindenburgring 10, 7710 Donaueschingen
Herrmann, Helmut, Am Schwalbenhaag 2, 7730 VS-Villingen
Hilpert, Wolfgang, Klenkenreute 29, 7710 Donaueschingen
Honold, Dr. Lorenz, Talstraße 41, 7710 Donaueschingen
Knapp, Ulrich, Burgsteige 8, 7400 Tübingen
Knaupp, Dieter, Christophstraße 36, 7730 VS-Schwenningen
Paul, Prof. Willi, Hagenreutestraße 57, 7741 Vöhrenbach
Sauer, Prof. Dr. Kurt, Weberstraße 10a, 7802 Merzhausen
v. Sperber, Prof. Dr. Hans-Leopold, Josefstraße 1, 7710 Donaueschingen
Vögele, Fritz, Brunnenstraße 2, 7717 Immendingen
Wagner, Christa und Dr. Hans-Robert, Mühlenweg 2, 7827 Löffingen 3
Weber, Andreas, Leinwiesenstraße 12, 7322 Donzdorf
Witschel, Dr. Michael, Neuhäuserstraße 14, 7800 Freiburg-Kappel

